
P. K. Rosegger's
Schriften
Volks-Ausgabe
L. Staackmann,

# Allerhand Leute.

Von

**Peter Rosegger.**

Siebente Auflage.

**Leipzig.**
Verlag von L. Staackmann.
1899.

# Vorwort.

Ein Vater hat seine Kinder — ob wohlgeartet oder mißrathen — gerne unter einem Dache beisammen. Daher habe ich diese meine Leutchen, die im Laufe der Zeit in verschiedenen Ländern und Blättern herumgekommen sind, heimgerufen, in das vorliegende Büchlein zusammengethan und sie somit auf Wunsch meines Verlegers der Reihe meiner Schriften einverleibt. Ein großer Theil der hier gesammelten Stücke ist im „Heimgarten" (Leykam, Graz) erschienen, ein anderer Theil ist im „Defregger-Album" (F. Bondy, Wien) das erstemal vor ein Publicum getreten. Etliche der Stücke sind in neuer Bearbeitung und unter passenderem Titel hier, was alles gleich eingangs ausdrücklich gesagt werden will, damit der Leser, der etwa einzelnen dieser Geschichten und Gestalten früher schon begegnet ist, orientirt sei.

Wir haben hier eine sehr bunte Gesellschaft beisammen. Seltsame Leute und sonderbare Vorfälle werden dargestellt,

aber auch Gemüthliches und Heiteres aus dem täglichen Leben des Volkes, welches so anziehend und unerschöpflich ist, daß man hundert Bände darüber schreiben und immer noch Neues und Ursprüngliches in Fülle zu Tage fördern könnte.

Wenn man fragen sollte, was der Verfasser mit diesem Buche, wie mit seinen Werken überhaupt, eigentlich bezwecke, so wäre ich mit der Antwort in einiger Verlegenheit. Sage ich, mein Werk wolle vorwiegend der Unterhaltung dienen, so nehmen es Solche nicht zur Hand, die das Leben vom höheren Standpunkt in seinen Tiefen sehen. Sage ich, mein Werk hätte es darauf abgesehen, vielleicht ein wenig zu unterrichten, den Geist anzuregen, das Herz zu erquicken und den Menschen in eine harmonische Stimmung zu versetzen, so werfen das Buch Diejenigen aus der Hand, die nur auf Zeitvertreib bedacht sind. Und sage ich, das Werk suche beiden Theilen gerecht zu werden, so liest es weder der eine noch der andere.

Zudem wäre weder mein erster, noch der zweite, noch der dritte Bescheid eigentlich richtig. Ich habe bei meinem literarischen Schaffen schon lange keine andere Absicht mehr, als die, meinem eigenen Naturtriebe Genüge zu thun, Dinge, die in meiner Seele leben und weben, möglichst wahr und klar darzustellen, und so eine Welt, welche durch die Sinne von außen nach innen kam und sich dort verdichtet und abgeklärt hat, wieder nach außen zu rücken. Sei es dann für mich oder für Andere zur Ergötzung oder zur Erhebung, oder zu beiden, das muß die Sache selbst entscheiden.

Darin liegt auch die Begründung, daß fast alljährlich ein Buch von mir in die Welt geht. Es entsteht und wächst wie der Jahresring an einem Baum.

Wäre mein Ehrgeiz derart, daß er durch Ruhm befriedigt werden könnte, so müßte ich trachten, etwa einen Roman von mindestens drei Bänden zu schreiben und in demselben weltbewegende Zeitfragen bearbeiten. Ginge ich nach anderen Vortheilen aus, so brächte ich Bücher, die den menschlichen Leidenschaften schmeichelten und fröhnten; jede Zeit und jede Mode protegirt ihre Dichter auf das beste. Ich für meinen Theil will es außer und in mir gehen lassen, wie es sich selber treibt.

Die Samenstäubchen kommen angeflogen und zeitigen sich aus zu kleineren oder größeren, wilderen oder edleren Früchten, je nachdem Frost, Sturm und Sonnenschein in meinem Leben wechseln.

Nach solchem Vorgang mag zeitweilig ja wohl auch ein größeres, in sich geschlossenes Werk entstehen, ganz wie Gott vom Himmel das Wetter giebt.

Für diesmal sind es Genrebilder, verschiedene kleinere und größere Gestalten, allerhand Leute, brave und zweifelhafte, drollige und ernste aus Dorf, Wald und Stadt, ja sogar große Geister und kleine Kinder darunter, und — damit die Gesellschaft noch liebenswürdiger sei — der freundliche Leser dazu. Dieser ist eigentlich der wichtigste von Allen, denn er kann nur das im Buche mitleben, was ursprünglich schon in ihm selber ist, ja, er kann sogar Dinge in das Buch legen,

die dort gar nicht oder nur in unentwickelter Form vorhanden sind. Der redliche Autor schafft ein ehrliches Buch, aber zu einem guten Buche macht es erst der geist- und gemüthvolle Leser.

Krieglach, im Sommer 1887.

R.

# Inhalt.

# Zwei, die sich nicht mögen.

Eines Sonntags nach dem Gottesdienst war's, da klopfte es sehr höflich an der Stubenthür des alten Herrn Pfarrers von Großhöfen.

„Herein!" rief der Pfarrer. Es ist erfreulich, daß er trotz seines schneeweißen Haupthaares noch die frische Stimme hat. Was draußen war, ging aber nicht herein, sondern klopfte noch einmal. Wenn man bittweise kommt, kann man nicht höflich genug sein.

„Ist ja offen!" schreit der Pfarrer. Da geht endlich die Thür auf und ein gut untersetzter, kerngesunder Bauernbursche windet sich schwerfällig herein und lacht gutmüthig auf den Pfarrer her.

„Ei schau," sagt dieser und rückt sich auf seinem Ledersessel zurecht, „der junge Vetter läßt sich einmal ansehen."

Der junge Vetter hebt ein wenig die Hand gegen den Kopf, läßt sie aber auf halbem Wege stehen. Er weiß nicht recht, ob man vor dem Pfarrer, auch wenn er Oheim ist, den Hut abnehmen soll. Der geistliche Herr ist nämlich der Bruder seines Vaters, und vor solchen Blutsfreunden —

kurz, der Bursche weiß nicht, was sich schickt, will aber doch auch nichts Unschicksames machen und —

„Nur herab mit dem Hut, Franzl," sagt der Pfarrer lachend, „genir' Dich nicht. — Noch alleweil wachsen thust."

Der Franzl bleibt mitten in der Stube stehen und lacht immer noch so her. Der Hut wäre glücklich herunten, jetzt aber weiß er nicht, soll er ihn in den Händen halten oder sonst wo hinthun, daß er dem Herrn Pfarrer die Hand küssen kann.

„Wie geht's, wie steht's, Franzl?" fragt der Pfarrer.

Der Bursche hat noch nicht ein einziges Wort gesagt, es ist also die höchste Zeit, daß er etwas Passendes spricht.

„Ei Teuxel," sagt er, „wie wird's gehen? Beim bessern Ort nix nutz."

„Oho! Wenn einmal ein junger Bursche so klagt! Und der einzige Ebenholzer-Sohn obendrein, der mit zwei Rössern in die Kirche fährt."

„Kunnt wohl sein," meint der Franzl, setzt sich auf eine Bank und trifft Anstalten, seine Tabakspfeife in Brand zu thun. Er hat sich gefunden. Die beinerne Rohrspitze zwischen den Zähnen, mit den zwei Zeigefingern aus der halb übergestülpten Tabaksblase die Pfeife stopfend, sagt er: „Ist halt eine zuwidere Sach' das, jetzt für mich."

„Haben sie Dich etwa gar zu den Soldaten genommen?"

„Das nit. Ich habe Plattfüß', hat der Doctor gesagt. Aber mein Vater hat mir jetzt die Wirthschaft übergeben."

„Das wird Dich doch nicht kränken!" ruft der Pfarrer.

„Das just nit. Aber haben muß ich wen. Und desweg ist's zuwider. Beweiben soll ich mich jetzt."

Der alte Herr lugt den Burschen an. „Solches wird wohl kein Unglück sein," sagt er dann.

„Kein Unglück just nit," meint der Franzl.

„Und Sorgen wird's Dir auch nicht viel machen."

„Wohl, wohl!" sagt der Bursche, da nebelt er schon Rauch aus.

„Franzl," versetzt der alte Herr, „geh', thu' mir den Gefallen und leg' den Stinktiegel weg."

„Mag der Herr Vetter leicht das Rauchen nit leiden?" fragt der Bursche und nebelt weiter.

„Ist mir lieber, wenn Du's bleiben läßt, in der Stube."

„Das kann ich eh' thun," sagt der Franzl gutmüthig und legt die Pfeife auf das nebenstehende Betpult.

„Wollen dafür Eins schnupfen miteinand," sagt der Pfarrer und reicht die Dose her.

„Wann ich Verlaub han," sagt der Franzl, macht aus den zwei Fingern kunstgerecht ein Zänglein, taucht ein und steckt sich die Nüstern an.

„Und jetzt erzähle mir halt Deine Schmerzen, Vetter," lenkt der Pfarrer ein, „und weswegen Dir das Heiraten zuwider ist."

„Zuwider sonst nit," gesteht der Franzl, „sein thut's halt so — ah — ah — ahitz!"

„Helf Gott!" sagt der Pfarrer. Es muß aber was passirt sein, der Franzl wird feuerroth.

„Mach' Dir nichts d'raus," tröstet der alte Herr, „ist halt eine Hosennaht gesprungen. — Frisch anpacken!"

„Ich weiß mir frei Keine," meint der Franzl und fährt sich mit dem rothen Sacktuch über das Gesicht. „Wenn halt der Herr Vetter Eine thät wissen."

„Ich? Für Dich? Na hörst, Junge! Ich werde sie Dir anbinden, aber suchen mußt Du sie selber. Es giebt ihrer mehr als genug."

„Das ist eben der Teuxel,“ meint der Franzl, „daß ihrer so viele sind. Wär' nur Eine, da thät' mir keine Wahl weh'.“

„Besinne Dich einmal,“ rieth der alte Herr, „Eine wird Dir doch lieber sein als die Anderen.“

„Wird mir ziemlich Wurscht sein. Wenn mich der Herr Vetter wollt' fragen, die, welche ich am wenigsten mag — da kunnt ich Antwort geben.“

„Und welche ist denn Dieselbe?“

„Die Haubruggerische ist's!“ ruft der Franzl und wird neuerdings roth im Gesicht.

„Und weswegen wolltest Du gerade Diese nicht? Ist ja ein kreuzbraves, arbeitsames Dirndl. Haben thut sie auch was.“

„Aber der Stolz! Herr Pfarrer! Eine Schmalzgräfin kunnt sie sein, so stolz! Soll sich in ein Glaskastel einfassen lassen. Aber auf den Altar dürft' man so ein Frauenbild nit stellen, die thät keinen Menschen erhören bei der Maiandacht.“

„Wie kommst denn jetzt auf die Maiandacht!“ frägt der Pfarrer. „Franzl, Du mußt über die Haubruggerische schon höllisch gekränkt sein. Hast gewiß schon eine Wallfahrt zu ihr gemacht und hast unerhört wieder fortmüssen. Hab' ich's errathen?“

Der Bursche nimmt sein Pfeifenzeug in die Hand, schraubt an dem Rohr, als wäre es nicht fest genug im Tiegel, legt es wieder hin und murmelt: „Wird nit weit gefehlt sein.“

„Schön,“ sagt der Pfarrer, „da hätten wir sie schon.“

„Ich nit, ich,“ meint der Franzl, „ich sag' nichts mehr zu ihr. Werd' mich nit noch einmal abtrumpfen lassen. Von der Haubruggerischen Prinzessin da.“ Darauf nimmt er seinen Hut, schaut ihn über und über an, auch inwendig, wie es mit dem Futter steht und sagt: „Hätt' halt ein großes Ge-

bitt." Dabei macht er ein Auge zu und mit dem anderen zwinkert er.

„Hast Dir Dein Blinzeln noch nicht abgewöhnt!" lacht der alte Herr. „Dein Vater hat's auch gehabt. Alleweil ein Aug' zudrücken! Erspar Dir das, bis Du ein Weib hast. — Also was denn, Franzl, was denn?"

„Zum Herrn Vetter kommen allerhand so Weibsbilder. Wenn Er mir halt eine thät aussuchen."

Der Pfarrer schaut so eine Weile auf den Burschen hin, klopft dann auf die Dose, nimmt eine Prise und spricht: „Du bist mir ein sauberer Held, Du!"

„Sonst lass' ich's gar sein," sagt der Franzl und steht auf. „Ich kann die alte Thresel-Muhm auch nehmen zum Wirthschaften. Ich brauch' kein Weib."

„Nur nicht gleich so hitzig! Ich will sehen, was sich machen läßt." So der Pfarrer.

„Bitt' gar schön," sagt der Bursche und preßt zwischen den zwei Fäusten, die ein Händefalten zur Noth andeuten wollen, den Hut zusammen.

„Ja, ja, geh' nur!" versetzt der Pfarrer, dem Neffen auf die Achsel klopfend.

Ob er bald nachfragen kommen dürfe? will der Bursche noch wissen, dann windet er sich schämig und täppisch zur Thür hinaus.

* * *

Einige Tage später, als der alte, würdige Pfarrer über den Kirchplatz geht und die Dorfdirndln zutraulich herbeikommen und ihm die Hand küssen, faßt er die Haubruggerische, die Hannerl, so ein wenig am Kinn und sagt: „Schau, Du läßt Dich auch nicht mehr sehen im Pfarrhof. Kleinerweise,

ja da kommen sie, aber wenn sie halt groß und sauber werden, da vergessen sie den alten Herrn. Na, bleib' nur schön brav, Dirndl!"

Schämig duckt sie sich hinter die Anderen, heimlich voller Glück und Stolz darüber, daß der Pfarrer gerade zu ihr die freundlichen Worte gesagt hat.

Am nächsten Sonntage nach dem Nachmittagssegen spricht die Hannerl schon vor im Pfarrhof. Ein Gartentöpflein trägt sie, mit einem Nelkenstamm, und den will sie dem Herrn Pfarrer verehren.

„Der Tausendsapperlot!" ruft der Pfarrer, „das ist ja schon gar aus der Weis'! Die Menge von Knospen, die d'ran sind! Hast Du den schönen Stamm selber 'zügelt, Hannerl?"

„Kann wohl sein," meint sie, „aber ist halt nit gar groß."

Sie stellt den Topf behutsam auf seinen Tisch, aber ganz an den Rand, weil sie das für bescheidener und schicklicher hält. Auch wie sie sich hierauf niedersetzen muß, setzt sie sich ganz an die Ecke des hölzernen Stuhles — beileibe nicht auf die lederne Bank — und hält mit beiden Händen das zierlich gefaltete Tüchlein an den Busen und weiß nichts zu reden.

Auch dem alten Herrn geht's schier nicht besser, und da müssen Vater und Mutter her. — „Was machen sie alleweil? Sind sie gesund?"

„Dank der Nachfrag', gottlob, so weit ja."

„Und Dein Bruder, thut er noch fleißig Clarinett' blasen?"

„Jetzt hat er nit Zeit dazu," flüstert das Dirndl und macht ein schalkhaftes Gesicht.

„Wie so denn?"

„Geht ja jetzt bideln (brautwerben) um!"

„Der Tausend! Dein Bruder, der Jörgel?" — Der alte Herr thut, als ob er von nichts wisse. „Da kriegst Du nachher gar eine schöne Schwägerin ins Haus."

„Gefreu' mich zwar nit gar recht viel d'rauf," meint die Hannerl und glättet mit der flachen Hand an ihrem Tüchelchen eine überflüssige Falte.

„Nachher thät' ich ihm's nachmachen," sagt der Pfarrer.

„Wem?" frägt das Dirndl und schlägt die großen schwarzen Augen auf.

„Dem Bruder. Heiraten thäte ich auch."

Sie thut einen hellen Lacher. So was muß man für Spaß nehmen, allsogleich aber hält sie das Tüchlein vor den Mund, als ob sie zu vorlaut gewesen wäre.

„Im Ernst, Hannerl," sagt der Pfarrer, „ich denke, es ist schon bald Zeit, daß Du ans Heiraten denkst."

„Ich mag nit heiraten," sagt sie.

„Ei, das wird wohl Dein Ernst nicht sein."

„Das Heiraten wär' halt ein kitzlich Ding, sagt meine Base, die Seffel."

„Da hat Deine Base, die Seffel, freilich wohl recht," entgegnet der alte Herr, „aber so saubere und brave Dirndln dürfen nicht ledig bleiben. Wäre doch Schad'."

„Wird desweg die Welt nit zusamm'fallen," meint sie und neigt züchtig ihr Köpfchen.

Der Pfarrer spielt auf dem Tisch so ein wenig mit seiner braunbeinernen Schnupftabaksdose, stellt sie auf die Schmalseite, legt sie wieder um, stellt sie wieder auf und sagt: „Ich wüßte Dir Einen."

Sie schämt sich in ihr Handtüchel hinein und meint: „'s selb wird nit sein."

„Ja, ja, Hannerl. Ein braver, tüchtiger Bursch'. Ein sauberer Bursch'. Könntest gleich Großbäuerin werden."

„'s selb wär' mir nit z'wider," lacht sie.

„Wird Dir auch der Bursch' nicht zuwider sein, denke ich," sagt der Pfarrer; „was meinst denn Du zum Ebenholzer Franzl?"

„Der?" sagt die Hannerl und ist ein wenig überrascht.

„Das wäre der Rechte für Dich, thät ich meinen."

„Den mag ich nit!" sagt das Dirndl.

„Ei das!" ruft der Pfarrer.

Sie schüttelt das Haupt, ihre Wänglein sind roth geworden und die Mundwinkel zucken ein bischen.

„Ja, warum denn?" fragt der Pfarrer. „Der Ebenholzer Franzl ist nicht zu verachten. Hab' ich ihm kürzlich beim Ackern zugesehen. Wie Der den Pflug packt mit einer Hand und ihn in die Furche setzt! Man meint, es geht alles von selber. 's ist gerade lustig, dem bei der Arbeit zuzuschauen. Gutherzig ist er auch, so viel ich weiß. Und gern hat er Dich. Schon lange hat er Dich gern, Hannerl. D'rauf kannst Du Dich verlassen."

„Und ich will ihn nit," versetzt das Dirndl.

Der Pfarrer schiebt die Dose wieder ein paarmal über, dann sagt er: „Na, wenn Du ihn nicht willst, das ist was Anderes. Muß halt schauen, daß man eine Andere für ihn findet. Ein Weib muß er haben, weil er das Haus übernimmt. — Wie geht's Dir sonst, Hannerl?"

„Muß schon gut sein," sagt sie und zupft am Handtüchel.

„Wie steht die Feldfrucht bei Euch?"

„So weit gut," sagt sie und dreht aus der Tuchecke einen Zipfel.

„Wenn das Wetter so fortthut,“ meint der Pfarrer, „so haben wir ein gutes Körndel zu hoffen.“

Das Dirndl sagt nichts.

„Die Wiesen bedürften Regen.“

Das Dirndl sagt nichts, sondern lockert sachte den Tuchzipfel wieder auseinander.

„Heißt's halt fleißig wässern.“

„Wenn,“ versetzt nun die Hannerl, und windet schier mit Gewalt das Tüchel zu einem Strick, „wenn der Herr Pfarrer schon durchaus will —“

„Was meinst, Dirndl?“

„— daß ich ihn nehmen soll —“

„Nein, nein, Kind, wenn Du nicht selber willst,“ sagt der Pfarrer, „zu einem so wichtigen Schritt darf man Niemand zwingen. Er wird schon Eine finden.“

Der Strick wird immer fester gedreht, immer fester. Plötzlich wirft sie das zusammengewundene Tüchel zu Boden und sagt: „Gut, ich nehme ihn.“

# Zwei, die sich mögen.

Es war Feierabend vor der Kirchweih. Im Steinleitnerhof ruhten die Werkzeuge, und die untergehende Sonne legte den Feiertagsschein darauf. Der alte Steinleitner hatte sein Kinn rasirt und seine dünnen grauenden Haare glatt gestrichen und das grüne Sammtkäppchen daraufgesetzt. Die weißärmeligen Hände in die Hosentaschen gesteckt, so ging er jetzt ums Haus herum — er suchte seinen Sohn. Mit dem hatte er was zu besprechen; kann's mit Güte abgemacht werden, dachte er, so wird's am am besten sein. Er hatte stark vorspringende Stirnknochen, wie Leute, die geschaffen sind, mit dem Kopf durch die Wand zu rennen. Daher ist sein liebevolles Fürnehmen doppelt erfreulich. Andererseits ging auch sein Sohn, der Martel, ums Haus herum; das war ein kerniger Bursch so zwischen vierundzwanzig und dreißig — näher ist bei diesen Bauernköpfen das Alter ja selten zu bestimmen. Er hatte einen großen schwarzen Schnurrbart, kleine, scharfblitzende Augen und auf dem buschigen Kopfe eine schwarz- und rothgestreifte Zipfelmütze, aber ohne die dazugehörige Quaste, weil der

Martel das Gängeln und Baumeln nicht leiden mag. Nun gängelte und baumelte aber seit einiger Zeit im Hofe etwas, das war nicht so leicht festzukriegen wie die Quaste an der Zipfelmütze, und darum wollte auch er heute mit dem Alten ein Wörtel reden. So ein Wörtel mit dem Alten redet man sein Lebtag nur einmal, und darum ist's am besten, wenn's in Güte geschehen kann.

Also geht Jeder der Beiden mit seinem Anliegen dem Anderen entgegen, und wie die vorsätzliche Güte ausgefallen ist, das werden wir bald erfahren.

Dort, wo unter vorspringendem Lattendach die Mostpresse steht, dort begegnen sie sich.

„Magst nicht rasten, Martel?" sagte der Alte und setzte sich selber auf den Schragen, „mußt ja müd' sein, wie Du wieder brav zur Arbeit g'schaut hast in dieser Wochen — recht woltern brav."

„Für seine eigene Sach' arbeiten, das macht nicht müd'," antwortete der Bursche und rüttelte an dem Preßbaum, als ob er nur darum stehen geblieben wäre. Er setzte sich nicht nieder.

„Für eigene Sach', meinst," sagte der Alte, „freilich wohl. Kriegst sie auch, die Wirthschaft in ein paar Jahrln. Bist mir alleweil lieb gewest. Ueber und über wär's in Ordnung mit Dir, bis auf ein klein Stückel. Bis auf ein ganz klein Stückel, mein Martel. Wenn Du mir das Stückel wolltest lassen, ich wüßt mir auf der Welt keinen bessern Buben zu finden, als wie Du bist. Auf der Welt keinen."

Der Martel that, als sinne er nach, und dann sagte er: „Kunnt mir's nit denken, was der Vater meint."

„Nit? Und daß Dir Dein Gewissen nichts vorwirft? Schau', nicht allein meinetwegen, Martel, auch unsers Herr-

gott's wegen. Hat uns heuer wieder ein so gutes Jahr geschenkt. Das viele Korn! Most verhoff' ich, kriegen wir auch der Eimer vierzig, und guten. Sollst wohl doch ein Bissel dankbar sein und dem Herrgott eine Freude machen. Und ich weiß es, Martel, er hat eine, wenn Du die Dudel laufen laßt . . ."

Damit war der alte Steinleitner rasch aufgestanden und versuchte jetzt des Burschen Hand zu fassen, die der aber wieder an den Preßbaum legte, als wollte er ihn tiefer unter das Dach schieben.

„Geh, Martel, mach' uns die Freud', mir und dem Herrgott, laß sie laufen. Das ist keine für Dich. Bist auch noch zu jung, schau, ich hab' erst in meinem Zweiunddreißigsten geheiratet."

„Ich hätt's nit verlangt, daß mich der Vater auf seine Hochzeit mitgenommen —" warf der Bursche ein, biß sich jedoch sofort auf die Lippen, als sollte es nicht gesagt sein.

„Meinst was damit?" fragte der Alte schief und streckte seinen Kopf vor.

„Will's nit gesagt haben," versetzte der Bursche, „in diesen Stücken ist Jeder sein eigener Herr. Ist aber mein Denken, daß wir dennoch gut miteinander auskommen sollen, Vater. Was sollen denn wir Zwei uns das Leben sauer machen? Der Vater hat die Wirthschaft auf die Höhe gebracht, er soll ihr vorstehen noch viele Jahre lang. Ich verlang' mir nit die Herrschaft im Haus. Aber das muß ich den Vater schon bitten, daß ich jetzt heirate und mit meinem Weib — die Magd sein soll, wie ich der Knecht — auf dem Steinleitnerhof leben will. Das wollt' ich dem Vater heut' sagen und verhoff' ich, es wird kein Unwillen sein."

So sprach der Bursche. Auf das faltete der Alte seine Hände und sagte: „Martel, das thu' mir und Deiner Mutter nicht an, daß Du jetzt schon eine junge Bäuerin ins Haus bringst — ich bitt' Dich um tausend Gotteswillen! Du siehst es in anderen Häusern, wie das ein Elend ist, wenn zwei Weiber sind und Jede das Recht haben will. Und erst gar diese Dudel! Für Leut', die sich nicht ausstehen mögen, wird die Welt zu eng, und jetzt soll uns das kleine Steinleitnerhaus weit genug sein? Ich mag sie nicht, die Dudel, und ich mag sie einmal nicht!"

„Wenn der Junge allemal die heiraten sollt', so der Alte möcht', da kunnt der Herrgott die Weltkugel bald in den Sack stecken. Der muß mit den Jungen wirthschaften und nit mit den Alten!" So versetzte der Martel.

Das verdroß den Alten, mit der Faust gab er sich einen Hieb an den Oberschenkel, daß das Leder daran knarrte, und rief: „Du nimmst sie nicht, die Dudel!"

„Der Vater kann's wehren, daß ich sie ins Haus bring', das kann er; aber mir — der alt genug ist und sich soweit nichts vorzuwerfen hat — das Heiraten versagen, das kann er nicht!"

„Das Heiraten versag' ich Dir nicht. Zehn kannst nehmen, wenn Du magst, für jeden Finger Eine, wenn Du magst. Aber die nimmst mir nicht. Aus ist's!"

„Schandfleck, der seinen Vaterleuten nicht folgt!" schrie jetzt eine weibliche Stimme zur Thüre heraus und goß einen Kübel Spühlicht gerade gegen den Martel hin.

„Schandfleck, wahr ist's!" gab auch der Alte scharf bei, „folgen wirst Deinen Eltern, Laff, verdammter!"

„Vaterleut!" sagte nun der Martel, „wenn Ihr gewußt hättet, was auf Eure Reden geschieht, Ihr hättet sie nie

gesagt. Wenn Ihr sie nit zurücknehmt, so bin ich von dieser Stund an fremd in Eurem Haus. Ich folg' Euch, wo es die Pflicht ist; in dem Stuck folg' ich Euch nit. Nehmt's zurück, Euer Wort!"

„Schandfleck!" zeterten die beiden Alten noch giftiger.

„Ihr seid nimmer ganz jung," fuhr der Bursche ruhig fort. „Daß es Euch nit reut! Ihr habt Keinen, als wie mich. Ich brauch den Steinleitnerhof nit. Schenkt ihn Einem, daß er dafür Euch Eine heiratet, und nit sich selber. Wenn Ihr so Einen findet . . ."

„Geh zum Teufel, Du Racker!" kreischte der Alte und hob beide Arme empor, als wollte er seinen Sohn damit verscheuchen oder niederschlagen.

Ohne ein Wort zu sagen, ging dieser in seine Kammer, trat nach einem Weilchen aus derselben hervor und hatte einen vollbepackten Tragkorb auf dem Rücken. Seine Kleider und sein Bettzeug hatte er aufgepackt. Er ging nun zu seinen Eltern, die drinnen am Feuerherd standen und noch vor Erregung zitterten. Schweigend hielt er ihnen die Hand hin zum Abschied. Der Alte that einen scharfen Wink mit seiner Linken: „Fahr hin" — und so schieden Kind und Eltern, ohne sich auch nur mit den Fingerspitzen berührt zu haben.

Als der Martel aus den Augen war, wollte ihm die Mutter nachstürzen; der Alte hielt sie starr am Arm zurück: „Mach' keine Dummheit, Weib. Der kommt uns wieder."

„Der kommt uns nimmer," sagte sie und begann zu weinen. „Ich kenn' meinen Martel, wenn der sich was aufsetzt, so bleibt er dabei."

„Die Dudel hat ihn verruckt gemacht," knurrte der Steinleitner, „verhext hat sie ihn, ich will d'rauf wetten. Dieses Spulergesindel ist alles im Stand! Jetzt geh ich auf

der Stell ins Spulerhäusel hinab und rauf' ihnen die Haar' aus. Allen rauf' ich sie aus!"

Er wollte fort, sie war zur Besinnung gekommen und ergriff seine Hand: „Vorhin hast Du mich zurückgehalten, jetzt thu' ich's. Im Zorn muß man so heikle Sachen nicht anpacken. Heut' bleib daheim und schlaf darüber, morgen thu', was Du willst."

Das war klug gesprochen für ein Weib, dem selbst das Herz jammerte in der Brust. Er blieb daheim, aber er schlief nicht, sondern wachte die ganze Nacht und sann und überlegte, was da zu machen war. Sauber und fein ist sie freilich; der Narr, er hätte sich's damit genug sein lassen sollen. Aber heiraten!

Man sagt den Spulerleuten nichts Gutes nach. Ein eingewandertes Gesindel! Sogar lange Finger sollen sie haben, wenn's leicht geht. Beweisen! So klug sind sie schon, daß sie sich nichts beweisen lassen. Der Alte thut, als erwerbe er sich im Holzschlag seine Sach'! Das Weib geht betteln. Die Söhne weiß man ohnehin, wie sie's treiben, und das Mädel will sein Bissel Schönheit jetzt um einen festen Bauernhof ausspielen. Na, ich glaub's. Und schon gar, wenn so ein kerniger Bursch d'ranhängt. Ich glaub's. Zu scharf sind wir d'reingefahren heut'. Wir wollen es mit Feinheiten probiren, vielleicht geht's besser. Morgen früh geh' ich ins Spulerhäusel hinab und red' ihnen im Guten zu. Auch dem Martel. Wo wird er sein, als unten bei der Dudel! Liebschaft, ich hab' nichts dagegen. Aber heiraten nicht. Brauchen sie Korn, Holz oder was, sie sollen es haben. Vom Vorjahr her sind sie mir noch ein Stück Loden schuldig, soll vergessen sein. Ihre Gaisen mögen sie auf meine Brachen treiben, sollen keinen schlechten Nachbar haben an dem Steinleitner, nur den Buben sollen

sie mir nicht närrisch machen, nur das nicht. Und jetzt im Gottesnamen schlafen, morgen heißt's munter sein.

Das waren seine Gedanken und Pläne. Der Morgenstern fand ihn noch mit offenen Augen.

* * *

Als die Sonne so hoch war, daß sie niederschien über die Waldhöhen ins Engthal, trat der Steinleitner im Spulerhäusel ein. Das war ein ärmlicher Holzbau und mit Lehm verworfen. Die Fensterscheiben waren theils aus Papier, aber davor standen in Töpfen frische Blumen. Im Vorgemach, das zugleich Küche war, hantirte am kümmerlichen Herd das Spulerweib in etwas zerfahrenem Anzug. An dem faltenreich und schlaff hinabhängenden Kittel zerrten ein paar halbnackte Rangen, die sich auf dem bloßen Lehmboden herumwälzten. Als der Bauer durch die niedrige Thür in die Stube trat, sah er auch dort ein Nest von kleinen Kindern, vom Wickelkind an bis zu Geschöpfen von etwa zwei Jahren. Sie krochen auf und unter verschlissenen Kissen herum, die auf dem Fußboden lagen. Das Kleinste lag in dem breiten Familienbett, unter dessen bunten Lappen noch mehrere vergraben sein konnten. Ein anderes kletterte kreischend an einem Stuhle hinauf; noch ein paar Andere balgten sich im Ofenwinkel, und der Bauer mußte nur Acht geben, daß er bei seinem Eintritte nicht auf die Brut trete.

Am Rande des Bettes saß der Spuler, der einen Höcker hatte und einen langen grauen Bart, der so tief unter dem Kinn hervorging, als wäre er nicht von den Backen, sondern vom Hals herausgewachsen. Die langen, dünnen Haupthaare hatte er von beiden Seiten hinauf über dem Scheitel in einem Knötlein zusammengebunden, der Glatze wegen. So saß er

da und umwickelte eben die Schuhe an seinen Füßen mit einem Strohband, daß sie nicht auseinanderklafften.

„Ich muß schon ein wenig hereinfragen," sagte der Steinleitner ohne besonderen Gruß, „ob vielleicht mein Martel da ist?"

„Sie sind schon fort, vor einer Stunde schon," antwortete der Spuler. Dann trat er dem Bauer entgegen: „Grüß Dich Gott, Schwieger! Wirst hinwegkrauchen, Wurm, elendiger!" Das Letztere galt einem Knäblein, dem er bei der Begrüßung auf die Zehen getreten war, und der jetzt ein Zetergeschrei erhob. „Wär' schon ich zu Dir kommen, Nachbar. Na, mich gefreut's, mich gefreut's."

„Will wissen, wo mein Bub ist," fragte der Bauer.

„Wo? Zum Pfarrer sind sie in aller Fruh, die jungen Leut'! Ich und mein Weib haben es ihm noch vorgestellt, er soll sich Zeit lassen und überlegen. Das schon, daß er ein braves Weib kriegt an unserer Tochter, aber sonst: haben thut sie nichts, sein thut sie nichts, und wissen wir nicht, ob sie in allen Stucken passen wird für eine Steinleithoferin. Wir wollen kein Falsch haben und wissen recht gut, daß es unsere Tochter büßen müßt' späterer Zeit, wenn wir sie jetzt mit Trug thäten verschachern. Wir reden nicht zu, wir reden ab. Aber sein hat's müssen, heut, auf einmal, so daß ich schon zu meiner Alten hab' gesagt: sie müssen eine starke Ursach' haben, daß sie so eilen."

„Der Ursach' wegen, wenn ich Dich versteh', wollt' ich gern ein Aug' zudrucken," sagte der Steinleitner.

„Laß es nicht darauf ankommen, Nachbar, ich rath' Dir's," versetzte der Spuler schier so leise, daß der Kinderlärm darüberging. „Wie es meine zwei Buben treiben — das ist ein Elend! Hab' sie auch abgehalten vom Heiraten in

meiner höllischen Verblendung. Der Mensch, und der eigene Vater noch dazu, kann ja so schlecht wie der Beelzebub sein, wenn er dumm ist, allzudumm, blitzdumm, so strohmarterdumm, als wie ich. Den Kopf kunnt ich mir wegreißen. Seid's gescheit, hab' ich gesagt. Sollt's deswegen das Weibervolk ja nicht verachten, hab' ich gesagt, nur binden thut's Euch nicht und ein Hauskreuz aufladen, das Ihr nachher nimmer vom Buckel kriegt's. Wäre Schad' um Eure jungen Jahr', hab' ich gesagt!"

„Verstanden haben mich meine Buben," fuhr der Spuler fort, „gescheit sind sie gewesen und jetzt schicken mir die Lotter alle Jahr — — weg da unter den Füßen, ihr Ungeziefer! — Das ist ein Elend, mein Mensch! Na, Hieselein, geh, krauch herauf an mein altes Kameelgeripp, ist nicht so schlimm gemeint gewest, bist ja doch mein herzliebes Hieselein Du!"

So schwatzte der alte Häusler abwechselnd mit dem Bauern und mit den Kindern. Man hätte ihm es anmerken können, daß insgeheim ihn sein Gewissen peinigte, weil er beigetragen, der Söhne gutes menschliches Recht und Trachten nach einem eigenen Herd zu verkürzen, zu hintertreiben und wie er diesen Irrthum an seiner Tochter nun wieder gutmachen wollte.

Als ob er nichts gehört hätte, fragte jetzt der Steinleitner: „Und die Zwei, was wollen sie denn machen beim Pfarrer?"

„Weil ich nicht glaub', daß sie sich begraben lassen wollen," versetzte der Spuler, „so denke ich, sie werden sich versprechen."

„So hol's der dreidoppelte Teufel übereinand!" schrie der Bauer und stürmte davon.

Wie ein Wahnwitziger rannte er wegshin und durch den Wald hinauf, seinem Hause zu. Es war ihm, als höhnten die Bäume und schaukelten spottend ihre Wipfel, und die Vögel pfiffen ihn aus. Der hochpropere Steinleitner, der alleweil der Erste hat sein wollen an Ehrenhaftigkeit, der jeden Nachbarn über die Achsel angesehen, weil er — der Steinleithofer — in der Gegend der Einzige war, der auf seinem Hause einen hundertachtzigjährigen Familienstammbaum aufweisen konnte, wie sich's im Pfarrbuch wies! Der stolze Steinleitner jetzt der Spulerleute Schwieger-Schwager! Ein einziger Spatz war vernünftig unter dem losen Gevögel; ist's denn eine Ehr' für den jungen Steinleitner, zwitscherte dieser Spatz, wenn er Eine von oben herabholt? Ist's nicht eine größere Ehr', wenn er Eine von unten hinauf heiratet? Ich nehm mir keine Geierstochter von der Höh', die wollte gleich fertig sein mit mir, da nehme ich mir lieber die Amsel oder gar das Kibitzl, da kann ich von oben herab schauen auf sie, anstatt sie auf mich. Sei kein Lapp, Bauer! Machst zu dem, was unvermeidlich ist, einen Jadeuter mit dem Kopf, so halten dich die Leute bald für klug und du selber wirst dir niemals vorzuwerfen haben: Ei, hätt' ich's anders gemacht! — Nicht schlecht, was der Spatz da schwatzte, aber der Bauer war arg mißmuthig, schon auch über sich selber, daß er heute wieder so arg in Zorn gerathen, wo er sich doch vorgenommen, die Sache mit Feinheit zu schlichten. Ihnen zum Pfarrer nachgehen? Das Pfarrdorf steht dort drüben, aber beim Pfarrer richtet man in dieser Sache nichts aus, so Einer will Alles zusammenheiraten lassen, schon aus Wuth und Bosheit darüber, daß er selber ledig bleiben muß.

Arg verwirrt kam der Bauer heim, aber er sagte nichts, er knurrte nur, als ihn das Weib fragte, was er ausgerichtet.

So war's.

Und nun kamen unterschiedliche Zeiten. Zuerst kam der Tag der Trauung des jungen Paares; es waren keine Musikanten dabei, es waren keine lustigen Gäste dabei; es war auch der Steinleitner nicht dabei. Der ging an jenem Tage in Einöden um, wo er vermuthen konnte, daß ihm kein Mensch begegnete.

Bald hernach hörte der Bauer — ganz zufällig wohl, denn er fragte nicht darnach und litt es auch nicht, daß in seinem Hause von seinem Sohn gesprochen werde — der Martel habe draußen in einem großen Eisenhammer Arbeit gefunden und mit seinem Weibe ein Stübchen im dortigen Werksarbeiterhause bezogen. Der Steinleitner mußte einen fremden Knecht ins Haus nehmen, der den Martel ersetzen sollte. Das war ein langweiliger, unsauberer Patron, wollte sich aber fortwährend durch geschmeidige Reden und Hervorheben seiner Leistungen und seines guten Herzens einschmeicheln, weil der Gauch sich Hoffnung machte, der Bauer werde ihn anstatt des Anderen zum Sohn einsetzen. Als er endlich die Eitelkeit seiner Hoffnung einsah, weil ihn der Bauer ein- fürs anderemal einen gottvermaledeiten Wichtling nannte, hub er zu stehlen an. Der Bauer verjagte ihn, mußte seinetwegen aber mehrmals vor Gericht, wobei nichts herauskam, als Schande und Aerger.

Auf einem solchen Gerichtsgang vernahm der Steinleitner, daß der große Eisenhammer aus Mangel an Arbeit stehen bleibe, und daß die meisten der Arbeiter bereits entlassen seien. Was wird der Martel machen? fuhr es ihm durch den Kopf, aber er war zu stolz, darnach zu forschen.

* * *

Dem Martel, dem ging's schlecht. Gar wiederholt kam es ihm in den Sinn: Ist's denn doch eine Strafe Gottes? Ich habe meinen Eltern in Allem gehorcht, hätte ich denn auch in diesem einen Stück ihren Willen thun sollen? Hätte ich diese gute liebe Seele an der Straße liegen lassen sollen? Meinetwegen bereue ich es nimmer und nimmer, daß ich sie genommen; aber ihretwegen ist's mir hart . . .

Sie waren anfangs, als sie brotlos geworden, von Häusel zu Häusel gezogen, von armen zu ärmeren, weil der Erwerb immer kärglicher ward. Nun wohnten sie in einer von Holzhauern verlassenen Hütte im Rodwald. Sie hatten zwei Kinder; die Mutter war kaum im Stande, sie zu nähren und zu pflegen, denn sie kränkelte. Der Martel arbeitete, wo er Arbeit fand, er that das Schwerste gegen geringen Lohn, er brachte alles heim, und sie wurden Alle nicht satt.

Bisweilen kam die Spulerin, die brachte Mehl und Brot, wie sie es erbettelt hatte; sie blieb machen Tag bei ihrer Tochter und half ihr weinen.

Mehrmals war der Martel im Begriff, zu seinem Vater zu gehen, dem wohlhabenden Bauer, aber sein Weib hielt ihn davon ab. „Wenn Du der Schuldige wärest," sagte sie, „so müßtest Du freilich hingehen und ihm abbitten. Aber Du wirst wohl im Recht gewesen sein, und wenn Du jetzt hingehst und ihn um Hilfe bittest, so ist es gerade, als ob Du Dein Recht thätst schimpfen. Du hast oft gesagt, Martel, bei der jetzigen Zeit, wo Alles so freigeisterisch ist, thät man irr werden im Glauben. Jetzt hast gleich eine Gelegenheit zu probiren, ob ein Gott im Himmel ist oder nicht. Wir thun unsere Schuldigkeit, und wenn Einer im Himmel ist, so muß er uns helfen."

So tröstete ihn das Weib.

„Wenn Du es darauf ankommen lassen magst, Du arme gute Haut,“ entgegnete er, „ich will's auch noch verwinden.“

Und eines Tages, als er von einem Gange heimkam, sagte er: „Für morgen weiß ich Arbeit; sie trägt mehr als eine Woche. Schau, wie das Michelein schon anhebt zu lallen!“

„Das ist gewiß,“ antwortete das Weib und hielt den einjährigen Knaben vor den Vater hin, „wart einmal! Paß auf, Michelein, paß auf!“

Der Kleine schaute ihr mit seinen hellen Aeuglein auf den Mund.

„Paß auf, Michelein! Sag: Vater!“

„Vater!“ sagte das Kind ganz deutlich. Dem Martel ging ein heißer Strahl der Freude durchs Herz.

„Vater,“ wiederholte der Martel leise, „Vater unser.“

Der Knabe schaute ihn an, schier ein wenig verwundert darüber, daß er nicht zufrieden war mit dem einen schönen Wort! —

Am nächsten Morgen — es war sehr früh am Tage und die Dämmerung lag noch fast öde auf der bereiften Matte — ging der Martel davon. Er hatte seine Wassersuppe gegessen, er hatte die schlafenden Kinder geküßt und bekreuzt, er hatte dem Weibe Lebewohl gesagt, wie gewöhnlich, wenn er fortging. Aber tagsüber wurde dem Weibe angst und bang, und es wußte nicht warum. Die scharfen Fußeisen waren heute nicht da, der Martel mußte sie mitgenommen haben.

Das ängstigte sie noch mehr, doch zum Troste sagte sie sich: Die Fußeisen hat er schon oft mitgenommen, wenn er über Berg ging, was weiter?

Sie hätte ihn aber doch fragen sollen nach seinen Wegen. Nein, nein, diese Kümmerniß ist gar zum Lachen. Er ist schon selber klug. —

Und trotzdem kam ihr Gemüth heute nicht zur Ruhe.

Durch Arbeit suchte sie sich zu zerstreuen, aber es zitterten ihre Hände und Füße vor Erschöpfung. Es war ein schlimmer Tag, die Luft wie Blei, und das Herz in einer seltsamen Beklemmung.

Da nahm sie das Michelein auf ihren Schoß und lehrte ihm die zwei Worte sprechen: „Vater unser ......"

* * *

An demselben Morgen war's, als weit drinnen im Gebirge, in seiner Stube, auch der alte Steinleitner ein Vaterunser betete. Er hatte wieder einmal eine schlaflose Nacht gehabt. Es meldete sich zu dem vielen Kummer, den er insgeheim trug, auch schon die körperliche Mühsal an. Sein Weib machte ihm in Manchem Vorwürfe, wo sie selber mit Schuld war, und die Unzufriedenheit mit sich selbst ließ sie am Gatten aus. Da war ihm oft recht bitter und einsam zu Muthe, und je mehr ihn der Schlaf floh in den Nächten, desto häufiger flogen ihn böse Gedanken an und nagten an seinem Gehirn und an seinem Herzen.

So hatte ihn auch an diesem Tage das Morgengrauen noch wachend gefunden. Und als von der Dorfkirche her, die auf gegenüberliegendem Berge stand, die Frühglocke klang, richtete er sich auf und betete ein Vaterunser. Da war ihm heute das erstemal etwas in diesem Gebete, was er früher nie entdeckt hatte. „Führe uns nicht in Versuchung! Vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben! Vater unser!" beten die Menschen gemeinsam. Die Glücklichen gedankenlos,

die in Noth und Elend Lebenden mit Andacht und Schmerzen. — Wie wohl der Martel beten wird und die Seinen? Man hört, er hat auch Kinder. Und wenn sie in der Noth sind und ihre Hände falten: Vater unser! Wird da der allwissende Gott ihr Gebet nicht an mich weisen? Ihr habt auf Erden noch euren Vater, der soll euch helfen. Und wenn sie klagen: Der hilft nicht, der hat einen Kieselstein in der Brust! so wird er antworten: Geduld, wir wollen den Kieselstein zermalmen. —

So kam es ihm vor, dem trotzigen Mann, der den Gedanken, seinen Sohn und dessen Familie zurückzurufen, so oft mit wildem Trotz zu Boden geschlagen hatte. Immer wieder daran gedacht, und immer wieder zu Boden geschlagen, und immer wieder geknirscht. — Gestern hatte die Dorfglocke einen seiner Nachbarn, der jünger gewesen als er, zu Grabe geläutet. Heute läutet sie ihm zum Gebete, und „Vater unser!" hallte es wie aus Kindesmund durch die Luft. —

Der Bauer stand auf, ging zum Kasten und that sein Sonntagsgewand heraus.

„Was ihm einfalle? Am hellen Werktag!" sagte das Weib.

Er antwortete nicht, zog sich an, nahm aus der Tischlade ein Stück Brot und ging fort. Fürs erste ging er hinab zum Spulerhäusel. Der Alte dort hockte mitten in der Brut von schreienden, kreischenden Kindern; die größeren waren schon flügge geworden und bei Bauern als Hirten untergebracht. Die braven Söhne, die als Taglöhner herumarbeiteten, einmal näher, einmal ferner waren, bisweilen ganz verschollen, ließen aber doch plötzlich wieder etwas von sich hören .... Die Alten sind just recht zum Kinderatzen und zum Nothleiden dabei. Wäre es ihnen einst anders recht ge-

wesen, so könnte jetzt Jeder sein eigenes ehrliches Nest haben, denn der Ehestand macht tüchtiger zur Arbeit, ernster und gewissenhafter, als das ledige Dahinleben und schelmenhafte Umhergaunern. Wenn die Kinder von ihren eigenen Eltern verführt werden, das ist gar lustig. Aber der Herrgott versteht in diesen Sachen keinen Spaß. Es geschieht Jedem, wie er's verdient.

Der alte Spuler war stumpfsinnig geworden und kreischte und weinte jetzt selber mit, wenn es das Gezücht that.

„Wo die alte Spulerin wäre?" fragte der Steinleitner.

„Wer?"

„Die Spulerin!"

„Die Spulerin? Die Spulerin? Wer ist denn die?"

„Dein Weib — Tropf, alter!"

„Ei, so, so. Mein Weib, die meinst? Die Alte meinst? So, so, die Alte!"

„Wo ist sie denn?"

„Wer?"

„Dein Weib!"

„Die? Die wird wohl eh' da sein."

„Sie ist nicht da."

„Nicht?" fragte der Spuler überrascht, „nachher — nachher ist sie gewiß fortgegangen. Hi, hi, jetzt ist sie fortgegangen."

Der Steinleitner dachte sich's wohl, sie war wieder auf dem Bettel aus. So konnte er hier nichts erfahren. Er ging seiner Wege.

Er ging stundenlang, bis er in Gegenden kam, wo die Berge niedriger und die Thäler weiter wurden. Dem Eisenhammer wollte er zu, vielleicht war dort etwas zu erfahren.

Da kam der alte Mann, wo die Waldungen zu Ende gingen, durch eine Engschlucht, an welcher eine Felswand aufstieg; über derselben ragte eine hornartige Zacke hoch in den Himmel. Von unten hinauf war der Fels, der durch einen Sattel mit dem Bergzuge zusammenhing, mit Flechten und einzelnen Fichtenzweigen bewachsen; gegen die Schlucht, in welcher die wilde Gins an den Steinblöcken toste, stürzte der Fels fast von seiner Spitze bis zum Grunde senkrecht ab.

Dem alten Bauer wäre all das nicht aufgefallen, wenn am Wege nicht Leute gestanden wären, welche die Hände über den Augen, Alle wie Einer, zur Spitze des Felsens emporgeschaut hätten.

Der Steinleitner blickte auch hinauf, und da er nichts sah, als die starre Spitze, die immer gleich blieb, fragte er, was denn da zu sehen wäre?

„Jetzt noch nichts," antwortete ihm ein munteres Männlein, „und wenn was zu sehen sein wird, halten wir uns, denke ich, die Augen zu. Es ist kein Spaß! — Habt Ihr's nicht zu eilig, so laßt Euch doch ein wenig Zeit. Von hinten geht er hinauf, er muß bald kommen."

„Ein Mensch? Da oben ein Mensch?" fragte der Bauer.

„Die blechene Gems trägt er hinauf," belehrte das Männlein redselig. „Der Baron draußen — dem gehört hierum die Jagd, dem Baron — der will da auf dem Geierstein eine blechene Gems oben haben, weil sie vom Weg aus so schön anzuschauen ist, und etwan auch, weil er im Hochgebirg oben die lebendigen schon alle todtgeschossen hat. Soll früher auch eine oben gewesen sein, auf dem Geierstein, eine Gems, eine blechene. Habt Ihr gute Augen, so seht Ihr den

eisernen Stab noch, wo sie angenagelt ist gewesen. Schon im vorigen Herbst hat sie der Baron wollen oben haben die Gems, ist aber Keiner gewesen, der hinaufgestiegen wär. 's ist aber auch! Nicht um sein ganzes Gschloß, wenn er mir's geben wollt', der Baron, möcht' ich da hinauf. Wenn Einer da oben nur ein Ruckerl macht, ein unrechtes, so thut ihm kein Zahn mehr weh. Dem nicht mehr! Jetzt hat er endlich einen Narren gefunden, der Baron. — Schau Du! Schau Du! Er taucht herfür!"

Hinter einem Steinvorsprung des spitzen Kegels wurde ein schwarzer Punkt sichtbar, das Haupt und bald auch die ganze Gestalt des Mannes, der die Blechgemse an den Rücken gebunden hatte.

Der Vorsprung mochte ihm ein erwünschter Ruhepunkt sein, er stand etliche Augenblicke still. Er war, wie er so mit seiner scharfgeschnittenen Gestalt in den Himmel aufragte, wie ein Riese zu sehen. Nun begann er wieder zu klettern, das stellenweise scheinbar senkrechte Gewände hinan.

Da man die feinen Zacken und das Wurzelgeflecht in den Spalten, woran er Hand und Fuß legte, nicht sehen konnte, so schien es, als klettere er, wie eine Fliege am Fenster, die glatten Tafeln empor.

Mehrere der Zuschauer wendeten die Augen ab und lugten nur verstohlen hin, als fürchteten sie, ein scharfer Blick könne ihn in den Abgrund stoßen.

„Brav hält er sich!" flüsterte Einer zum Anderen, „jetzt wird er bald gewonnen haben."

„Wer ist er denn?" fragte der Steinleitner, der unverwandt zur Felsspitze emporsah, welcher sich der kühne Steiger immer mehr näherte.

„Ein vacirender Hammerschmied," war die Antwort. „Soll Weib und Kind haben, und nichts zu essen, heißt es, und desweg' hätt' er diese Arbeit übernommen. Armer Teufel!"

„Wird gut zahlen, der Baron!" muthmaßte das Männlein.

„Und wenn's ein' Zehnerbanknoten wär', ich möcht' mein Leben nit d'rum ausspielen."

„Und schon Gottigkeit, wenn ich eines reichen Bauers Sohn wär', wie der Martel."

„Jesus Maria!" rief der Steinleitner. Alle zuckten zusammen über den Schrei. „Ach Gott!" athmete der Bauer auf, „mir ist's gewesen, er wäre gestürzt."

„Er ist oben!" riefen sie erregt. „Gut Heil! Gut Heil!"

Der Mann stand auf der schärfsten Spitze, mit der einen Hand hielt er den Stock in den Boden gestemmt, mit der anderen schwang er den Hut.

„Warum er nicht jauchzt?" bemerkte Einer. „Hat gesagt, daß er's thun will, wenn er oben ist."

„Wird's auch gethan haben," belehrte ein Anderer. „Der Hall und Schall bleibt auf der Höh'."

„Wenn ihn nur der lieb' Herrgott hört!" sagte der Steinleitner und faltete die Hände.

Der Mann auf dem Felsen begann seine Arbeit. Er löste die Blechgemse von seinem Rücken und befestigte sie an dem eisernen Stab, der aufrecht stand. Man merkte die große Vorsicht, mit welcher der Steiger das vollbrachte. Er hielt den einen Arm um die Stange geschlungen, während er mit dem anderen hantirte. Plötzlich flog ein schwarzer Punkt davon.

„Den Hut hat er von sich geschleudert!" heißt es.

„Der Wind hat ihn genommen,“ sagte das Männlein, „seht, wie er in die Lüfte hinauffliegt! Es muß ein wenig ungestüm sein, da oben.“

Der schwarze Punkt wirbelte in der Luft und wehte dann in weitem Bogen gegen die Waldhöhen hin, wo er entschwand.

Als die Augen wieder zur Felsenspitze zurückkehrten, stand auf derselben die Gemse, aber der Mann war nicht mehr da.

„Wo ist er?“ rief Alles, „er ist jäh verschwunden!“

„Er müßte doch denselben Weg zurückmachen, wo wir ihn hinaufsteigen sahen!“

„Wenn er auf der rückwärtigen Seite hinabgefahren ist!“

„Gnade ihm Gott!“

Einige fielen auf die Knie, um zu beten, Andere eilten davon, gegen die Felswand hin. Unter diesen war auch der alte Steinleitner.

Wie ein Knabe von zwanzig Jahren, so sprang er von Felsblock zu Block über den reißenden Bach, der in schäumenden Gischten aufspritzte bis zu seiner Brust. Er eilte durch dichtes Haselgebüsch gegen das Gestein empor, er verlief sich in Schründe und mußte umkehren, er gerieth in Brombeergestrüppe und anderes Dorngehäge, dessen Ritzen er freilich nicht achtete, das ihm aber Bänder und Schlingen um die Beine warf, höhnend: „Du hast dich früher nicht um ihn gekümmert, vielleicht braucht er dich jetzt nimmer.“

Als ob's der Wind hingeweht hätte, so ward es bekannt unten im Dorf und in allen umliegenden Häusern: der Gemsträger ist nicht zurückgekehrt, ist in Verlust gerathen oben auf dem Geierstein. Jetzt umkreisten sie den Berg, stiegen hinan, kletterten an den Wänden herum, spürten in Schründen und

Gründen und fanden ihn nicht. Eine Schlucht war, deren Tiefe allerlei Gestrüppe bedeckte, da konnte er hinabgestürzt sein. Es wollte Keiner wagen, sich durch Seile in den Abgrund niederzulassen, von dem die Sage ging, er berge Schlangen und giftige Eidechsen. Auch der Baron war gekommen und als es gegen Abend ging, rief er einen Preis aus für den, der den Verunglückten auffinde.

Zur Stunde, da die Abendglocke Ave-Maria läutete, baumelte der alte Steinleitner an einem langen Seile durch wilden Holler, Einbeerlaub und Schierling hinab in den finsteren Abgrund. „Dem ist um den Preis!" meinten die Leute.

Zur selben Zeit war's, als hoch oben an der senkrechten Wand von einer scheinbar unzugänglichen Felsbank her eine weibliche Stimme um Hilfe rief. Das Weib des Martel war's, das nach vernommener Kunde allsogleich herbeigeeilt war aus der Hütte im Rodwald, das ohne Säumen, Wanken und Klagen den rechten Weg fand, das, vergessend aufs eigene Leben, emporkam an den wüsten Massen, als trügen es die Engel.

Dort auf der Felsbank — gerade so breit wie ein Bahrbrett — lag auf Steinmoos, zwischen einem Alpenrosenstrauch und wilden Nelken, der Steiger.

Als die Leute endlich mit vieler Noth hinaufkamen, lag das Haupt des Verunglückten auf dem Schoße des Weibes. Große Schrammen am Haupte waren mit einer Blutkruste überzogen. Sie azte seine Stirne mit kühlen Blättern und mit Küssen. Er athmete langsam aber ruhig, schlug jetzt die Augen auf und schaute befremdet auf seine Umgebung. Das war ihm alles unbekannt, nur an den todtenblassen Zügen seines Weibes blieb sein Blick ruhen.

Man bedurfte schon der Fackeln, als sie den alten in Verzweiflung bereits stumpfgewordenen Steinleitner aus dem Abgrund heraufgezogen und den Martel mit heißer Gefahr vom Hange herabtrugen. Dort, wo das kahle Gestein aufhört und an sanfterer Lehne das Gebüsch wuchert, dort kamen sie zusammen. Die Leute warfen lange zuckende Schatten über das Gestein hinauf.

Der alte Bauer wankte der Tragbahre zu, und als er das Angesicht seines Sohnes erblickte und das des Weibes, hat er laut weinend Beide umschlungen.

Der Dorfarzt erklärte den Zustand des Verunglückten nicht für hoffnungslos. Der Baron erbot alle seine Kräfte — deren mögen freilich viele und große sein, aber wohl oft noch zu wenig, um ein Leben zu retten, das eine Herrenlaune leichtfertig aufs Spiel gesetzt.

Und nun war denn Gott einmal vom Himmel gekommen in die arme Hütte des Martel. Nach wenigen Wochen war die Wunde geheilt, der große Blutverlust ersetzt. Sein Weib wurde vom alten Steinleitner mit Liebe schier überladen, sie und die Kleinen. Wie ein Springquell drang das so lange zurückgedrängte Vatergefühl hervor, und der Alte sah nun, es war alles anders, als es seine Bitterkeit und sein Trotz ihm vorgespiegelt.

Heute leben sie Alle zusammen auf dem Steinleithofe. Die alte Bäuerin keift mitunter ein Weniges; lieber Gott, wer wollte dem guten alten Weiblein in aller Welt diese einzige unschuldige Ergötzung mißgönnen. Die Schwiegertochter und die Kinder haben längst erfahren, daß es nicht mehr grob ernst ist.

Zu vermelden ist noch, daß das heranwachsende Michelein, welches einst so brav „Vater unser" sagen gelernt hatte,

nun Miene macht, als wolle es sich auch um eine Dudel umschauen.

Der Großvater und der Vater halten Rath, was in dieser Sache zu thun sei, und kommen zu folgendem Entschluß: So lange der Junge nur noch so herumflattert und er die Eine möchte, weil sie hübsch ist, und die Nächste, weil sie munter ist, und die Dritte, weil sie ein Anderer haben will, so lange nur gescheiterweise abreden und zurückhalten.

Wenn er sich aber einmal auf Eine festgesetzt hat, und die müßt' er haben und keine Andere — nachher nur im Gottesnamen Ja sagen. Was der Herrgott anstiftet, das wird auch der Herrgott verantworten.

# Der Funken-Ferl.

Das Weihnachtsfest pflege ich in meinem heimatlichen Gebirgsdorfe zuzubringen. Die Großstadt hat keine eigentlichen Feste mehr, sie hat nur Tage der Arbeit und Tage des Müßigganges. Im Dorfe steht noch die Himmelsleiter Jakob's; es geht dort kleinlich und kümmerlich zu, allein zu den festlichen Zeiten steigen sie doch die Sprossen hinan, der Eine höher, der Andere weniger hoch, aber im Staube des Erdreiches bleibt Keiner.

Ich liebe die Feste der katholischen Kirche. Es mag sein, daß mich aus denselben die seligen Zeiten der Kindheit und Jugend wieder anwehen; es mag sein, daß dieser große Cultus mich darum bezaubert, weil er es vermag, das Gute mit dem Schönen zu verbinden und so Beides volksthümlich zu machen. Die Schäden und Mißstände, die auch hier vorkommen, lernt man allmählich entschuldigen, weil man zur Einsicht kommt, daß es auf Erden nichts Vollkommenes giebt; manches Häßliche lernt man übersehen, manches Pharisäerhafte überhören, im Strahle der Kerzen, unter den Klängen der Orgel und des Volksgesanges, inmitten von betenden, wei=

nenden, in Andacht erhobenen Herzen feiert man still für sich und frei von den Fesseln seinen Gottesdienst.

So kam ich an jenem Weihnachtstage in das Gebirgsdorf. Der Winter that sein Möglichstes, um dieses heilige Fest dem Norden würdig zu schmücken. Schon einige Wochen früher hatte er über das Land eine feste Schneedecke gelegt, die Dächer mit schützendem Mantel bedeckt, die Bäume mit weißem Pelzwerk gefüttert und die Straßen für Schlitten fein geglättet nach den Worten des Adventevangeliums: was uneben ist, soll zu einem ebenen Wege werden.

Und nun zum Feste war nach einem tagelangen stillen Nebelspinnen der frische wogende Winter neuerdings niedergesunken über das weite Alpenrund. Es schneite und stöberte, daß man nicht zwanzig Schritte von sich sah. Die Kirchengeher schoben in den Schneemassen gänsemarschartig heran, der Pfad hinter ihnen ward sofort wieder verschneit und verweht. Von den Dächern stob der Wind dichte weiße Wolken auf, trieb sie in die Fugen der Wände, in die Fenstertiefen, in welchen sich Schnee und Eis aufstaute, in die Kleider und Bärte der Vorübereilenden. Es schneite keine Flocken, es war ein dichter schwerer Nebelstaub allerwärts, jedes Wasserbläschen war Schnee geworden und dieser sank und flog und wirbelte unabläßig nieder und man sah endlich nichts mehr, als unter sich das blendende Weiß und über sich das undurchdringliche Grau. Dort und da hub der Schnee, der schon auf dem Boden lag, wieder an zu wirbeln und aufzufliegen, als reue es ihn, aus den luftigen Höhen, wo die Engel heute ihr Gloria sangen, niedergesunken zu sein.

Die Leute hatten sich in die Hut der Kirche getummelt, von deren Thurme jetzt die Glocken klangen, den Wind übertönend, welcher an den Mauerecken toste und an den Thurm-

fenstern pfiff und den Schnee an das Erz warf. Hinter den Kirchenfenstern begann der rothe Schein zu dämmern, während ich noch im Freien stand und unentschlossen war, sollte ich das Weihnachtsfest drinnen mit den Menschen feiern, oder heraußen bei dem winterlichen Hochgesange der Natur. Man hält es am Ende doch lieber mit den Menschen. Als ich gegen das Kirchenthor schritt, sah ich neben mir einen hohen Schneehügel, aus welchem ein paar Holzkanten hervorstanden. Nun gewahrte ich's, daß hier ein Sarg aus Tannenholz stand, mit Stricken auf die Tragbahre gebunden. Der war mit seinem stillen Bewohner heute wohl schon aus einem der Hochgebirgsthäler herausgekommen. Gar ohne allen Schmuck stand er da und mußte warten, bis die Leute drinnen mit ihrer Freudenandacht fertig waren und ihn ins Grab legen wollten. Mittlerweile wob ihm der emsige Winter rasch ein Leichentuch und führte über ihn mit wirbelndem Staube einen Grabhügel von Schnee auf. — Welch eine ausgebrannte Welt mag — die Hände über die Brust gekreuzt — da drinnen liegen!

Ich trat nun, an der steinernen Schwelle den Schnee von den Kleidern schüttelnd, auch in die Kirche. In die Augen fiel der Lichterstrahl vom vergoldeten Altare und den drei krystallenen Lustern, in die Ohren der Festgesang vom Chore, in die Nase der Weihrauch, welcher aus dem hin und her schwingenden Gefäß des Ministranten in üppigen Wolken aufstieg: so nahm die Kirche meine Sinne gefangen. Allein, während auf dem Chore die lieblichen Krippenlieder zu Ehren des göttlichen Kindes klangen, mußte ich immer wieder an den Schläfer denken, der draußen vor dem Thor in seiner letzten Wiege lag. Neben mir, am Pfeiler halb angelehnt und eifrig seinen Rosenkranz abbetend, stand ein alter Bauer.

Dem schielte ich lange auf die Finger und als ich nun merkte, daß er am letzten Knötlein seiner Rosenkranzschnur angelangt war, so daß mir die Unterbrechung in seiner Andacht nicht allzu strafwürdig erschien, flüsterte ich ihm die Frage zu, wer es sei, der draußen in der Truhe liege? Der Befragte betete den Rest des Vaterunsers noch rasch von der Zunge weg, dann neigte er seinen Kopf zu mir und zischelte: „Der Funken-Ferl."

Die Auskunft war gering, ein Anderer vielleicht hätte damit nicht viel anzufangen gewußt; mich schob sie in eine Welt der Erinnerung und der Betrachtung. Und anstatt der heiligen Weihnachtsandacht nachzuhängen, war mein Gedanke plötzlich an einen Menschen gekettet, der mir weltfremd gewesen und für den ich mich doch manchmal heimlich interessirt hatte.

Der Funken-Ferl! Vor fünfundzwanzig Jahren war er als junger Mensch in die Gegend gekommen. Einige wollten damals wissen, er sei ein verjagter Student, Andere erzählten, er wäre ein Militärflüchtling. Uebrigens fragte ihn Niemand nach seinem Herkommen und er ließ auch nichts davon verlauten. Die Wahrheit wird gewesen sein, daß der etwa zwei oder drei Meilen weit, „also aus der Fremde" hergezogene Mensch ein vacirender Schneidergeselle war, der die neue Gewerbefreiheit dazu benützte, in unserer Gegend herumzuschneidern. Für uns andere Schneider war der „Neue" merkwürdigerweise nicht ein Gegenstand des Neides, sondern des Bedauerns gewesen. Denn erstens fand der „Schneider-Ferl" so wenig Arbeit, daß er sich kaum das tägliche Brot erwerben konnte. Und wenn er am Sonntag vor der Thür seines Stübleins stand und sich vor der Leute Augen die Zähne ausstocherte, so war das nicht Ernst zu nehmen, er

müßte denn eine verklemmte Kartoffelschale loszustochern gehabt haben. Und zweitens war der Ferl als Halbnarr ausgeschrien. Er that zwar nichts Närrisches, war ein bescheidener, hübscher Bursche, der sich nur darin von Anderen unterschied, daß er lärmende Gesellschaften mied, seine eigenen Wege ging und daß er den Sonnenschein nicht leiden konnte. Den Sonnenschein hat sonst doch Jeder gern, er macht helle Augen, ein warmes Blut und ein lustiges Herz. Beim Ferl war's anders, wenn die Sonne schien, da war er verstimmt; kaum etwas war ihm öder und langweiliger, als ein Tag ohne Wolken, ohne „Wind und Wetter", als ein Tag, der nichts hatte, denn heißen Sonnenschein vom Morgen bis zum Abend. Als einmal fünf Wochen lang eine solche Sonnenwüste war, wie er sich ausdrückte, magerte er ganz erschreckend ab, obzwar er damals in einem Großbauernhof arbeitete, wo ihm nichts abging. Als endlich das Regenwetter kam und kalter Nordwind die Tropfen scharf an die Fenster strählte, lebte der Ferl wieder auf, pfiff und sang bei seiner Arbeit und am Feierabend warf er seinen Wettermantel um und eilte hinaus in Regen und Sturm. Unter den Bäumen, die am meisten rauschten, strich er hin, an Abhängen ging er entlang, wo die wildesten Gießbäche niederschossen, in Waldschluchten drang er ein, wo der Nebel am dichtesten lag, und vollends wenn Hochwasser war, schwänzte er seine Arbeit und ging bei den Wassern um; wenn die Fluthen wild und trübe heranwogten, Erdreich, Bäume und Felsblöcke mit sich rissen, da war ihm zum Jauchzen; wenn der Sturm die ruppigen Wipfel zauste und die alten Stämme brach, daß sie krachend zu Boden stürzten, wenn im Aufruhr der Elemente die Raben und Geier kreischend in den Lüften flatterten und schmetternde Blitze dreinfuhren und blaue Flammen auflohten

aus getroffenen Strünken, da war dem Ferl zum Jauchzen. Wenn er endlich aus solchen Wildnissen heimkam, über und über pudelnaß und zerzaust, da blühten seine Wangen in frischem Roth, da leuchtete sein Auge, da schlang er seinen Arm um den Nacken des erstbesten Knechtes und wußte sich vor frischer Lustigkeit nicht zu fassen.

Ein solcher Schneider war noch nicht gesehen worden. Der Schneidermuth ist allbekannt und in Ehren sprichwörtlich geworden; doch das war ein außerordentlicher Schneider! Das war ein dämonischer Schneider. Die ihn nicht für einen Halbnarren hielten, die fürchteten sich vor ihm und Jemand brachte es auf, daß der Ferl kein gewöhnliches Fleisch und Blut habe, daß er sicherlich zum Gefolge der wilden Jagd gehöre, von dem er sich aus Gott weiß was für Gründen losgetrennt habe oder vom wilden Jäger in einen Schneider verwünscht worden sei.

Verwunderlich war aber Eines. Als sich der Ferl einen Schatz suchte, nahm er nicht etwa ein resches Engerl, aus dem sich später eine böse Sieben entwickeln konnte, so daß er für sein Leben Sturm und Wetter genug im Hause gehabt hätte. Nein, er wählte ein schüchternes sanftes Ding, das nachgerade einen wolkenlosen Ehehimmel mit immerwährendem Sonnenschein befürchten ließ. Gegen diese Art von Sonnenschein jedoch hatte selbst der Ferl nichts einzuwenden. Er war sehr glücklich. Sein Geschäft hob sich allmählich so ansehnlich, daß er daran denken konnte, seine Marthel von ihrer Dienstschaft in der Armuth zu erlösen und zur Meisterin zu machen.

Da kam einmal die Kirchweih, und weil es gar so schön stürmte und Regen und Schneeflocken fielen, ging der Ferl auf den Jahrmarkt. Dort gedachte er seiner Marthel und kaufte ihr einen schönen elfenbeinernen Strählkamm. Der

war zwar nicht weiß und auch nicht von Bein, sondern glänzend schwarz und federnd, aber der Krämer sagte, man trage sie jetzt so und die elfenbeinernen Kämme mache man heutzutage aus Kautschuk. Das war dem Ferl auch recht. Er ging nach Hause, und weil er unterwegs mit seiner Marthel zusammentraf und weil der regnerische Abend für das Mädel gar so herb war, so nahm sie der Bursche mit in sein Stüblein. Dort gab er ihr den schönen Strählkamm, legte sich auf die lange Bank und hörte glückselig zu, wie sie zu seinen Häupten sitzend den Kamm pries, daß ein solcher Elfenbeinkamm lange schon ihr Verlangen gewesen, und wie sie nicht wisse, mit welcher Freude sie ihm dieses Geschenk vergelten solle. Dabei streichelte das Dirndel mit ihrer Hand seine Stirn. Mittlerweile war es finster geworden und nun fragte die Marthel etwas ungleich, ob sie denn nicht schon fortgehen müsse? Er rieth, daß sie nur sitzen bleiben solle zu seinen Häupten und daß sie jetzt Gelegenheit hätte, ihm was Gutes zu thun. Er habe nämlich noch von Mutters Zeit her eine kindische Gewohnheit, der er freilich schon lange nicht mehr hätte fröhnen können, weil er Niemand habe auf der Welt, der es ihm thue. Er habe es nämlich so gottlos gern, wenn Jemand zu seinen Häupten sitze und ihm die Haare strähle.

„O du lieber Ferl," sagte sie, „daß ich Dir die Haare strähle, das will ich ja gerne thun."

Er hatte ein schönes langes, nußbraunes Haar, was aber jetzt im Finstern kohlschwarz war. Das begann sie nun zu strählen. Sie strählte es nach vorwärts, sie strählte es nach rückwärts, sie strählte es aus den Winkeln der Ohren und vom Nacken herauf, wo es gar wie der weichste Flaum war. Sie strählte es in Scheiteln, glättete es und lockerte es wieder auf, zerstörte die Krause, um sie von neuem wieder

herzustellen. Sie sagte nichts dabei. Er schwieg auch und genoß die stillen Wonnen, die über sein Haupt ausgegossen wurden.

Wenn ihn jetzt Jemand gefragt hätte, was angenehmer sei, ein Gang durch die stürmische Wetternacht oder ein solches Haarstrählenlassen von der Marthel, ich glaube schier, er hätte sich nicht entschieden, sondern sich baß geärgert über den Störer seines süßesten Friedens.

Als die Marthel lange so gestrählt hatte, fiel ihr ein feines Knistern auf, das in den Haaren war und ein ganz wundersames Prickeln, das an ihre Finger schlug. Plötzlich that sie einen leisen Schreckruf, dann war sie wieder still und strählte weiter.

Was das gewesen sei? fragte der Ferl.

Sie schwieg und ließ ihre innere Erregung nicht merken. Es war ihr gewesen, als hätten aus den Spitzen der Haare knisternd blaue Funken hervorgezuckt ....

Nach einer Weile, da sie immer noch strählte, sagte sie leise und mit Befangenheit: „Ferl, ich habe Dich schon lange einmal etwas fragen wollen."

„Frage nur her," entgegnete der Bursche.

„Du mußt mir aber nicht böse werden. Es ist halt um Leben und Sterben."

„Was meinst Du denn, mein Dirndel?"

Sie stockte, endlich sagte sie: „Bist die letzten Ostern wohl auch bei der heiligen Beicht gewesen, Ferl?"

Einen Augenblick war es so still, daß man wieder deutlich das Knistern vernahm in seinem Haar.

„Wie kommst Du jetzt auf eine solche Frage?" versetzte der Bursche.

„Der böse Feind," stotterte sie, „hat oft sein Spiel."

„Geh', Marthel, schau, wie meine Stirn heiß ist! Leg' Deine Wange d'rauf."

Das that sie nicht, sondern strählte noch emsiger und schwieg. — Gählings that sie einen gellenden Schrei, schleuderte den Kamm von sich, sprang auf, stieß mehrmals an die Wand, bis sie stöhnend die Thürklinke erhaschte und davonlief.

Am nächsten Tage wußte es die ganze Gegend: Aus dem Haar des Schneider-Ferl springen Funken!

Der Mann war — man wollte es nicht sagen, was er war. Nun konnte man sich's wohl erklären, daß er keinen Sonnenstrahl leiden konnte, innen Feuer, außen Feuer, das wird freilich Niemand aushalten. Jetzt wußte man, warum er Sturm, Regen und Gestöber so sehr aufsuche, aber das höllische Feuer — wer es in sich hat — das löscht kein Eisschauer und kein Wolkenbruch.

Die Marthel bekreuzte sich, wenn vom Schneider-Ferl die Rede war, sie wich ihm aus auf hundert Schritte, und an ihr Bett malte sie mit der Kreide ein Trudenkreuz, damit sie verschont bleibe vor Anfechtungen.

So hatte der Ferl seine sanfte Marthel verloren, hingegen aber den Spitznamen „Funken-Ferl" gewonnen.

Für's Zweite schadeten die Funken, die aus seinem Haupte sprangen, auch seinem Geschäft, sie verscheuchten ihm die Kunden. Ein feuersprühender Schneider, das wäre so was!

Die Sache kam bis zum Pfarrer. Der Ferl müsse sich mit Weihwasser besegnen lassen — wollten sie — oder trachten, daß er weiter komme! Der Pfarrer rieth den Leuten Folgendes: Sie sollten Kautschukkämme kaufen und sich im Finstern strählen lassen, es würde auch Funken geben.

Ob ein Weibsbild strählen müsse? ward gefragt.

Es käme nicht gerade auf das Weibsbild an, belehrte der Pfarrer, sondern eigentlich auf die Elektricität; und die sei mehr oder minder in jedem Menschen vorhanden und entlade sich bei allerlei Gelegenheiten, in Lust und Lieb, in Zank und Zorn, wo es oft schwere Wetter und Blitzschläge gebe, bei Berührungen und Reibungen der Körper, besonders auch beim Kämmen der Haare.

Und jetzt war in der Gegend das Haarstrählen Mode geworden. Alles strählte, Vieles gab Funken und in Manchem und Mancher zündete der Funke.

Die Marthel trachtete nun wieder zurück zu ihrem ursprünglichen Motoren, aber der Ferl wollte nichts mehr von ihr wissen. Er lebte allein dahin, wie bisher, siedelte sich allmählich fest und ward ein geachteter Handwerker. Der Spitzname blieb ihm; die Geschichte, wie er zu demselben kam, gerieth allmählich in Vergessenheit, nur mir war sie nun unter den Weihnachtsklängen der Orgel wieder lebendig geworden, während der „Funken-Ferl" draußen vor dem Thore auf das Begrabenwerden wartete.

Nach dem hochfestlichen Gottesdienste haben wir uns angeschickt, dem ewigen Schläfer sein letztes Recht anzuthun. Mitten durch das winterliche Gestöber ging der lange Menschenzug der schwankenden Bahre nach, hinaus über die Felder zum Friedhofe. Die vorderen Reihen beteten laut, wir hinten hörten vor lauter Schneesansen nichts davon, und um uns zu entschädigen, verlegten wir uns, so gut es gehen wollte, aufs Plaudern. Da erfuhr ich denn von meinem Nachbar, einem Bauern vom Gebirge, noch Einiges aus dem Lebenslaufe des „Funken-Ferl".

„Ein solches Wetter!" knurrte der Mann und schnob sich den Schnee aus dem Bart, „der Ferl, wenn er heut mit

dabei sein kunnt, der müßt' eine höllische Freud' haben. Letzt' Zeit ist's ja noch ärger worden mit ihm. Sommerszeit, wenn anderen Leuten das Herz hat gelacht in Wald und Flur, hat er sich in die Häuser verkrochen und geschneidert, daß die Fetzen sind geflogen. Winterszeit hat er die Arbeit liegen und stehen lassen und ist in Wind und Schnee umgegangen, wie nicht gescheit. In Lodenhabit und Wasserstiefeln durch den scharfen Winter gehen, Besseres giebt's nichts, hat er allemal gesagt.

Sommerszeit, wenn gegen Abend die Wolken aufgestiegen sind und es in der Dämmer angefangen hat zu blitzen, da ist er nicht ins Bett gegangen. Hat sich draußen auf den Anger hingestellt, die Weste aufgeknöpft und dem Gewitter entgegengeschaut, wie es heraufgestiegen ist hinter den Bergen mit Feuer und Krachen und der Wettersturm von ferne her über Wald und Auen ist gefahren und ihm an die Brust gesprungen. Der Blitz rechts herab und der Blitz links herab und der Knall über Häupten hin, so ist er dagestanden wie eine Säule aus Stein. Und wie es vorbei ist, thut er einen hohen Athemzug und geht ins Bett. — So haben wir" — fuhr mein Weggenosse fort — „ihn einmal gefragt, ob er denn nicht mehr leben will, daß er dem Tod so entgegengeht. — Tausend Jahr möcht' ich leben! ist seine Antwort. Herrgott, was werden das noch für Schauspiele sein, bis es aus ist mit dieser Welt! — Herr Peter, ich sag' es Euch: wenn auf unserem Friedhof Ein Todter mit Sehnsucht wartet auf das jüngste Gericht, so ist es der Ferl. Da wirds ihm doch Spectakel genug geben, alsdann!"

„Er muß ja noch nicht alt gewesen sein," bemerkte ich.

„Nicht fünfzig. Und kerngesund noch, vor drei Tagen," sagte mein Berichterstatter, indem wir uns eng aneinander-

schlossen, Einer den Anderen vor dem sausenden Schneestaub schützend, so gut es gehen mochte. „Im vorigen Jahr ist der Ferl viel kränklich gewesen und zum Erbarmen vom Fleisch gefallen. Es war zumeist eine schöne Zeit und Sonnenschein und der Ferl ist außer in seiner Kammer nicht viel gesehen worden. Eine alte Dienstmagd, Marthel heißt sie, hat ihn pflegen wollen, er hat Dank gesagt und kunnt's schon allein richten. Wie aber jetzt der strenge Winter ist gekommen, da ist er hervorgekrochen, in Wind und Schnee herumgestiegen, hat rothe Wangen bekommen, ist ganz lustig worden. Jetzt kommt der Thomastag. Das Firmament liegt wolkenfinster über schneeweiß Berg und Thal. Ein weicher Wind geht und die Bäume schütteln den Schnee ab, und fallen auch Regentropfen. Der Funken-Ferl steigt draußen um und bricht oft bis übers Knie in den Schnee ein. Hinter meinem Haus ist ein Bühel; wie es finster wird und ich beim Fenster hinausschau, weil manchmal so ein besonderer Schein aufzuckt, steht auf dem Bühel ein Mann und reckt sich ins Firmament hinein. Schau, sag' ich zu meinem Weib, wenn der dort Keiner ist, der in der Thomasnacht das Wünschhütl suchen geht oder den Fünfguldenbeutel oder den Thalerschimmel, so ist's der Schneider. Der schaut sich wieder einmal die schöne Welt an bei der Nacht. Ich hab' Euch noch nicht ausgeredet, so macht's einen Blegezer (Blitz) und einen schwachen Schlag, just als wie wenn bei dem Stadl draußen das Hofthor umgefallen wär. Jesus Maria! sagt mein Weib, mich deucht gar, das ist ein Donnerwetter mitten im Winter! — Du, sag' ich, jetzt steht der Mann nicht mehr dort auf dem Bühel. Daß ihm nicht etwa was geschehen ist! So eine Mahnung hab' ich gehabt. Wie ich hinausgeh' und nachschau, liegt er im Schnee und ist maustodt."

Wir schritten durch das Friedhofsthor. Von der hölzernen Einplankung guckten nur die Bretterspitzen aus dem Schnee. Von einzelnen Kreuzen ragten die Dachbrettchen hervor, von anderen nichts. Am großen Crucifix, das mitten im Gottesgarten steht, waren die Füße des Heilands unter dem Schnee. Zwischen den Kreuzen hin war ein schmaler Gang ausgeschaufelt, in welchen fortwährend der Schneestaub hineinwirbelte.

„Es ist wohl seltsam," sagte ich zu meinem Weggenossen, der nun des schmalen Weges wegen hinter mir dreinging.

„Wenn ich's nicht selber gesehen hätt'," rief er mir über die Achsel her, „ich kunnt's nicht glauben. Der Blitz hat ihn erschlagen, sagt der Arzt. Es muß dem Funken-Ferl rein so aufgesetzt gewesen sein. — Alsdann hat's angefangen zu schneien. Und so viel Schnee, daß wir den Todten vier Tage haben müssen liegen lassen in seiner Kammer, bis jetzt zu den Feiertagen der Weg ist aufgemacht worden von unserem Hintergebirg zur Pfarrkirche heraus. — So, jetzt hätten wir ihn glücklich da."

Die Menge staute sich, voran die Träger mit dem Sarge standen am Grab. Wir hörten im Sausen des Windes kaum den Grabgesang und nur wie dumpfes Donnern war's, als der Sarg in die Tiefe des gefrorenen Erdreichs hinabrollte. Die üblichen Vaterunser wurden etwas schleunig abgethan, hierauf eilten die Leute fast fluchtartig in das schirmende Dorf zurück. Bald stand am Grabe nur ich allein und der Winter wollte dem Todtengräber zuvorkommen und die Grube mit Schnee füllen. Erdschollen und Schneekrusten durcheinander rollten auf den blanken Sarg und dies einemal that es mir wehe zu denken, daß da unten der stille ewige Friede ist.

Ich weiß von dem Schneider Ferdinand weiter nichts zu erzählen, es war ein armes, verborgenes, unbedeutendes Leben.

Aber ich sah in ihm ein gottbegnadetes Sein, welches als einen Gegensatz seines kindlichen Herzensfriedens die brausenden Gewalten der äußeren Natur suchte und liebte, und gleichsam in der erhabenen, bauenden und zerstörenden Bethätigung der Elemente den Schöpfer und Erlöser geahnt hat.

Nur wenige Minuten war ich von den Leuten zurückgeblieben, doch als ich den Mantel fester um den Körper windend jetzt meinen Weg ins Dorf suchte, war derselbe schon wieder so sehr verschneit und verweht, daß ich nur mit Mühe weiter kam, sehr oft stehen bleiben mußte, um mich auszuschnaufen, während mir der schneidende Wind den Athem zurückstieß in die Brust. Nun wurde ich gewahr, daß die Richtung verloren war. Mitten im Felde, ringsum Schnee, stellenweise so völlig vom Sturme weggefegt, daß starre Halme hervorstanden, stellenweise in ellenhohen ruppigen Schichten aufgestaut, zu steilen Wänden mit scharfen überhängenden Kanten, und ringsum Nebel und Gestöber, daß es war wie eine brandende weiße Finsterniß. Das — dachte ich — das wäre wieder so etwas für den Ferl! — Und es hat in der That seinen unbeschreiblichen Reiz.

Der Reiz wurde mir allmählich zu groß. Ich irrte ganz planlos in der winterlichen Wildniß und hätte mich immer weiter gegen die Heide hinaus verloren, wenn nicht durch das Gebrause plötzlich ein Glockenklang halb erstickt an mein Ohr gekommen wäre. Von rückwärts kam der Klang der Glocke, die dem Bestatteten noch den letzten Gruß gab. Ich kehrte um, überwand etliche Schneewälle und war endlich im Dorfe, wo auf der Straße gerade ein Schlitten-

gespann stecken geblieben war, daß der Fuhrmann die Pferde losband und sie mit Mühe in den nächsten Stall brachte.

Von der traulich warmen Stube aus betrachtete ich nun durch das mit Sägespänen belegte und mit einem goldpapierenen Nikolo gezierte Doppelfenster den Wintertag. Draußen ein düsteres bläuliches Weiß, an der Stubenwand der röthliche Schein des knisternden Kaminfeuers — so sieht sich der Winter auch nicht übel an. Noch besser ist freilich der Funken-Ferl verwahrt.

Ob's ihm auch recht ist?

# Der Küster am Kreuze.

Auf den Hochweiden von Sanct Jakob, die über den felsigen Gebirgsstock der Sulmeralpen wie ein grünes Sammttuch hingebreitet sind, stundenweit, stand ein hohes, hölzernes Kreuz. Es war aber kein landläufiges Crucifix, auch keines jener sechsarmigen Wetterkreuze, wie sie in unseren gut katholischen Gegenden sonst vorzukommen pflegen, es war ein seltsames, unheimliches Kreuz. Es war an zwölf Schuh hoch, aus massivem, viereckig behauenem Holze gezimmert, hatte drei Querbalken, wovon einer nicht wie die zwei anderen gegen Ost und West, sondern gegen Nordost und Südwest stand. Diese Querstellung gab dem Kreuzbilde etwas Ruppiges, Unruhiges, ja Gespensterhaftes, und die Leute von Sanct Jakob und Umgebung hatten all ihr Lebtag nichts gesehen, was mit diesem Kreuze zu vergleichen gewesen wäre.

Es war unter dem Namen Rudenkreuz bekannt und wenn man die Leute fragte, warum es so heiße, war die Antwort, weil es die Ruden aufgerichtet hätten. Und wenn man weiter fragte, wer die Ruden wären, wußten sie nichts, und wenn man

fragte, ob denn einmal Leute in der Gegend gewesen seien, so die Ruden geheißen, meinten die Weisen von Sanct Jacob, das müßten sie doch wohl, sonst könnten sie das Rudenkreuz nicht aufgerichtet haben. Einer war, der wußte zu sagen, daß der neunzigjährige Jäger-Klausel, der vor etlichen Jahren gestorben, öfters erzählt habe von fremden Ansiedlern, die in den Sulmeralpen Häuser gehabt und die Viehzucht betrieben hätten. Selbige hätten sehr viele Aehnlichkeit mit menschlichen Wesen gehabt, seien aber Heiden gewesen! Von ihnen stamme das Rudenkreuz her. Es sei aber eigentlich nicht errichtet worden, sondern selbst aus der Erde hervorgewachsen, darum könne es auch nicht faulen. Man würde niemals sehen, daß ein Vogel oder ein anderes Geschöpf Gottes auf das Rudenkreuz fliege und sich darauf niederlasse.

„Und das ist heilig wahr," bekräftigte eines Tages der würdige Küster von Sanct Jakob, „ich bin zwar kein neunzigjähriger Greis, aber etwelches weiß ich doch zu sagen vom Rudenkreuz. Dreimal im Jahr, das wisset Ihr, fliegt der Beelzebub über Land. Auf den Sulmeralpen hat er sonst gerastet, aber seit alljährlich mit dem Ostersegen der Boden geweiht wird in Sanct Jacob und weitum, verbrennt er sich die Beine, sobald er sich niederlassen will auf die Erden. Setzt er sich alsdann aufs Rudenkreuz und rastet. Ja ja, meine Muhme, die Liesel in der Hecks, hat ihn einmal hocken gesehen auf dem obersten Kreuzbalken und den Schwanz hat er wie eine Schlange um das Holz gewunden, daß es ein Graus ist gewest!"

„Altweibergeschwätz!" rief der Steinbachmüller.

„So!" sagte der Küster und sein Wort war fast tonlos vor Entrüstung. „Du bist auch so Einer! Altweibergeschwätz! Natürlich! Neuzeit alle fromme Sach' Altweibergeschwätz!"

„Ist der Beelzebub eine fromme Sach'?“ fragte der Steinbachmüller.

„Der Beelzebub nicht! Und das Rudenkreuz auch nicht! Aber der heilige Glauben ist eine fromme Sach'! Der Glauben, daß der Teufel nur auf einem gottlosen Kreuz rasten kann, das ist's! — Müller, wenn Du einmal Deine Ochsen auf die Hochweiden treibst, paß auf, vielleicht begegnet Dir selber einmal was! Vielleicht siehst ihn doch einmal hocken auf dem Rudenkreuz, falls er nicht gar auf Deinem eigenen Buckel ausrastet.“

So wurden heiß die Worte gewechselt in der Taverne zu Sanct Jakob. Und hoch oben auf den weiten Almen stand einsam das Kreuz. Weitum war kein Baum, kein Strauch, dort und da ragte ein weißer Stein hervor zwischen den grünen Matten. Nach einer Seite zog sich ein gerölliges Kar hinab gegen die waldbestandenen Lehnen, wo die Schutzställe der Heerden standen. Vom Rudenkreuz aus sah man nicht ins Thal, wohl aber die gegenüberstehenden hohen Berge mit ihren finstergrauen Wänden. Die Hochweiden waren ihrer fetten und würzigen Kräuter wegen an milden Sommertagen sehr gesucht von den Rindern und so stiegen auch die Leute gern hinan; mancher Burschen Uebermuth tummelte sich oben aus im Rangeln und Ringen; manch üppiges Liebesleben sonnte sich dort oben an warmen Julisonntagen und über Allem hoch aufragte das hölzerne Aergerniß, das Rudenkreuz.

Dem Küster von Sanct Jakob konnte das nicht gefallen, denn er hatte ein warmes Herz für das Seelenheil seiner Pfarrgenossen. Was sagt ihr denn, wenn eines Tages ein Knab' und eine Maid ausruhen da oben auf dem weichen Grase und der Beelzebub kommt geflogen, setzt sich auf das

Rudenkreuz und schlingt seinen Schwanz schlangenartig um das Holz! Die Geistlichkeit nimmt's viel zu leicht. Schlecht genug, daß der Galgen immer noch steht mitten auf der grünen Alm. Aber er soll sich curios ausgestanden haben! Am ersten Julisamstag kommen von den Sulmerwäldern die Holzschläger her, die gehen über die Hochmatten und rasten gern dort. Da will der Küster oben sein und den Männern ins Gewissen reden, daß sie mit etlichen Axthieben dem Rudenkreuz ein Ende machen. Wohl wüßte auch er selbst, der Küster, die Axt zu führen, aber es ist besser, wenn's Andere thun, es ist besser .... Dann sollen die Almerinnen nur kommen und ihr Mehl streuen!

Es pflegten nämlich die Sennerinnen alljährlich am ersten Hundstag beim Rudenkreuz ganze Kübeln Mehl in die Winde zu streuen; sie nannten das „Wind füttern", damit er gesättigt und versöhnt sei und in Wetterstürmen nicht allzu grausam wüthe. Warum das gerade beim Rudenkreuze geschehen mußte, wußte weder die Sennerin noch der Küster; letzterem war aber — offen gestanden — gerade deswegen das Rudenkreuz so verhaßt geworden; — sie sollen das Mehl dem Küster zukommen lassen fürs Wetterläuten, werden die Winde besser bedient, als durch das thörichte Mehlstreuen am Heidenkreuz.

Kurzum, der Galgen muß fallen. Und darum stieg am ersten Julisamstag der Küster das Gebirge hinan zu den Hochweiden. Als er über die Waldungen emporgekommen war und um den Schwarzriedel bog, sah er drüben auf der Hochebene schon das Rudenkreuz stehen. Es schimmerte in der Sonne wie Silber. Das Sakermentsgerippel will auch gar nicht morsch werden! dachte sich der Küster. Wenn man sonst wo was aufstellt, bricht der Teufel in etlichen Jahren wieder

4*

zusammen. Das halt's. Na, aber nicht mehr lange, dafür stehe ich. — Da lag der Küster auf dem Boden, war über eine Knieholzwurzel gestolpert.

Von den Holzschlägern war noch nichts zu sehen. Eine Rinderheerde weidete auf der Alm, das heimelte den Küster an und er schritt langsam die sanfte Höhe hinaus gegen das Rudenkreuz. — Plötzlich hörte er ein Gedröhne, der erste Gedanke war, es sause der Beelzebub durch die Lüfte, da sah er auch schon den Stier, der unweit von ihm mit den Vorderfüßen den Erdboden aufgrub und brüllte. Es war ein großes, schwarzes Thier, jetzt hob es den Schweif und stieß die Hörner in den Boden, daß der Sand stob. Der Küster merkte bald, was das zu bedeuten hatte und hub an zu laufen. Allsogleich folgte ihm der Stier in großen schweren Sätzen und mit mächtigem Schlottern seiner Halsfahne. Auch die anderen Rinder waren unruhig geworden und sprangen mit hochgehobenen Häuptern heran. Heiß erschrocken sah sich der Küster nach einem Zufluchtsort um, und es war nichts, kein Fels, kein Baum, kein Strunk, es war nichts ringsum als Noth und Gefahr. Immer näher kam der schnobende Rudel, in Todesangst lief der sonst so behäbige Küster wie ein Junge, im nächsten Augenblicke kletterte er das Holz hinan und hockte auf dem Querbalken des Rudenkreuzes.

Da oben hockte er und klammerte sich fest an den Stamm an dem er sah, daß er beim Fuße stark abgemorscht war.

Die Rinder umkreisten das Kreuz und der schwarze Stier rieb seinen Kopf schnobend an dem Stamme, daß dieser erbebte. Der Küster lachte grell und schrill wie ein Wahnsinniger und rief alle Heiligen an und nannte das Thier eine höllvermaledeite Bestie. Der Stier mochte das für eine Ehrenbezeigung halten und war demnach um so lebhafter bestrebt,

seine Aufgabe zu lösen, den braven Mann vom Pfahl herabzubringen und ihm die Gedärme auszulassen.

Das Beten und Fluchen des Küsters am Kreuze wurde allmählich etwas weinerlich, der Mann blickte in die Runde nach einem Helfer; weit und breit keine Spur von einem Menschen. Dann versuchte er mit der Bestie einen Ausgleich anzubahnen. „Geh, Vieherl," sagte er gütig zum Stier, „mach' keine Thorheiten! Schade um deine Hörndeln, daß du sie so strapazirst an diesem harten Holz. Wenn eins abspringt, hast den Stumpf dein Lebtag lang. Hi hi, nicht so hitzig, Schwarzer, um Gotteswillen! — Sollt's dich nach meinem rothen Halstuch gelüsten, da hast es, treib' deinen Spaß damit, wie du willst." Er ballte das Tuch zusammen und warf es weithin auf den Plan, aber im Winde flatterte es wieder gegen das Kreuz heran und dem Stier gerade an den Kopf. Darüber wurde dieser rasend vor Wuth, fürchterlich wühlte und brüllte er, den Hinterkörper hoch emporschnellend, sprang er hintan und kam wieder herbei; die übrigen Rinder sahen ihm etwas verwundert zu und wußten nicht, sollten sie mitmachen oder sich wieder aufs Grasen verlegen. Endlich stand der Stier ruhig da, glotzte das Kreuz an und schnaufte sich aus.

Der Küster setzte sich auf seinem Querbalken etwas bequemer, dann wurde er ganz zärtlich gegen das Thier und rief ihm zu: „Du bist ein verfluchtes Rindvieh! Habe ich dir etwas gethan? Etwa, daß der Fleischhauer mein Bruder ist, willst du mir nachtragen? Er ist nur mein Stiefbruder, ich hab's nie mit ihm gehalten, ich hab's immer mit dem Vieh gehalten. Und du willst mich umbringen! Trau' mir nicht, Schwarzer! Glaubst du nicht, daß ich einen Revolver im Sack haben kunnt? Auf ja und nein hast du die Bohne

im Leib. Jammerschade um dein junges Leben! Schau, Knabe, du bist noch zu jung zum Hassen, du hast was Besseres zu thun. Siehst du dort drüben am Steinbüchel die graue Kalbin? Ein Gusto, wie die fein gewachsen ist! Und wie munter sie auf dich her schaut! Du hast's ja gut auf der Alm, dir ist alles erlaubt, geh, nutze dein junges Leben und laß die Thorheiten sein! Winterszeit kommen wir unten im Dorf zusammen; ich habe gutes Heu in meinem Stadl. Geh, Stierl, lauf' weg! Lauf weg! Was siehst du denn an diesem elendiglichen Galgen? Schau, deine Kameraden heben alle wieder an zu grasen. Der prächtigste Klee, den ich mein Lebtag gesehen hab'. Eine wahre Passion, zuzuschauen, wie die dorten grasen! Die Zähn' wässern Einem! Geh', lass' nicht alles den anderen! Sei gescheit!"

Das Rind dachte: Ich bin ohnehin gescheit! und blieb stehen vor dem Rudenkreuz, und schnob und grub mit dem Vorderfuß den Rasen auf.

So war der Küster eine Stunde und länger auf dem Kreuze gehockt, die Sonne sank hinter die Berge hinab. Da sah er endlich zwei Weibsleute über die Alm heranschreiten; jede trug auf dem Haupt ein mächtiges Futterbündel. Der Küster sah Erlösung, da that plötzlich eines der Weiber einen Schrei, warf das Bündel von sich und lief hinab in das Kar. Das andere folgte.

Unten im Getanne hielten sie an, strichen sich die wirren Haare aus dem Gesicht, und Eine fragte die Andere: „Hast Du ihn auch gesehen? Auf dem Rudenkreuz hockt der Beelzebub!"

Den Waldweg heran kam der Steinbachmüller; er trieb zwei Oechslein, welche er die Woche über am Pflug gehabt, auf die Hochweide.

Dem riefen die Senninnen zu, er möge um Gotteswillen heute nicht zum Rudenkreuz hinaufgehen, es sei der Beelzebub oben!

„Was für ein Bub?" fragte der Steinbachmüller, der etwas schwerhörig war.

„Der Gottseibeiuns hockt auf dem Rudenkreuz!"

„Hockt er? Nachher ist's recht. Hi, Ochsen!" Er trieb wegsan. Die Weiber bekreuzten mit flacher Hand die Richtung nach der er ging. „Schad' um seine arme Seel'!"

Als der Steinbachmüller in der Abenddämmerung auf die Höhe kam, sah er, wie sich in die Balken des Kreuzes, um das sich die Heerde gelagert, ein dunkler Knäuel festgeklammert hatte.

„Wer da?" rief er.

„Laus tibi Christi!" jauchzte der Küster auf. „Nachbar! Müller! Bist es, oder nicht, sei so gut um Leben und Sterben und jag' mir die Bestien fort!"

Der Steinbachmüller erkannte alsbald den Küster von Sanct Jakob, aber er that nicht darnach. Fürs erste gab er dem drohenden Stier mit dem derben Bergstock Eins in die Seiten; der Schwarze wich ein paar Schritte, aber sein Sinn stand immer noch nach dem Manne auf dem Holzpfahl.

„Im Namen Zebaoth's!" rief der Steinbachmüller nun überlaut hinauf, „Fürst der Finsterniß, mich betrügst Du nicht! Du hast zwar die Figur unseres braven Küsters von Sanct Jakob angenommen, aber ich kenne Dich wohl, Du bist der Beelzebub! Der Küster hat mich vor Dir gewarnt und darum bist Du ihm so spinnefeind, daß Du seine menschliche Gestalt entheiligst und in seiner Haut umkriechst auf dem Holzbalken, wie ein Affe! Pfui, Beelzebub! Hast Dich wohl wieder arg angestrengt mit dem Seelenverführen auf der

Welt, daß Dir jetzt das Rasten so noth thut auf dem Rudenkreuz. Leut' verschimpfiren und Altweiberglauben umtragen! Herrgott, wenn das der Küster wüßt, daß in seiner Haut dahier ein solcher Fant steckt! — Fahr' ab, Beelzebub, oder ich lass' ein Ablaßgebet auf dich los, daß Dir Hören und Sehen vergeht, vernebelte Wasserkopfseele, verdammte!"

„Steinbachmüller!" wimmerte der Küster, denn seine Glieder waren steif und wollten ihn nicht mehr halten, „ich bitte Dich, sei christlich und spotte nicht. Ich sehe es ja schon ein. Gott, o Gott, ich wollte dieses Kreuz heute niederhauen lassen! Bin ich nur glücklich wieder auf dem Erdboden, meinethalben soll es stehen bleiben so lang es mag. Ich rede nichts mehr drein, es ist ein ganz gutes Kreuz. Im Pfarrbuch steht's ja auch drinnen, daß eine russische Ansiedlung da gewesen ist, die hat allhier das griechische Kreuz aufgestellt und hat dabei gebetet. Eine ganz unschuldige Sach, ich will sie nicht mehr schlecht machen. — Ich bitte Dich, Nachbar, jag' das Ungethüm davon!"

Das ist nun geschehen, die Heerde mitsammt dem Stier trottete thalwärts in das Kar, der Küster sprang vom Kreuze, und seit jener Stunde — so erzählt sich das Volk — hat der Beelzebub nicht mehr gerastet auf dem Rudenkreuz.

# Der Gast in der Kammer.

Und eines Tages im November, da war's, als wollte es wieder Sommer werden. Ein reiner, blauer Sonnenhimmel weitete sich über den rothen Buchenwäldern, über den klar und scharfgezeichneten Felswänden und über dem stillen, tiefen See, an dessen schattigen Ufern die bereiften braungewordenen Wildfarn standen.

Kein Vogel und kein Schmetterling in den Lüften, und keine Mücke, es müßte denn jene sein in meinem Haupt, die beständig summte: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus!" Und so lange, bis ich in der That hinausfuhr.

D'rauf los, die eiserne Straße bis in jene ferne Gebirgsgegend, wo das kleine Haus steht, welches ich mit meiner Familie bisweilen zur Sommerszeit zu bewohnen pflege. Das Haus stand verlassen am Saume des Waldes und auf der Schattenseite war das Dach taubengrau vor Reif. Das Birkenwäldchen im Garten, die Kastanien und die Linden standen entblättert in starren Besen da und die Kieswege waren bedeckt mit gelben, im Froste weichgebrühten Blättern. Wie öde ein Kinderspielplatz ohne Kinder ist! Was war das

für ein fröhlich' Leben in den Sommertagen! An den Turnbarren klettern die Knaben, auf den Schaukeln fliegen die Mädchen; oder sie huschen durch die üppigen Hollunderbüsche, deren Blüthenduft die weichen Lüfte würzen; oder sie jagen mit ihren Netzen den Faltern nach, die wie lebendig und frei gewordene Blumenblätter in der Sonne gaukeln. Muntere Stimmen klingen durch die Luft und um die Giebel des Hauses kreisen zwitschernde Schwalben. Ueber dem nahen Kornfeld mit seinen glühenden Raden- und Mohnblumen wirbelt eine Lerche, und von der Wiese her, wo die Sensen schrillen, weht der wohlige Duft des jungen Heues.

O, Sommerszeit!

Das Alles war versunken wie ein blut- und gluthvolles Erdenleben, und was um mich jetzt lag, war wie eine stille und kühle Seligkeit.

Ich schloß das Thor des Hauses auf und trat ein — wie das knarrt, wie die Schritte hallen in den frostigen Räumen! Ich öffnete die Fensterläden und ließ das Licht hereinkommen in den stillen Raum. Die große Stube suchte ich zuerst. Dort lehnte ich mich in das Sofa und träumte. Von der Uhr hing das Pendel regungslos nieder und in dieser lautlosen Einsamkeit standen wieder die lieben trauten Gestalten des Sommers auf. Welch ein munteres Treiben herrscht in dieser Stube, wenn draußen der Regen plätschert, der von Vogelgesang beständig durchklungen wird.

Die Mutter sitzt am Nähtischchen, zankt ein wenig über die tollende Kinderschaar, die das Unterste zu oberst kehren will, und schmunzelt dabei. Das Annelein möchte sich mit dem Glättbrett, das es an die Wand lehnt, gerne eine Rutschbahn herrichten; der kleine Hans will auf dem Kopf stehen und mit den in die Luft gereckten Füßen die Mutter um-

armen, weil aber das unbedingt verboten ist, so benützt er in Ermanglung eines Schaukelpferdes mein Knie und „reitet und reitet in die weite Welt!“ ....

Herzverbrennend müßten sie sein, diese Erinnerungen in dem stillen verlassenen Hause, wenn die geliebten Gestalten zerstoben wären auf Nimmerwiederkehr. Aber eine unnennbar süße Seligkeit erwecken sie, und lieblich traut machen sie die Einsamkeit, wenn man hoffen darf, daß sich das heitere Leben im nächsten Sommer wiederholen wird.

Ich trat in mein Arbeitszimmer und betrachtete im Schrank die Titel der Bücher, die meine Begleiter in Wald und Flur gewesen waren, und erquickte mich in Erinnerung an die Weihestunden der Arbeit.

Ich trat in das Heiligthum des Hauses, in das Gemach meiner Frau. Wie freundlich grüßten mich von den rothen Wänden herab die Bilder aus der Legende. Wohlbestellt und blank war alles, als wäre die ordnende Hausfrau erst aus dem Zimmer getreten. Von der Decke hing die Ampel nieder mit der rothen Glastulpe und den goldenen Sternen, deren Schein die alten Schränke und die Alabasterbüsten und das weiße Linnen mit rosigem Hauch umzogen hatte. Da saß ich lange in dem Sammtsessel und blickte zu dem Porträt des treuen Wesens auf, und ein weiches, von sanfter Wehmuth durchzittertes Glück ruhte in meinem Herzen.

Dieses Abgeschiedensein von geliebten Menschen, als wären sie gestorben, und das Bewußtsein, morgen siehst Du sie wieder — wie sehr kommt das der Liebe zu statten! —

Dann durchschritt ich andere Räume des Hauses und auf jeden Schritt und Tritt sproßte mir Erinnerung auf an die Zeit des seligen Sommerlebens. Auch trat ich in die Lernstube meines ältesten Knaben, in welcher die

Kindlichkeit mit dem sich immer kecker vordrängenden Ernste des Lebens manchen Strauß gekämpft. Ein Rechenbuch, das noch auf dem mit Tinte bespritzten Tische lag, war einer der wenigen Dämone, so die hellen Sommerfreuden durchdämmert hatten.

Ferner trat ich in das Gastzimmer, in welchem im vorigen Spätsommer mein Schwager Fritz, ein junger Mediciner, etliche Wochen gewohnt hatte. Und hier fand ich Gesellschaft.

Ich war nicht darauf gefaßt. Ich hatte nicht vermuthen können, daß in dem verschlossenen Hause noch ein Gast sitze. Die abendliche Dämmerung des Zimmers wurde im Wiederscheine des hohen Golf, auf dessen Schneefeldern ein Alpenglühen lag, magisch erhellt. Bücher, Stifte, Tabakschalen und andere Dinge lagen und standen in studentischer Ungezwungenheit umher, und im Winkel zwischen Ofen und Schrank saß auf dem Holzstuhl in einen braunen Mantel gehüllt und den Kopf vorgeneigt, ein menschliches Todtengerippe.

Anfangs ist man über ein solches Zusammentreffen etwas unangenehm berührt, beiläufig wie wenn man einem alten Bekannten begegnet, dem man schuldig ist. Der Gläubiger wartet ja vielleicht gerne noch ein Weilchen, aber die Erinnerung hat doch immerhin etwas Peinliches.

Dann zündete ich die Kerze an, die noch im Blechleuchter stak, steckte eine der vorräthigen Cigarren in den Mund — Schwager Fritz raucht kein schlechtes Kraut — und setzte mich gegenüber dem alten Bekannten. Ich hatte ihn schon im Herbste durch Fritzens Vermittlung flüchtig kennen gelernt. Es war ein stattlicher Mann gewesen, dessen Glieder dann nur durch Draht sorgfältig aneinandergefügt worden. Gegen Muskelrheumatismus sind solche Gelenke vollkommen gefeit; auch sonstige Folgen einer Erkältung waren nicht zu befürchten, er

hatte also lediglich aus Anstandsrücksichten den Mantel um den Körper geworfen.

„Ihr seid halt immer wohlgelaunt!“ bemerkte ich, denn er zog seinen Mund lachend auseinander. „Ist auch kein Wunder, Ihr braucht Euch Eurer Haut nicht mehr zu wehren.“

Schwager Fritz hatte sich einmal den Spaß gemacht, zu allgemeinem Gaudium dem Todtenschädel eine rothwangige Pappmaske umzubinden. Ich habe in meinem Leben nichts Grauenhafteres gesehen, als diese Vermummung. An einem schlichten Todtenschädel hingegen sehe ich keine Schrecken, besonders wenn er keinen Zahn mehr in den Kiefern hat. Mein Gegenüber besaß freilich noch alle Zähne, und ich glaube, diese hatten sich am Leben noch nicht sattgekaut, als das Mahl aufgehoben wurde. An der rechten Stirnseite hatte der Schädel eine scharfe Narbe, die nach Fritzen's Urtheil von einem Hieb herrühren mußte. Das Skelet war aus einem Kirchhofe der Umgebung Wiens; Fritz wollte gehört haben, daß es außerhalb der Friedhofsmauer ausgegraben worden sei.

Dieser Umstand hätte einen hübschen Gesprächsstoff gegeben; doch man weiß ja, wie zurückhaltend die Todten sind; natürlich kann man bei solcher Geheimthuerei der Herrschaften aus dem Jenseits nichts wissen von der anderen Welt.

„Um so dankbarer wäre ich Euch, Herr,“ sprach ich zum hageren Gast — „entschuldigt, wenn ich Euch nicht gebührend betiteln kann — wolltet Ihr mir von dieser Welt etwas erzählen. Eine kleine Selbstbiographie, wie es gekommen, daß Ihr so früh schlafen gegangen seid, und jetzt lange vor dem Posaunenruf wieder auferstanden, um Studenten den Bau des Menschen zu demonstriren, den Ihr bei Lebzeiten möglicherweise selbst nicht verstanden habt. Recht so, Ihr lehrt mit

dem, was Ihr seid und nicht mit dem, was Ihr sagt, und kostet dem Staat keinen Professorengehalt. Es heißt: Am längsten bleiben von dem Menschen seine guten Werke; Ihr wisset das besser: Am längsten von dem Menschen bleiben seine Knochen. Genirt Euch das Rauchen? Wisset, wir Lebendigen wollen uns bisweilen gerne ein wenig betäuben, Ihr habt das nicht mehr noth, sonst hätte ich Euch gern Eine angeboten. Erlaubt, daß ich Euch die Hand drücke! Ihr habt sehr schlanke Finger; was mögen sie geschaffen haben, oder am liebsten gefaßt und gesammelt? Welche Fäden hat diese Hand geschlungen, geknüpft, zerrissen im Gewebe der menschlichen Geschicke? Hat sie den Spaten geführt, oder den Griffel, oder den Degen, oder gehörte sie zu dem, was sie heute ist — zur todten Hand? — Ich vermuthe, Freund, daß Ihr im großen Sturmjahre ein heldenmüthiger Freiheitskämpfer gewesen seid. Euer aufrechtes Rückgrat deutet darauf hin. Waret Ihr nicht Maurer? Ja, Ihr habt mitgearbeitet an den, wenn auch nicht sehr architektonischen, so doch größten Bauwerken unserer Zeit, an den Barricaden. Jurist seid Ihr gewesen, denn Ihr habt die ewigen Menschenrechte vertheidigt. Die trotzige Stirn dem Feinde bietend, hat Euch ein Hieb zu Boden gestreckt. Herrlicher Mann! Glückseliger Mann! der Ihr im Leben der Freiheit dienet und im Tode der Wissenschaft."

Derlei hatte ich in jener trauten Plauderstunde dem Gerippe vorgedacht.

Tiefäugig grinste es mich an; aber ich hatte mich so sehr hineingefunden in sein Heldenthum, daß ich den Knochenmann beinahe zu lieben begann, daß mir zu Muthe war als säße ich neben einem zwar etwas schweigsamen, aber um so treueren und verläßlicheren Freund.

„Wir sollten doch Bruderschaft miteinander machen," sagte ich. „Gott grüße Dich! Wir werden uns körperlich ja bald ebenbürtig sein. Ich muß Dir nur sagen, Freund, die Welt, für die Du so glorreich gestritten hast, ist jetzt so geworden, daß ich manchmal vor Schauder Haut und Fleisch abschütteln möchte, wie Du es gethan hast. Wer denkt heute noch an die Freiheit, an die Menschenrechte, für die das Blut der Besten geflossen ist! Wie Ihr mit heiligem Zorn die Ketten zerrissen habet, so schmiedet man sie heute mit wahnwitziger Leidenschaft wieder fest. Menschenrecht, Menschenliebe! Das wird heute verhöhnt von haßerfüllten Demagogen. Was sie damit vorbereiten auf Erden, ich möchte es nicht erleben. Es ist ja wahr, unter Hunderten, die früher das Wort Menschenliebe im Munde geführt, hat sie Einer geübt; und dieser Eine ward verfolgt, wie heute. Aber das Princip ward geachtet. Heute gehen wir insoferne ehrlicher vor, heute machen wir kein Hehl daraus, daß wir Thiere sind, machen aus unserer Selbstsucht eine Tugend, der Stärkere schlägt den Schwächeren nieder, frißt ihn wo möglich auf bis auf die Knochen — wenn Du die Bemerkung entschuldigen wolltest . . . .

Jetzt fiel eine Kleinigkeit vor. Aus einer der Augenhöhlen des Todtenschädels kam — weil das Kerzenlicht lockte — ein Mücklein, flog mir an der Nase vorbei zur Flamme und etlichemale um dieselbe herum.

Hat denn auch Der solcherlei im Kopf?

„Und nun, Alter, gehab' Dich wohl, den Winter über. Im Frühjahre, wenn die Rangen kommen, wird's mit Deiner Ruhe zu Ende sein. Das Leben der Jugend wird sogar dem Tode gefährlich, sie werden Dich hinausschleppen ins Grüne, und wundern soll's mich, wenn nicht Einer hineinkraucht in

Deinen Brustkorb und so wie in einem Panzer über die Wiese stolzirt. Aber Respect müssen sie mir haben vor der heldenhaften Todeswunde auf Deiner Stirn. Also auf Wiedersehen!"

Damit war unsere Unterhaltung, deren Kosten ich so ganz allein tragen mußte, für diesmal abgebrochen.

Ich ging davon, verschloß die Fensterläden, und als ich mit dem Kerzenlicht durch die große Stube schritt, hörte ich vom Gastzimmer her ein Geräusch, als ob Jemand klappernd von seinem Stuhl aufstünde und gegen die Thür heranschreite. — Ich horchte sehr gespannt, es war aber nichts. In solchen Augenblicken ist der Mensch fähig zu den ungeheuerlichsten Vorstellungen. Ein mit Drahthäkchen zusammengefügtes Knochengerüste wird lebendig! . . . Als ich weiter trat, klapperte es wieder — war aber nur der Wiederhall meiner Schritte. Ein unbewohntes Haus nützt jeden Lärm doppelt aus, als bange ihm selbst vor der öden Stille.

Endlich war alles wieder verwahrt und verschlossen, ich überließ das liebe Haus den Stürmen und Schneewuchten des nahenden langen Winters; und wenn die Sonne wieder herablacht auf den feuchten Sand und den aperen Rasen, dann wird eine andere Zeit sein.

Ich eilte im abendlichen Dunkel dem Bahnhofe zu und fuhr in die Stadt dem traulichen Winterfrieden in der Familie und dem heiligen Weihnachtsfeste entgegen.

Einige Zeit nach diesem Ausfluge kam vom Schwager Fritz aus Wien eine Postkarte folgenden Inhaltes:

„Lieber Freund!

Falls Du gelegentlich einmal in das Sommerhaus kommen solltest, sei so gut, vom Dachboden die lange schmale Kiste herabholen, mit einiger Vorsicht das Skelet,

welches ich nebst anderen Kleinigkeiten in meinem Zimmer dort zurückließ, einpacken und mir schicken zu lassen. Ich habe nun auch über die Herkunft unseres gemeinsamen hageren Freundes Näheres erfahren. Es ist das Gerippe eines wegen kleinlicher Privathändel im Duell gefallenen Burschen. Schade um den Mann. Bitte nochmals, ihn mit Vorsicht zu behandeln. Mit Gruß an Alle Euer

Fritz."

Also nicht ein heldenmüthiger Freiheitskämpfer? Ein wegen kleinlicher Privathändel im Duell gefallener Raufbold!

Im nächsten Frühjahre ließ ich ihn einpacken, und damit er nicht Schaden leide, die Kiste mit Heu und Stroh ausfüttern. Auf den Frachtschein schrieb ich: Inhalt ohne Werth.

# Die schlaue Bäuerin.

Mehr als siebzig Jahre sind verflossen seit jenem Frühsommertage, da der Franz, der kernfrische Sohn des Masingbauer, vom Sommerberg herabstieg in das Thal der Mürz. Er hatte ein großes Messer in der Scheide und einen Kugelstutzen in der Hand. Es begegneten ihm Leute aus dem Thale, die auf der Flucht waren hinein ins Gebirge des Hohegg und der hohen Veitsch. Sie schnauften unter den Lasten ihrer mitgeschleppten Habe und ihrer Angst, denn Etliche waren darunter, die das Tragen und Bergsteigen nicht gewohnt worden. Die Einen machten aus dem Schnaufen ein Fluchen, die Anderen ein Beten. Mancher auch rieth dem hinabsteigenden Burschen, umzukehren. Sie thäten schon anrücken vom unteren Thal herauf; vom Wartberg hinabgesehen, wäre alles blau vor lauter Franzosen. Das Vieh trieben sie den Bauern aus den Ställen und schlachteten es auf freiem Felde. Auch was sonst an geldes- oder essenswerth sei, schleppten sie davon. Wer sich um seine Sach' wehre, dem ergehe es schlecht. Ein französischer Commandant habe zwar unten im Schlosse Wieden hören lassen: Der

Kaiser von Oesterreich habe Alles verspielt und das Steirerland gehöre zu Frankreich für alle Ewigkeit, und die Franzosen wären da als Freunde, und sie blieben da als Brüder. Wer sich ihnen aber widersetze, mit dem würde kurzer Proceß gemacht. Bei Hechelheim hätten Bauern einem Blauhoseden*) in Vertheidigung ihres Eigenthums die Füße abgeschlagen, sie wären auf der Stelle erschossen worden. Seitdem widersetze sich Keiner. Ins Gebirge flüchten, das wäre das Beste und er — der Franz — möge seine Haut nicht zu Markte tragen. — Sie eilten bergan, der Franz stieg thalab. Es hatte ihm keine Rast und Ruh' gelassen oben im Gebirge.

Nun kam er hinaus auf die Weiker-Höhe, wo man rechter Hand ins untere und linker Hand ins obere Mürzthal sieht, wie es im sonnigen Sommernachmittag so freundlich und scheinbar friedlich dalag. Zwischen den frühlingsgrünen Feldern und Wiesen standen die Dörfer mit ihren weißen Kirchthürmen. Und zwei Bänder zogen von Ort zu Ort durch das ganze stundenlange Thal; das eine dieser Bänder glitzerte stellenweise wie Silber, schlängelte sich ungebunden fort und hatte fast hin und hin einen Doppelsaum von blassen Weiden. Das war die Mürz. Das andere Band war strammer gezogen und leuchtete schneeweiß, hatte in sich aber zahllose dunkle Pünktlein und Streiflein, die sich sachte bewegten. Dort und da stieg's wie ein grauer Glast empor

*) Unter der Bezeichnung „die Blauhoseden" (Blaubehosten) sind die Franzosen von 1805 und 1809 im Mürzthal populär geworden. Ich könnte es leicht erfahren, ob die im Mürzthale eingefallenen Franzosen wirklich blaue Hosen trugen, aber mir ist die Soldatentracht zu aller Zeit so gottlos gleichgiltig, daß ich mir nicht die Mühe nehmen mag, zu untersuchen, mit welchem Tuche diese Welschen ihre Unaussprechlichen verdeckt hatten. Der Verf.

aus dem weißen Band, das waren die Staubwolken, denn das Band war die Reichsstraße. Von der Schlucht am Wartberge herauf schimmerte die Ruine Lichtenegg, von den Waldhängen des oberen Thales leuchtete die Burg Hohenwang herüber. Unten reckte dort und da ein Eisenhammer seine grauen Schornsteine auf, aber man hörte heute kein Pochen und Hämmern wie sonst; es war fürs Erste der Tag des Herrn und fürs Zweite hatten die Schmiede keine Lust, Nägel und Pflugscharen und Sensen zu schmieden, wo doch nichts mehr auf der Welt regiert, als der Stutzen*) und der Säbel.

Tief zu Füßen hatte der Franz sein altes Pfarrdorf Krieglach. Winzig, wie die Stadt Bethlehem im Krippel zu Weihnachten, lagen von der Höhe gesehen die Häuser da und man sah über ihre Dachgiebel in die Gassen nieder. Auf dem Kirchplatz herrschte Unruhe und vor dem Posthause waren ganze Rattenkönige von Wägen und Pferden aller Art. Auf den Feldern, die sich gegen Langenwang hinzogen, war's als hätte sich ein ungeheurer Jahrmarkt mit seinen Zelten und Lärmen niedergelassen. Jenseits des breiten Thales standen die Bergzüge des Gölk, des Königskogels, der Pretuleralpen, der Stangelalpen — einer höher hinter dem anderen — bis zu den blauenden Zügen der Fischbacheralpen und des Rennfeldes. Alle Berge waren in ihren Schluchten und auf ihren Höhen und Kuppen voll Wald — nichts als Wald, der sich stellenweise in breiten, dunklen Strömen mitten ins Thal herein ergoß und die hellgrünen Matten unterbrach.

Der Sohn des Masingbauers hatte es nie so gesehen wie heute. „Es ist ein schönes Land," sagte er vor sich hin,

*) Unter „Stutzen" versteht man ein kurzläufiges Kugelgewehr.

„es ist ein schönes Land. — Und dieses Heimatland sollen die Franzosen haben?!“

Jetzt bemerkte der Franz vor sich einen Mann im Grase liegen, der die Hand zur Faust machte und durch die hohle Faust, wie durch ein Perspectiv, ins Thal hinablugte. Der Wegmacher von der Strecke war's, wie auch der messingene Kaiseradler darthat, den der Mann auf seinem großen, ausgeschweiften Filzhut trug. Der Alte war mit sich übereingekommen darüber, daß er dem Vaterlande bessere Dienste leiste, wenn er auf der Weiker-Höhe im Schatten der Lärchen liege, als wenn er unten auf der Reichsstraße den Franzosen Weg und Steg schlichte.

„Wegmacher!“ sprach ihn der Franz an.

„Sollt' Einer just einmal eine brave Kanon' heroben haben,“ murmelte der Alte im Gras, ohne von seinem Fernrohr aufzublicken, „kernfest hinabdonnern auf das Pünktel dort, hätt' auf einmal die ganze Weltgeschichte einen anderen Lauf.“

„Schauest Dir die Blauhoseden an?“ fragte der Franz.

„Schau just einmal auf des Gregerbauern Acker hinab,“ fuhr der Wegmacher fort, ohne sich umzusehen, mit wem er sprach. „Hast ein gutes Aug'? Dort, wo die sandgrauen Zelte sind. Nicht die weißen — die sandgrauen. Hinter der Wagenburg, wo's so wimmelt und die vielen Rösser stehen. Das kleine, graue Zelt rechts neben dem großen. Siehst es? Dort ist er drinnen.“

„Wer?“

„Der Bonaparte.“

„Leicht luigst doch!“ sagte der Franz, von dieser Neuigkeit stark überrascht.

„Wahr ist's!“ betheuerte der Andere. „Auf der Durchreise, heißt's. Habe ihn vor einer Stunde gesehen daherreiten

mit seinem ganzen Stab, von Freßnitz herauf. Sie sagen, hinter dem Hölzel*) thäten die Kaiserlichen zusammenrucken und sollt's dort auf der Ebene ob Krieglach eine Schlacht setzen."

„Da bin ich dabei," rief der Franz. „Trifft's mich, so richte beim Masingbauer aus, sie sollen für mich ein Vaterunser beten, und der Weiker Jula lass' zu wissen, sie soll sich einen Anderen aussuchen und der soll mein G'wand erben. Ich hätt' mein Leben gut verkauft. Jetzt behüt' Dich Gott."

Fester nahm er seinen Kugelstutzen in die Hand und sprang gegen den Masinggraben hinab. Er wollte an den Bergen hin seinen Weg nehmen, um zu den Kaiserlichen zu gelangen. Hoch oben in seinem Masinghause hätte er in letzter Zeit ja schier den ganzen Rummel übersehen und überhört. Wie es vormals geheißen, die Kaiserlichen wollten ins Franzosenland einfallen, da hatte er sich in die hintere Veitsch geflüchtet, daß sie ihn nicht werben konnten. In anderer Leut' Heimat einbrechen, das war nicht seine Sache. Aber jetzt, da die Fremden in *seine* Heimat eingebrochen! Jetzt heißt's zuschlagen!

Unterwegs begegneten ihm Bauern von der Gemeinde Maleisten, die wußten wieder Anderes. Das ganze Krieglach sei voller Franzosen, aber es wären lauter lustige Leute; sie verlangten gut Essen und Trinken, aber sie zahlten es, und viel besser als die Einheimischen und ließen Jeden mithalten. Sie sprächen schreckbar schlecht deutsch, und wenn sie sängen, so sei alles „stockwällisch". Die Weiber kämen schon gar

*) Damals legte sich oberhalb Krieglach noch ein breiter Waldstreifen von den Bergen herab quer über das ganze Thal. Diesen Wald, von dem die letzten Bäume heute fallen, nannte man das „Krieglacher Hölzel".

gut mit ihnen aus, und der Commandant Sahüz, der im Mitterdorfer Schloß*) sein Quartier aufgeschlagen habe, ließe immer wieder verkünden, es würde der Steirer Schade nicht sein, wenn sie klüger wären als die Tiroler; von ihnen selber hänge es ab, ob sie den Freund im Land hätten oder den Feind. Ein großer General wäre da, aber ob es der Bonaparte sei, das wäre nicht ausgemacht. Bei den Franzosen habe jede Division ihren Bonaparte, oder glaube ihn zu haben. Das mit der Schlacht auf der Krieglacher Ebene wäre leeres Geschwätz. Die Kaiserlichen hätten schon in alles eingewilligt und der Friede würde in Kurzem geschlossen sein.

Auf solche Nachrichten wendete der Franz seinen Weg; wohin er wollte, das wußte er selber nicht. Er schlug sich durch die Büsche und war zornig. Zornig über die Leute, die sich dessen, was sie zu erzählen hatten, freuen konnten. Er untersuchte sein Gewehr, Ladung und Feuerschloß — alles in Ordnung. Wenn's was zu thun giebt, immer noch eher im Thal, als oben im Gebirge.

Als er durch einen Hohlweg hinabschritt, welcher von blühenden Flieder- und Traubenkirschensträuchern wie eingewölbt war, so daß in demselben eine grünliche Dämmerung herrschte, voll süßbetäubenden Duftes, hörte er vor sich von der Biegung her die Schritte eines schweren Stiefels und menschliche Stimmen, theils zudringlich flüsternd und theils angstvoll flehend. Franz dachte sogleich an etwas Besonderes und kroch durch das buschige Gewölbe hinauf und am Stamm eines Kirschbaumes empor, den Riemen des Stutzens fest um den Arm geschlungen. Von solchem Versteck aus sah er, was unten

*) Schloß Pichel in Mitterdorf, anmuthig am Veitschbache gelegen, wird von der dortigen Bevölkerung das „Mitterdorfer Schloß" genannt.

im Hohlweg vorging. Ein baumstarker welscher Kerl kam und zerrte lachend und schäkernd ein Bauerndirndl mit sich. Was er ihr fortwährend zuraunte, sie verstand es nicht; sie wimmerte mit gerungenen Händen, daß er sie loslasse um Gotteswillen! Der Franz kannte das Dirndl gar gut — die Jula war's, die Jungmagd vom Weikerhofe. Der Franz soll in demselben Augenblicke ein merkwürdiges Gefühl gehabt haben. Als sie näher heraufkamen unter der Laube des Hohlweges und die Waffen des Franzosen unheimlich klirrten, und sein brutales Gesicht widerlich grinste und seine Zudringlichkeit so weit ging, daß er dem um Hilfe rufenden Mädchen die schwielige Hand an den Mund drücken wollte, da faßte der Franz kunstgerecht seinen Stutzen und dachte: Jetzt soll sein Schutzengel, wenn er einen hat, aber bald dazuthun, sonst lebt er nicht mehr lange.

Sie riß dem Franzosen die Hand von ihrem Gesicht; er stieß ein welsches Gewieher aus, Worte, die zuhalb Fluch, zuhalb Kosenamen waren, und suchte ihren Mund mit seinen bebarteten Lippen zu verstopfen — da zuckte durch das Laubwerk der Feuerstrahl. Der Welsche ließ das Mädchen los und krampfte die Finger in seine Brust ein, als wollte er etwas herausreißen, sprang wildschnaufend an die Weglehne, den Schützen anzufallen, stürzte aber rücklings zu Boden und blieb liegen.

Der Franz glitt durch den rauschenden Flieder in den Hohlweg und geleitete das halb ohnmächtige Mädchen von dannen.

Als sie zwischen den Feldzäunen gegen das Weiker-Haus hingingen und sie sich von Schreck und Aufregung ein wenig erholt hatten, sagte der Bursche: „Wir Zwei haben uns nie ungern gehabt, Jula. Ich wollt schon lang einmal mit Dir

was reden. Jetzt ist's nicht mehr vonnöthen, ich glaube, wir sind Eins — wenn's Dir recht ist."

Sie verbarg sich an seine Brust und weinte. „Ich müßt' ja ins Wasser gehen, wenn Du nicht gewesen wärst," schluchzte sie. „Franzl, mein Lebtag lang bin ich Dein."

Der mündliche Vertrag ist mündlich besiegelt worden.

* * *

Eine Stunde später ging's in der ganzen Gegend um, des Masingbauers Franz habe einen Franzosen erschossen. Er selber hatte es in seiner ersten Lust hinausgejauchzt, bis ihm etliche Bauern von der Masing und Maleisten sagten: „Fang's ein, Franz! Einfang's, die unbedacht ausgeschriene Neuigkeit, sonst bringt sie Dich um!"

Aber einzufangen war sie nicht mehr. Der Hohlweg, wo der Todte lag, war schon voller Franzosen, und Patrouillen schwärmten im Gebirge.

Der Franz floh hinauf in eine Schwaighütte des Hochegg. Noch am selben Abende fielen drei Sergeanten ins Haus des Masingbauers ein, und Einer von ihnen, der zur Noth deutsch sprach, verlangte die Auslieferung des Mörders.

Die alte Bäuerin war da, ein kleines, behendes, runzeliges Weib; sie warf eben Scheiter in das knatternde Herdfeuer, gab sich trotzig und scharf, das Leugnen des Mordes war ihr zu niederträchtig.

„Wenn die Herren unseren Buben meinen," sagte sie, „der ist nicht daheim."

Wo er wäre?

„Wahrscheinlich, wo es keine Franzosen giebt."

Wann er nach Hause käme?

„Vielleicht wollen die Herren heut' übers Jahr wieder anfragen. Das Warten wird wohl verdrießen."

Dabei that sie, als wolle sie eine Pfanne voll Wasser in den Topf gießen, goß es aber wie unversehens in das Feuer, so daß dichter, erstickender Rauch und Dampf aufqualmte und die ganze dunkelgewordene Küche füllte.

Die Männer pfusterten und hüstelten wohl, blieben aber trotzdem höflich. Sie fragten nach dem Hausherrn.

Auch nicht daheim.

Ob sie die Mutter des Burschen wäre, der den Schuß gethan?

Ja, deß sei sie stolz.

So möge sie sich rasch bereit machen, sie müsse mit ihnen.

Recht! meinte die Bäuerin, wenn die Herren ins Land gekommen wären, um alte Weiber einzufangen, so sollten sie wenigstens die jungen in Ruh' lassen.

Ja, ja, sie hatte keine Zähne mehr, die Alte, aber Haare hatte sie doch d'rauf.

Ihre Hausgenossen beschworen die Masingbäuerin, den Feind doch nicht zu reizen. Da packten sie das störrische Weiblein schon an den Armen und legten ihr die Eisen an.

„Oho!" rief sie, „die Ehr' thu' ich Euch nicht an, daß ich mit Euch raufe!" Sie gab sich drein. „Da habt's mich — köpft's mich!"

Würde schon werden, versetzte der Wortführer, dann wandte er sich zum entsetzten Hausgesinde: Sie sollten es dem Mörder zu wissen thun, das Kriegsgericht wolle dieser Bevölkerung ein Exempel geben, was dem geschieht, der meuchlings einen Soldaten tödtet. Wenn der Bursche seine Mutter vor dem Tode retten wolle, so möge er sich innerhalb der nächsten achtundvierzig Stunden im Schloß zu Mitterdorf beim

Commandanten einstellen. Wenn er nicht erscheine, so würde sie für seine That das Leben büßen.

„Er soll nicht kommen!“ rief die Bäuerin den Hausleuten zu, „sagt es ihm, meinem Franzl, er soll nicht kommen. Er ist jung und soll die Welt genießen. Ich bin ein alter Scherben, zum Sterben allzeit bereit und weiß ich doch, für was. Wenn die Henker schlechter sind als der Gehenkte, ist der Galgen keine Schand. Behüt' Euch Gott! Meinen Mann lass' ich grüßen, den Franzel auch —“

„Allo Marsch!“ commandirte der Sergeant und sie zerrten die alte Bäuerin zur Thür hinaus.

„Er soll nicht kommen!“ schrie sie noch einmal zurück. Da waren sie in der Dunkelheit verschwunden.

Jetzt erst erhoben die übrigen Insassen des Hauses — bestehend aus Mägden, die sich endlich aus ihren Verstecken hervorwagten — ein Jammergeschrei.

„Was stellen wir an? Unsere Bäuerin haben sie fortgeführt!“ so klagten sie. Eine war dabei, die wurde plötzlich ruhig und zuversichtlich, als sei ihr ein guter Gedanke gekommen.

„Ich weiß was,“ sagte sie, „aber geschwind!“

„Jesses, Mirzel, was denn?“

„Gießen wir ihnen Sautrank*) nach, daß sie ihr nichts anthun mögen!“

Das thaten sie; ihrer zwei hoben den großen Spühlichttrog, trugen ihn vor die Thür und gossen ihn auf die Erde

*) Küchenspühlicht. Es geht der Glaube, daß Bettelvolk, Zigeuner und anderes feindliches Gesindel, welches ein Haus verläßt, demselben nichts Böses anthun könne, wenn man ihm Küchenspühlicht nachschütte. Vor Allem soll das Mittel gegen schlimme Zauberkünste wirken.

aus, über die der Feind vorhin gegangen. Da hörten sie Schritte. Der Masingbauer kam von der Alm heim, auf welche er an diesem Tage das Jungvieh geführt.

„Wer da unten nur so schreit!" sagte er, als er an der Thüre die Leute gewahrte. „Wie ich über die Schachwiese hergehe, höre ich fortwährend rufen: Er soll nicht kommen! Hilfgeschrei kann das doch nicht sein."

Da huben sie wieder Alle an zu weinen und erzählten dem Bauer alles Unselige, das sich an diesem Tage zugetragen.

Der Masingbauer zog seinen Rock nicht aus, lehnte seinen Alpenstock nicht in den Winkel. „Sperrt das Haus zu und gebt auf das Feuer Acht", sagte er und ging davon. Still und fest schritt er fürbaß in der finsteren Nacht und das Eisenbeschläge seines Griesbeils schlug Funken aus den Steinen des Weges.

* * *

Auch der Franz fand in derselbigen Nacht keinen Schlaf. Noch niemals war es ihm in einer Almhütte so eng und schwül vorgekommen als heute — und strich doch die kühle Luft durch alle Fugen. Endlich stand er auf, ging hinaus und über die thaunassen Hochmatten hin. Er sah die Sterne und stolperte über einen Leichnam. Heftig erschrak er — und es war nichts gewesen, als ein modernder Baumstrunk, den vor Jahren der Sturm mochte niedergeworfen haben.

„Dummes Gewissen!" sprach der Bursche fast laut, „es war ja nur ein Franzose! Und Nothwehr war's. Schau, im Mürzthal draußen brennen die Lichter, als ob eine große Stadt dort wäre. Lauter Franzosenfeuer. — Sie machen auch größere. — Morgen hätte ja eine Schlacht sein sollen, und

der Feldpater hätte gepredigt und gesegnet und wir hätten zehntausend Franzosen erschlagen und wären tapfere Helden gewest. Wird man da des Einen wegen schlecht sein? — Schlecht? Pfui Teufel, mir wird ganz übel."

Er ging doch wieder auf sein Heu, und am nächsten Morgen verließ er den hohen Berg und stieg hinab gegen seines Vaters Haus in der Masing.

Dort hörte er denn die Neuigkeit. Die Mutter ist gefangen und wird an ihres Sohnes statt hingerichtet, wenn sich der Franz innerhalb der achtundvierzig Stunden nicht einstellt.

Was dem Franz bevorsteht, wenn er sich einstellt, kann man sich denken.

„Du sollst nicht kommen, laßt Dir Deine Mutter sagen," schloß die Magd.

„Halt's Maul," schrie der Franz und lief thalwärts, rascher als gestern.

Unterwegs begegnete ihm sein Vater. — Mit Hunden hätten Sie ihn verhetzen lassen im Mitterdorfer Schloß, als er die Mutter sehen wollte, so erzählte er tiefbekümmert, „und Du," fuhr er fort, „Du gehst mir nicht hinab! — Man hört ja, daß sie Christen sein sollen, die Franzosen, so werden sie die unschuldige, alte Person nicht umbringen."

„Das werden sie!" rief der Franz, „wenn die Leut' einmal Krieg führen, da sind sie über solche Sachen hinweg, da haben sie kein Christenthum und kein Herz mehr im Leib. Man hört ja, wie sie es anderswo getrieben haben. Mir thut keine Wahl weh, ich geh' hinab."

„Sie henken Dich!"

„Im Gottesnamen, ich bin nicht der Erste."

„Du bleibst heroben!" rief der alte Bauer zornig.

„Vater," sagte der Bursche, „wie denkt Ihr Euch denn, daß ich auf der Welt noch weiter leben soll, wenn's alle Stund und alle Stund vor mir steht, Deine Mutter hast lassen hinrichten, weil Du zu feig bist gewesen! Da müßt' ich mich am Ende ja selber henken, und da ist's doch gescheiter, wir brauchen diese welschen Henkersknechte dazu. Indessen, wer sagt denn, daß sie mich hinrichten werden? Der Commandant soll ein Mann sein, mit dem sich reden laßt. Dem Soldaten ist keine solche Gewaltthat erlaubt, als wie sie der gestrige hat vollführen wollen. Das kaiserliche Standrecht hätte ihn selber erschossen. Und ich, hätte ich's sollen hingehen lassen über das Dirndl? Ich will den Herrn Commandanten nur einmal fragen, was er dazu meint. Ich wett' meinen Kopf, er laßt mich heimgehen."

„Den Kopf verspielst."

„Er laßt mich heimgehen."

„Geh' zu!"

Schier zornig über den Trotzkopf, der sich selber zum Galgen trägt, wandte sich der Masingbauer ab. Bald jedoch kehrte er sich wieder und sagte ganz weichmüthig: „Franzl! — Franzl, ich gehe mit Dir. Was soll ich daheim anfangen, wenn ich Dich und die Mutter nicht habe! Ich gehe mit Dir aufs Schloß."

Sie gingen miteinander. Ohne zu sprechen, starrte Jeder für sich auf den Erdboden hin und sah den sonnigen Gottestag nicht, der über der Welt lag.

Als sie unter dem Weiker-Hause hinabstiegen gen Rittis, kamen sie an einem Felde vorüber, wo etliche Weiber die jungen Kartoffelpflanzen anhäufelten.

„Dieselbige in den weißen Aermeln," sagte der Franz, und deutete auf eine Arbeiterin hin, „derentwegen geht's her."

„Das ist die Jula," versetzte der Alte.

„Ich muß ihr Behütgott sagen," sprach der Bursche und wollte hinaus auf den Acker treten. Der Vater hielt ihn zurück und sagte ein wenig boshaft: „Sie lassen Dich ja heimgehen."

Es ist wahr, dachte der Franz, geht's aus wie immer, für sie ist es besser, wenn ich mich ihr jetzt nicht melde. — Hastig und leise bogen sie den Weg ins Gehölz ein.

Kummervoll waren Beide, als sie endlich hinter dem Schlosse Pichel auseinandergingen. Der alte Masingbauer ging den Weg gegen die Veitsch hin. Dort, wo sich das Thal engt, stand im Walde ein Bildniß der heiligen Maria in Zell.

Davor kniete er in seiner Bedrängniß nieder und betete.

Am Veitschbache stand der Fischermichel; der Commandant hatte von den steirischen Forellen gehört, er wollte welche haben.

„Du bist so dumm, wie der Fisch im Wasser," sagte der Michel zum Franz, als dieser langsam herantrottete. „Er födert Dich und Du beißt an."

„Meine Mutter!" murmelte der Bursche.

„Die verlangt sich nicht nach Dir. So oft im Garten wer am Kellerfenster vorbeigeht, hinter dem sie steckt, schreit sie heraus: Sagt es meinem Franzel, dem Masingbauernsohn, er soll nicht kommen!"

„Und weil sie mir's so gut meint, darum soll ich sie verlassen?" fragte der Franz,

„Ich thät's auch nicht," antwortete der Michel. „Geh' nur im Gottesnamen hinein. — Der Commandant Sahüz ist heute gut aufgelegt, es soll die Nachricht gekommen sein, daß die Franzosen in Graz eingerückt wären. Vielleicht jagt

er Euch aus Freuden davon, Dich und Deine Mutter. Behüt' Dich!"

So ließ sich denn der Bursche zum Commandanten führen: Er sei der Nämliche, der den Soldaten erschossen habe. Er bitte gehorsamst, daß man seine alte Mutter freilasse, und wolle die Strafe, die ihm gebühre, selber leiden.

Der General, ein wuchtiger Mann mit weißem, kurzgeschorenem Kopf und weißem Schnurrbart, der an den Mundwinkeln in zwei langen Schwänzen niederhing, ein alter Degen, barsch und höflich zugleich, und viel Feuer in den Augen — dieser blickte den trotzigen Burschen nicht ohne Wohlgefallen an.

Dann ließ er die alte Bäuerin aus dem Keller holen. Diese fuhr scharf auf ihren Sohn los und überhäufte ihn mit Vorwürfen.

„Kein Hund ist so hündisch, daß er selber zum Schinder geht!" rief sie. „Und wird's weiter was Schönes sein, wenn sie einen jungen, lebensfrischen Mann erwürgen, und das alte Weib lassen sie heimgehen —"

„Mutter!" rief der Bursche drein.

„Still bist! Daß Du mir jetzt toll ins Unglück springst, nachdem ich Dich mit Kümmernuß auferzogen hab'! — Dein Aufdieweltkommen hätt' mir auch das Leben kosten können; hast nicht darnach gefragt. Das Nöthen und viel Kranksein Deinetweg, Du hast nicht darnach gefragt. Und jetzt auf einmal! Jetzt auf einmal!"

Sie drehte sich rasch an die Mauer, denn daß sie weinen muß, das sollen sie nicht sehen.

Der Commandant ließ sich vom anwesenden Dolmetsch die Worte der Alten erklären. Dann ging er rasch und

klirrend die Stube auf und ab, blieb plötzlich zwischen Mutter und Sohn stehen und schrie zornig: „Welchen ick soll also todtschießen!“

„Herr General!“ versetzte nun der Franz demüthig, „Wenn Sie ein herzigliebes Mädel haben, und es kommt Einer und will es in Unehr bringen, und Sie haben das Gewehr in der Hand und sind wahnsinnig vor Lieb und Zorn, und der Kerl braucht Gewalt — was gilt's, Sie schießen auch!“

„Bien!“ antwortete der Commandant. Hierauf begab er sich wieder auf eine Fußwanderung durch die große Stube, während der Franz starr wie ein Baum dastand und seine Mutter mit wirrem Haar und wirren Gedanken an der Mauer lehnte. Endlich stellte der General folgendes Begehr: Er wolle das Mädchen sehen, um das sich die ganze Sache drehe, man solle es ihm vorführen, dann werde er den Delinquenten begnadigen.

„Vorführen?“ sagte der Franz lauernd, „das geschieht nicht.“

„Das geschieht,“ rief die Alte.

„Eher sieben Kugeln in meine Brust!“ sagte der Bursche.

„Ganz gescheit, Herr General!“ schrie die Bäuerin, „das Mädel hat die Suppen eingebrockt, sie soll sie auch ausessen. Sie soll kommen, geschieht ihr ganz recht! Sogleich schicke ich sie. Darf ich jetzt gehen? Heut' noch schicke ich sie, Herr General, mit einem Korb Eier schicke ich sie. Braucht selber nichts zu wissen. Aber das heilig' Ehrenwort, Herr Franzos, daß er mir den Buben heimschickt, wenn er das Dirndl hat. Kein Gewissen hat er nicht, der Franzos, wie man hört, aber eine Ehr' hat er. Habt Ihr gehört, Manner, das heilig' Ehrenwort! Die Hand her! — Brav. Er hat's ge-

geben, Ihr habt's gehört. Jetzt gehe ich. Jetzt gehe ich gern. Behüt' Dich Gott, Franzl! Hunger wirst nicht leiden im Keller, Hunger nicht. Du kommst mir bald nach, Haderlump, lieber! Behüt' Dich Gott!"

Sie trippelte rasch zur Thüre hinaus. Der Commandant, der ihr vorhin in der That den Handschlag gegeben hatte, begleitete sie artig ein paar Schritte dahin — es war doch eine Dame, und galant ist der Franzose immer. Dem Franz wurde die wohlbesteckte Messerscheide aus der Hosentasche gezogen, dann führten sie ihn in das Gefängniß ab, in welchem vorhin die Mutter gesessen. Das war ein Gemüsekeller. Die Rüben, die aufgehäuft in einem Winkel lagen, waren schon stark im Faulen, trieben aber frische Keime und schwindsüchtiges Kraut von blaßgelber Farbe, wie es eben ohne Sonnenlicht wachsen kann. In einem anderen Winkel, so tief im Dunkeln, daß es erst das gewöhnte Auge entdecken konnte, war ein Fäßchen, mehr noch als zur Hälfte gefüllt. Recht bald überzeugte sich der Franz, daß es eitel Essig enthielt. Ein Bund Stroh, der den Winter über wohl das Gemüse zugedeckt hatte, war auch vorhanden und in demselben noch die Grube eingedrückt, vom Liegen der Mutter. Ein Bauersmensch ist gar nicht böse, wenn er sich mitunter des Werktags einmal auf das Stroh strecken kann; das Unheimliche war hier nur das Warten auf den Henker.

Der Franz rüttelte einmal an der Thür. Diese dumme Thür hält's mit den Franzosen, sie weicht nicht, sie ist von außen mit einem Anlegschloß zugeschnallt. Aber das war noch die größte Sorge nicht. Die größte Sorge war das Versprechen der Mutter, dem Franzosen die Jula zu schicken. Sie ist doch sonst klug. Allein für eigen Fleisch und Blut begeht so ein Weib alle Thorheit und Schlechtigkeit der Welt.

Das unschuldige Mädchen opfern! Das wird noch eine ganz curiose Geschichte werden. Wir wollen die Freiheit, die so theuer erkauft wird, auch werthen. Wir haben den einen Franzosen erschlagen wegen des Mädchens, wir wollen auch den zweiten erschlagen. Diesen Eisenhaken da oben, den reißen wir aus der Wand. So. Ist ein scharfes Zeug. Wollen ihn einmal unter die Weste hineinstecken wie ein Dolchmesser, daß wir bewaffnet sind wie ein Räuberhauptmann. —

Der Commandant machte einen Ritt durch das Lager, welches zwischen Mitterdorf und Freßnitz, südlich der Reichsstraße aufgeschlagen war. Als er ins Schloß zurückkehrte, erwarteten ihn gute Nachrichten von dem glücklichen Vorschreiten der Invasion in Steiermark und Krain. Er gab Befehle zur Vorbereitung für den Weitermarsch seiner Truppen. Dabei vergaß er aber auch nicht, die Schildwachen am Thore zu beordern: Wenn sich ein Bauernmädchen mit Eiern einstellte, sollten sie es passiren lassen und zum Commandanten weisen. Wenn derlei bis Abends 7 Uhr nicht vorkomme, so sei — und das sagte er zum Adjutanten — an diesem Abende noch eine Execution zu vollziehen. Hierauf zog sich der Commandant zurück auf seine Stube.

* * *

Der Sohn des Masingbauers hatte sich mittlerweile in seinem Gefängnisse zweckmäßig eingerichtet. Das Essigfäßchen soll auch für was gut sein; er rückt es vor, stellt es auf die Daubenkanten, benutzt es als Fußschemel. Auf diesem stehend konnte er zum Fenster hinaussehen. Das Glas hatte er leicht ausgehoben, mit dem Gitter ging das nicht. Aber zwischen den Eisenstäben sah man so prächtig auf die Berge von Krieglach, auch auf die Weiker-Höhe und die Niederung, wo

das Haus steht, in dem die Jula wohnt. Man sah auch prächtig hinaus auf den Sandweg, der durch den Baumgarten nahe am Fenster vorbeizieht, und auf welchem die Jula mit den Eiern vorüberkommen muß. Da mag er mit ihr denn doch ein Wörtel reden, ehe sie sich um die Thurmecke des Schlosses biegt und von den Schildwachen in Empfang genommen wird.

Die Sonne ging über und an den steilen Waldlehnen des Sommerberges und des Schrelz flossen die Schatten nieder. Das Mädchen war noch nicht erschienen. Sie ist wohl selber so schlau, daß sie nicht geht, dachte er, aber dieser Gedanke war ihm ganz eigenthümlich unangenehm. Wenn sie weiß, daß sie ihn retten kann, so soll sie kommen. Und doch wollte er hinausrufen, wie seine Mutter hinausgerufen hatte: „Sie soll nicht kommen!"

Plötzlich rasselte das Vorlegschloß an der Thür. Der Franz dachte ans Vesperbrot. Ein bärtiger Kopf radebrechte zur Thür die Frage herein, ob der Delinquent einen Priester wünsche.

So, dachte sich der Franz, soll's doch Ernst werden? — Natürlich, wenn sie nicht kommt!

In demselben Augenblicke, da er einen Blick durch das Fenster warf, sah er zwischen den Pappeln eine weibliche Gestalt heraufkommen, am Arme einen jener gelblich-weißen Handkörbe, wie man sie in der Gegend zum Eiertragen gebraucht.*)

*) Sparsame Bäuerinnen pflegen die Eier, mit welchen sie die Woche hindurch von ihren Hühnern beschenkt werden, am Sonntag zu den Dorfwirthen oder in die Bürgershäuser zu tragen. Der Erlös dafür ist ihr besonderes Taschengeld, für das sie dem Mann nicht verantwortlich sind.

Er brauche nichts! rief er dem Mann an der Thür zu. Dieser blieb aber zu seinem Entsetzen stehen und entfernte sich nicht.

„Ich brauch' nichts!" schrie er noch einmal, mittlerweile machte er durch einen neuen Blick ins Freie eine Entdeckung, die ihn umstimmte.

Er stieg vom Fasse herab und sagte zu dem Franzosen: „Ich habe von Euch, Erzräubern, keine Barmherzigkeit erwartet. Die Gerechtigkeit steht bei Gott. Wenn Ihr mir das Leben nehmt, so kann ich nichts machen. Urtheilsspruch habe ich noch keinen gehört."

„Wird rechtzeitig verlesen werden."

„Noch will ich mit meinem Pfarrer von Krieglach sprechen."

„Merci!" antwortete der Franzose, ging und schloß die ächzende Thüre hinter sich zu.

Der Franz setzte sich auf das Faß und hielt mit beiden Händen das Haupt und that einen tiefen Seufzer um den anderen. Endlich schaute er doch wieder hinaus in die abendliche Gegend. — O, du schöne Welt!

Der Himmel war so blau. Die Berge lagen in einem zarten, sonnigen Duft. Die Spitze des Wackenberges und die Felskanten der Kampalpe leuchteten noch in der Sonne. Die Weiden der nahen Mürz waren so regungslos und darüber zitterte ein weiches Klingen. Das ist die Abendglocke vom Thurme zu Krieglach, der hinter den Bäumen von Freßnitz mit seinem röthlichen Keildache aufragt. — Dort über die Wiesen gehen die Mähder heim, sie haben Feierabend. Wir auch. — Dort auf dem Berge hinter den Kirschbäumen steigt vom Rauchfang das Blaue auf. Die Weiferin kocht das Abendmahl. — O Welt, wie bist Du schön!

Aber um das Schloß herum war noch nicht Feierabend. Hinter der Gartenmauer schrillten Schaufeln. Es war zu hören, als ob sie Erde aus einer Grube schaufelten ... Da huben im Haupte des armen Burschen die Gedanken an, gegen die Stirnwand zu stoßen. Wild rüttelte er am Gitter. Hinaus! Leben, Leben um jeden Preis!

— — — — — — — — — — — —

Dem Commandanten wurde das Mädchen mit den Eiern gemeldet.

„Entrez!"

Sie torkelte zur Thür herein, gerade auf den Commandanten zu, dem sie den Eierkorb in die Hand geben wollte. Er nahm ihn aber nicht. Er war sehr erstaunt. Eine etwa zwanzigjährige Dirne, klein und schief gewachsen, an der linken Seite des Halses einen Auswuchs, der so mächtig war, daß er das Haupt stark nach rechts drängte. Dieses Haupt war plump, das Gesicht aufgedunsen und mit den kleinen, wässerigen Augen schaute sie auf den Officier hin, grinsend und röchelnd und blöde.

Er fragte, wie sie heiße? Sie glotzte drein. Er fragte, ob sie Die wäre, wegen welcher der Mord geschehen? Sie nickte bejahend mit dem Kopfe und grinste.

„Oh horreur!" rief der Commandant. „Wenn der Mann nicht schon wäre caput, ick ihn hätt' lass' executiren! Ist das Gusto für Franzosen!?"

Sofort ließ er den Bauernburschen aus dem Keller holen. Dieser hatte früher mit einem Blick durchs Fenster gesehen, daß es nicht die Jula war, die da mit dem Eierkorb heranwackelte, sondern die Dodl-Dirn. Das war ein Halbcretin aus dem Bosegghause in der Maleisten. Allmählich ging dem Franz ein Licht auf; er durchschaute die List der Mutter.

Daher folgte er jetzt dem Büttel mit neuem Muthe.

Als er in die Stube trat, gröhlte die Dodl-Dirn: „Franzel! Masingbauern-Franzel!“ und torkelte ihm entgegen.

Der Commandant verlor kein Wort mehr. Eigenhändig öffnete er ihnen die Thür.

Der Franz führte seine Retterin, die Dodl-Dirn, dankbar heim, aber nur ins Boseggyhaus, nicht in das seine. Für dieses war die feine, blauäugige muntere Jula erkoren, und am selben Tage, als die letzten Franzosen abzogen aus dem Thale, gingen Beide miteinander zum Pfarrer von Krieglach.

„Nun, mein Lieber, unser Begegnen hätte, wie ich hörte, ja leicht unerfreulicher ausfallen können,“ sagte der Pfarrer.

„Wohl, wohl,“ rief die Masingbäuerin, die auch zugegen war, „die Jungen sind gescheiter, aber die Alten sind klüger. Und daß ich den leckerigen Franzosengeneral angeführt habe, das wird mir der Herrgott wohl auch noch verzeihen.“

Als nach vierzehn Tagen das junge Paar in den Masinghof einzog, steckten die Mägde ihre Köpfe zusammen und flüsterten in ihrer Freude: „Wenn wir dazumal den Franzosen den Sautrank nicht nachschütten, so hätten wir ganz was Anderes erlebt, als wie das!“

# Der lange Rauk.

Von meinem Fenster aus gegen Osten hin sehe ich eine Hochebene, auf welcher lauter Wald steht. Junger, gemischter, stundenlanger Nadelwald. An klaren Tagen werden im fernsten Hintergrunde blaue Berge sichtbar, sonst aber scheint sich mein Wald ins Blaue und Unendliche zu verlaufen. Hie und da stehen über die jüngere Generation knorrige, zackige Stämme aus den vorigen Jahrhunderten empor wie Kuppeln oder Kirchthürme in einer Stadt.

Besonders ist es ein Baum, der weit draußen im blauenden Meere des Waldes steht, von unten hinauf buschig ist, sich aber allmählich in eine schlanke, scharfe Nadel aufspitzt — nicht anders zu sehen als der Stefansthurm, wenn man von einer Anhöhe der Umgebung hineinblickt auf Wien. Wenn ich dann noch ein Uebriges thue, nämlich den Kopf niederbeuge und zwischen die Beine durchblicke hin auf den Wald, da hat mein solcher Stellung ungewohntes Auge das schönste Bild von Wien, wie es mit seinen Zinnen und Thürmen daliegt. Nur daß die Einzelheiten dort der Stadtdunst verhüllt und hier der Höhenrauch. Aus Wien ist es

mir noch nie gelungen, einen Wald zu schaffen, aber aus diesem Walde baue ich Euch dergestalt ein Wien so oft Ihr wollt. Und wenn ich meine beschauliche Stunde habe, so setze ich mich in einen Winkel meiner Stube, so daß mir das Waldmeer mit dem Stefansthurme im Fenster liegt, und denke: das ist das ausgestorbene Wien; man hört keinen Laut von dieser Stadt, sieht kein Rauchwölklein aufsteigen aus seinen Giebeln. Und was war das einst für Lust und Leben in diesem Wien! Aber die Lust ist erstickt in der Begier, das Leben ist versunken in seinen Sünden. Nur die Formen der Stadt ragen noch starr und düster.

Ein frivoles Träumen! Wie kann man den reinen, friedensvollen, tausendfältig lebenden, in hundert klaren Quellen sprudelnden, in allen Wipfeln säuselnden und von Vogelsang erklingenden Wald — wie kann und darf man ihn vergleichen mit einer großen Stadt! — Aber wenn Ihr nur kommt und seht, besonders diesen Baum, auch Ihr werdet sagen, es ist der leibhafte Thurm von St. Stefan.

Des ward ich mir endlich klar, eine uralte Fichte muß es sein, an welcher Sturm und Blitz Wipfel und Astwerk zerrissen, den Stamm von oben herab kahl gehauen, und der in seinem Schaft und in seinen tieferen Kronen doch zu gewaltig ist, als daß ihn Sturm und Blitz vernichten könnte. So steht er da, ein vielhundertjähriger Geierhorst, und die ältesten Leute der Gegend sagen mir, ihres Erinnerns habe der Baum nie anders ausgesehen als heute.

Schon in früheren Jahren, da ich den Wald durchstreifte, habe ich mich bemüht, den Baum aufzufinden und an seinen Fuß zu gelangen. Es war mir aber nie gelungen. Entweder ich verlor die Richtung oder kam in Dickicht, Gefällholz, Struppwerk, auf grundlosen Moorboden, so daß ich

umkehren mußte. Es gibt Gründe darin, auf die jahraus jahrein kein Sonnenstrahl fällt, aber ich weiß es wohl, daß der Eigenthümer schon sehnsüchtig die Jahre zählt, bis er „stocken" wird. Manchem prächtigen Thier begegnet man im Wald, aber auch manchem stattlichen Jäger. Mit dem Zauber des Urwaldes wäre es also nicht sehr weit her, und doch war es wie verhext, daß — so sehr ich außerhalb des Waldes stehend mir die Richtung klar legte — ich in ihm wandelnd meinen Stefansthurm nicht finden konnte. Es ist aber auch in der wirklichen steinernen Stadt Wien Manchem nicht anders ergangen. Ich fand manchen mächtigen Baum, der hoch über die andern hinausstand, der wild und zerrissen war und von dem ich mir einbildete, er sei's. Bei näherer Prüfung war er's allemal nicht. Ich hatte mich auch schon mehrmals im Walde verirrt, so daß mir einfiel, was die Leute sagen, es wären Irrwurzeln d'rin, und wer auf eine solche trete, der finde gar nicht mehr aus dem Walde hervor, sondern müsse immer im Kreise herumgehen, so lange bis ihm ein Sonntagskind begegne. Die Erfahrung lehrt aber, daß man sich mit Sonntagskindern auch verirren kann, besonders wenn sie hübsch sind. — Dabei hatte mir das Suchen jedoch einen solchen Reiz, daß ich mich nie entschließen konnte, einen Führer zu nehmen. Und so sind eilf Sommer vergangen, an denen ich oftmals nach St. Stefan pilgerte, ohne ans Ziel zu gelangen.

Im heurigen Frühsommer, als auf den freien Matten die Hitze zu groß ward, als auf den Wiesen die klaren Bächlein im Sande versickerten und das kurze Federgras zu gelbem Heu welkte noch auf den Wurzeln, als fortwährend die trockenwarmen Winde hinfegten über das fahle Erdreich und die Wolken des Himmels versengten, als in meiner

Nachbarschaft sogar ein Brunnenständer sammt Trog niederbrannte — da war keine Freude mehr auf freien Weiten, da hielt ich mich die längste Zeit im Walde auf. Man konnte viele Stunden im Moose liegen und bekam keinen Schnupfen; die Mückenschwärme mit dem scharfen Gifte existirten fast nicht, dafür drückte die heiße Sonne, die über dem Walde lag, allen Wohlduft der Harze zu Boden und das fliegende und kletternde Gethier kam auch herab gegen den kühleren Erdengrund und trieb sein munteres Wesen vor meinen Augen. So war es ein wonniges Sein.

Manchmal begegnete ich einem Waldbruder, nicht viel seltener einer Waldschwester — Früchtesammler, auch arme Leute, denen draußen, „weil des Gesindels schon allzuviel ist," die Thür vor der Nase zugeworfen wurde, und die gekommen waren, um in unseres Herrgotts schattigem Speisesaal zu essen. Am interessantesten von all diesen wunderlichen Leuten war mir der lange Rauk. Ich kenne ihn schon seit ein paar Jahren, er bringt bisweilen Beeren ins Dorf. Ein hagerer, blatternarbiger Geselle ist's, mit einem schwarzen Bart und einem langen braunen Lodenmantel, den er um den Leib zu werfen weiß, daß er darin schier nicht anders aussieht, wie der heilige Apostel Jacobus. Den hat nicht der heiße Sommer dürr gemacht, sondern die Faulheit, er will nicht arbeiten. Die Leute sagen, er wäre so häßlich, der lange Rauk; ich sage, er wäre das Entzücken der Maler.

Als ich denn auf meinen diesjährigen Waldgängen öfter mit dem Rauk zusammentraf, gab ich ihm den Rath, er möchte sein Geschäft aufgeben.

„Welches Geschäft?" fragte er.

„Das Hungerleiden." Möchte es aufgeben, möchte in Malerschulen gehen und sich abmalen lassen.

„So!“ antwortete er und ich merkte, wie er innerlich empört war. „So!“ sagte er.

„Dort braucht Ihr nichts, als dazusitzen,“ belehrte ich, „oder auch an der Wand zu lehnen, wie eben die Herren wollen; es sind unterhaltsame Burschen, diese Maler; Mancher auch sagt gar nichts und ist ganz Pinsel. Ein Pfeifel Tabak spendiren sie mitunter und zahlen auch noch das Tagwerk, achtzig Kreuzer des Tages, die Verschwender gar einen Gulden und mehr.“

„So!“ antwortete er tief gedämpft, „so!“ sagte er. Und fuhr dann fort: „Ein Kerl, dem's schon übel genug ist, daß er auf seinem heustanglangen Geripp' ein anschieches G'friß (häßliches Gesicht) herumtragen muß auf der Welt! Wenn ich mich noch ducken kunnt! verstecken kunnt und in der Kirchen nit so höllisch lang hinausstehen thät' über die anderen Köpf, just wie die Rauberfeichten im Ziselwald! Zum Hasenschrecker möchten sie mich gern brauchen auf ihren Krautäckern, wenn sie mich in die Erden stecken kunnten, wie einen Krautscheuchstecken und sie nit Angst hätten, daß ich ihnen selber die Gebel thät' fressen. Und so ein Kerl soll sich noch abmalen lassen? Sollen ein paar Jahrl warten, bis von meinen Knochen Haut und Haar weg ist, nachher bin ich so schön wie die Anderen im Beinhaus!“

Es stellte sich heraus, daß der lange Rauk sich nur darum von den Leuten und ihren Arbeiten zurückgezogen hatte, weil sie ihn seiner Häßlichkeit wegen verhöhnten.

„Ich ertrag's nicht!“ sagte er, „ich hab' Weiberhoffart in mir, die hab' ich von meiner Mutter geerbt. Faulheit! sagt vor etlichen Tagen der Herr Meigel aus dem Flecken zu mir. Bei sich selber nennt er's privatisiren. Ich weiß recht gut, daß man Gott den Herrn kniend verehrt und den Teufel

liegend. Oh, ich fürcht' mich allzusehr vor'm Stinken, als daß ich nichts thun möcht'. Mach's freilich nicht so wie die andern Leut', die nur desweg arbeiten, damit sie Mittel kriegen zum Faulenzen."

„Aber ein Krügel Wein bisweilen will doch verdient sein!"

„Was hilft mir der Wein, wenn ich ihn im Wirthshaus nit mit Frieden trinken kann! Allerweil: Der lange Rauk! Der schieche Rauk! Der dürre Rauk! Und — der dumme Rauk! Das sag' ich mir selber, der dumme Rauk, der sich unter die Leut' setzt und seines Vaters einzigen Sohn ausspotten laßt!"

Was die Wirthshausgesellen sagen, versetzte ich hierauf, das könne ihm ziemlich gleichgiltig sein; wichtiger sei es, was die Weibsleute von ihm dächten.

„O Jesus, die Weibsleute!" rief er aus. „Ihrer zehn oder zwölf Jahr' lang hab' ich mich foppen lassen, alsdann hab' ich genug gehabt."

Das sei nichts, meinte ich, die schönsten und tüchtigsten Männer würden ihr Lebtag lang gefoppt.

„Das schon," sagte der Rauk, „und die schönsten und tüchtigsten Männer foppen wieder. Von einem Kerl wie unsereiner, l a ß t sich aber Keine foppen, und das verdrießt mich."

Ob er ein Hiesiger wäre?

„Vaters halber ist's schon möglich," antwortete er, „der Pfarrer sagt, er weiß nichts davon — heißt das, im Kirchenbuch. Mit den Musikanten bin ich umgegangen, aber wie mir die Zähne ausgefallen sind, hat das Blasen ein End' gehabt. Hab' ich mich halt im Ziselwald eingenistet, und muß alle Tag' ein bissel Acht geben, daß ich nit verhunger'."

Wo er seine Wohnung habe?

„Gleich können Sie ihn sehen, den Thurm von meinem Gschloß!“ rief er, und in der That, als wir noch einige hundert Schritte zwischen jungem Fichtenwald hingestrichen waren, stand uns über dem Gewipfel her das Bild entgegen. Fast schon in der Nähe ragte aus der Pyramide eines wildmassigen finsteren Astwerks die spitze Nadel empor. Es war mein Stefansthurm.

„Das freut mich,“ sagte ich, „daß wir auf einmal bei diesem Baume sind.“

„Wir sind noch nicht bei ihm,“ entgegnete der Rauk. Und wahrlich, wir hatten noch eine halbe Stunde oder länger zu thun, bis wir ihn erreichten. Die Bäume standen sehr dünn, waren verkrüppelt und hatten Flechtenbärte, der Boden hatte eine blaßgrüne Moosdecke, auf welcher gruppenweise Binsen mit ihren weißwolligen Federbüschen standen, und Sauerklee, Seidelbast und Wildfarnkraut. Der Waldsteig, den mein Begleiter früher einzuhalten wußte, obwohl er streckenweise kaum zu erkennen war, hatte sich ganz verloren, und mit jedem Schritte sanken wir bis über die Knöchel in den schwarzen, moorigen Ungrund. Der Rauk schleppte einen Zipfel seines Mantels hinter sich nach wie ein König, doch sank er nicht so tief ein als ich, weil er breiteres Schuhwerk hatte und das Gehen auf solchem Boden besser verstand.

„Sich fein gering machen!“ rief er mir immer zu. Wenn ich nur auch gewußt hätte, wie man das anstellt. Leicht und vorsichtig auftreten, das kann man, doch der Rauk behauptete, man könne mehr. Man könne sich mit gutem Willen um etliche Pfunde leichter machen; der feste Willen hebe Einen empor, wie der Suppendampf den Hafendeckel. Er habe schon Wetten gewonnen, indem er sich in derselben Minute mehr-

mals wiegen gelassen auf der Fleischhauerwage, und ganz verschiedenes Gewicht gegeben. „Gebt Acht, jetzt mach' ich mich schwer!" sagte er, und sank auf der Stelle tiefer ein.

Ich hätte ihm seine Kunst aufgelöst, wenn Zeit und Stimmung dazu gewesen wäre. Einstweilen mußte ich trachten, einen so starken Willen zu entwickeln, daß er mich zur Höhe hob, „wie der Suppendampf den Hafendeckel," und wir zur Noth weiter kamen.

Endlich blieben wir aber doch stecken. Bis zu den Knieen im Morast, so rasteten wir uns aus, und der lange Rauf lachte.

Er hatte leichter lachen als ich, denn bis er von unten bis oben versank, das brauchte länger, als bei mir Durchschnittsmenschen.

Ich war etliche Schritte hinter ihm stecken geblieben, wir konnten uns mit den Stecken, geschweige mit den Armen, nicht erreichen.

„Der größte Spaß wäre," rief er, „wenn jetzt die Geier kämen!"

„Welche Geier?"

„Die auf der Rauberseichten ihre Nester haben und erst vor einem Jahr einem Hirschen, der hier stecken geblieben ist, das Fleisch aus dem Leib gehackt haben."

„Vergelt's Gott für Euren schönen Zuspruch!" sagte ich.

„Oder die Hornussen, die gar nit weit von da ihre Bruten haben und von den Mardern gern wild gemacht werden. Nachher stechen sie, die Vieher; ihrer sieben erstechen ein Roß. Grausam stechen sie!"

Da ich wirklich das Schwirren eines solchen Thierchens bemerkt zu haben glaubte, so hatte ich Gelegenheit zu erfahren, was ein fester Wille vermag. Ich arbeitete mich mit Macht

heraus, um dann wie ein Krokodil auf dem Bauche weiter zu kriechen.

„Aha, Sie haben es!“ lachte der Rauk schnaufend und knetete an sich herum; „ja, für den Nothfall macht man's so. Passirt mir aber wunderselten, daß ich just an diese Stelle komm'. Wie die hoffärtigen Engel aus dem Himmel geworfen worden, sind sie durch das große Loch, das hier gewesen, in die Höll' gefahren. Später hat's der Teufel mit Morast zugestopft.“

Mittlerweile war auch er herausgekommen. Wir gelangten allmählich auf festeres Erdreich — und nach wenigen Minuten standen wir am gewaltigen Baum.

Ringsum ist eine Art von Anger mit Sumpf, in welchen die ungeheueren Arme der Wurzeln ausgreifen, theils unter der Moosdecke verborgen, theils über derselben in hundert Knieen und Verzweigungen ausklammend, theils morsch und rindig, theils hart und weiß wie Elfenbein. — Die anderen Bäume halten sich in respectvoller Ferne, die stattlichsten von ihnen reichen dem Koloß kaum bis zum untersten Astwerk empor. Der Stamm ist zerklüftet, theilweise entrindet und fast wie ein Strick gedreht. Ich glaube, daß ihn vier Männer nicht zu umspannen vermögen. Viele Arme des Geästes sind für sich schon Baumstämme; einzelnes Geknorre ist kahl und fahl wie Knochen, anderes ist so dicht in ein dunkelgrünes Reisiggefilze eingewoben, daß dieses dem Blicke undurchdringlich ist und man über sich nur eine riesige dunkle Masse sieht, in welcher die korbartigen Horste der Raubvögel sind und aus der mancher Strunk seine abenteuerlich geformten Glieder in die Weite reckt.

Ich wunderte mich, daß dieser Baum, welcher ein ganzes Dorf über den Winter mit Brennholz versehen könnte, noch

nicht gefällt worden sei. „Sie getrauen sich nicht über ihn," versetzte der Rauk, „der fällt nicht wie andere!"

Zur Stunde fächelte und rauschte der Wald in einem lebhaften Winde.

An der Riesenfichte regte sich nichts, alles war starr, nur ein dumpfes Sausen war zu hören hoch im Astwerk. Ueber demselben ragt der kahle Schaft, vielfach zerrissen und dennoch urkräftig in die Einsamkeit der Lüfte auf. Die Gestalt ist so wuchtig und mannigfach gegliedert, aber der spitze Schaft über dem Kronenwerk schien mir hier kaum hoch genug, um für die Ferne die schlanke Nadel des Stefansthurmes vorzustellen.

Fast schade, daß der Name: „Rauberfichte" so harmlosen Ursprungs ist. Zusammenkünfte von Räubern an diesem Platze, Räubergelage im Schatten des Baumes, wilde Mordgesellen ihre Beute theilend, und wie der Rauch vom Feuer des üppigen Mahles langsam ins Astwerk aufsteigt und der Gegend weitum die Schrecken verkündet, oder ein paar Erzräuber baumelnd an den Aesten — und wäre es auch nur in Sage und Märchen — würde mir den interessanten Baum recht aufputzen. Dergleichen ist nicht.

Draußen im Thale stehen zwei Bauernhäuser mit dem Vulgärnamen: Die Rauber. Die Gründe des „oberen Raubers" erstreckten sich einst weit in den Wald bis zur Stelle, wo die alte Fichte als Grenzbaum steht, die daher die Benennung: „Rauberfichte" erhalten hatte.

Der Rauk war langsam um den Baum gegangen und jetzt auf einmal verschwunden. Durch eine Spalte, die von den Wurzeln aufging, war er ins Innere geschlüpft. Ich guckte ihm nach.

Im hohlen Raum war ein Lager von Binsenstroh, eine Holzaxt und ein Sack, halbgefüllt mit Harzrinden. Die Wände der Höhlung waren theils verkohlt, als würde auf diesem häuslichen Herd auch bisweilen Feuer unterhalten.

Die Höhlung ging hoch in den Baum empor, und wenn man mit dem Stock hinauffuhr, so erreichte man keine Decke, und an den Wänden rieselte Moder nieder und Käfergezücht.

So sieht es mit dem Innern dieses Baumes aus. Aber die Haut und Hülse ist noch dicker, als mancher fünfzigjährige Stamm, und vermittelt Mark und Saft der Fichtenkrone, die hoch auf solchem Holze wuchert.

„Das ist das Haus des langen Rauk," sagte der lange Rauk. „Wir haben auch Beide Platz herinnen, wenn Sie Ihre Füße rein machen wollen. Wir machen Feuer, daß die Strümpfe trocknen mögen."

„Ist Euer Haus gegen Feuer assecurirt?" fragte ich.

„Lebendige Häuser brennen nicht nieder," war die Antwort.

„Von außen gesehen wäre es das stolzeste Wohnhaus im ganzen Land."

„Ist aber nur meine Werktagsresidenz," berichtete er, „und nur wenn ich am Abend diesem Baume näher bin, als einer Köhlerhütte da draußen, übernachte ich in ihm. Weiter ist's nichts."

So hat sich die ganze Sache mit dem Stefansthurm, mit der Rauberfichte, mit dem Rauk und seiner Abenteuerlichkeit als etwas hohl erwiesen.

Ich kehrte an jenem Tage sehr spät und sehr müde vom Walde heim.

Und wenn ich nun wieder sitze in der kühlen Stubenecke, und im Fenster liegt das sonnenblaue Meer des Waldes

mit seiner spitzen Nadel im Horizont, da will meiner Phantasie die alte Herrlichkeit nicht mehr so ganz gelingen. Aber leid thäte es mir doch, wenn eines Tages ein Rauchqualm aufstiege oder eine Feuersäule emporlohte in stiller Nacht — und mein schlanker Thurm in sich zusammenbräche.

„Das nit!“ sagt der lange Rank, „der Baum steht noch länger als wir Zwei zusammen.“

# Zwei Mägdlein und ein Knab.

„Alsdann im Gottesnamen, jetzt steige ich hinauf!“ sagte der Martin.

„Steig zu!“ gab ihm die Bethel zur Antwort.

Das war im Wald, unter einem großen Fichtenbaum. Der Martin war ein Bursche mit vierundzwanzig Jahren und nackten Knien. Die gelbe Lederhose muß besonders angeführt werden, nicht minder auch der blaue Brustfleck, die gebleichten Hemdärmeln, die grünen Strümpfe, die rothen Wangen und die grauen Augen, um die ganze Farbenpracht dieses jungen stämmigen Kerls zu ermessen. Nur muß man sich vorstellen, daß die Farben, mit Ausnahme der frischen Wangen, arg verschossen waren, und der ganze Bursch war verschossen in die Bethel, oder in die Andere.

Die Bethel schildere ich nicht, haben kann sie einstweilen doch nur Einer, wozu denn allen Anderen die Zähne wässerig machen nach der kleinen, munteren, thaufrischen Dirn. Neben der Bethel stand aber noch eine Zweite, die hieß Anna-Mirl und war viel stattlicher und fein rundlich ausgewachsen, aber sonst ein wenig ernsthaft, so daß man sich denken könnte: sie

dürfte schwerer zu kriegen sein als die Andere, hingegen nachher aber um so leichter zu behalten.

Das waren drei Dienstleute des Kalchleithofes, sie aßen aus Einer Schüssel, schliefen unter Einem Dach und standen nun unter Einem Baum.

Als dann der Martin — die scharfzackigen Steigeisen an die Beine geschnallt, das blinkende Beil rückwärts in den Gurt gesteckt — sich anschickte, auf den Baum zu steigen, sagte die Anna-Mirl zu ihm: „Da muß ich Dir doch voreh ein Kreuz machen übers Gesicht."

„Kann nit schaden," antwortete der Martin, „aber mit einem Bussel festnageln wirst mir's müssen, sonst halt's nit."

„Jeßl und Josef!" rief die kleine Bethel, „jetzt hab' ich heilig gemeint, es fahrt der Bauer schon daher mit dem Leiterwagen." Damit zerstörte sie sehr klug das Festnageln des Kreuzes.

Der Bursche kletterte flink den glatten Baumstamm empor, diesen mit den Armen umfangend und fest mit den Steigeisenzacken einsetzend.

Die Anna-Mirl seufzte. — Ach, wenn er mich so halsen möchte wie das dumme Holz da! So könnten es boshafte Leute auslegen, es war jedoch gar kein Seufzen, es war nur so ein Luftschnappen, wozu ist denn die Luft, wenn man sie nicht schnappen will! — Endlich war er oben im dichten Astwerk, der Martin, da fuhr er mit der einen Hand nach dem Beil und begann Aeste herabzuhacken.

Der Kalchleithofer pflegt seinen Rindern in ihren Ställen allwöchentlich einen Fußteppich aus grünem Reisig zu legen, den er dann alljährlich ein paarmal als fürtrefflichen Dünger wieder herauszieht. Ein solcher Teppich sollte auch aus den Aesten werden, die der Martin nun von der Fichte schlug,

daß sie rauschend niederfielen. Und die zwei jungen Mägde waren vorhanden, um die herabgefallenen Aeste (das Graß) in Büschel zusammenzulegen. Da hätte man's just einmal sehen sollen, wie Jede nach dem längsten trachtete, Eine der Anderen die buschigsten Zweige aus der Hand riß, um selbige auf ihr eigenes Büschel zu legen.

„Geh, was brauchst denn Du den Wachel!" sagte die Bethel und wollte der Anna-Mirl einen herabgeflogenen buschigen Ast aus der Hand winden.

„Oho!" sagte die Anna-Mirl, „der ist auf meinen Kopf herabgefallen, der gehört mein."

„Derschlagen hätt' er Dich sollen," knirschte die Bethel.

Sie rangen um den Ast.

„Laßt nit aus?" fragte die Bethel.

„Kannst mir die Händ abbrechen, sonst kriegst ihn nit!" antwortete die Anna-Mirl.

Da biß sie die Andere in den Finger. Mit wutherglühten Gesichtern fuhren sie aufeinander los, und ohne einen Laut von sich zu geben, zerzausten sie sich gegenseitig das Gewand und die Haare.

Der Martin hoch auf dem Baum schaukelte sich mit dem Wipfel hin und her, jodelte Eins und hatte keine Ahnung, daß unten die zwei Weibsbilder um seine Aeste auf Leben und Tod rangen. Das hätte ihn toll freuen müssen, denn es ging ihnen nicht nach den Aesten, sondern nach dem, der sie herabwarf. Als die Bethel der Anderen den Ast aber entwunden hatte, als sie ihn mit dem Schrei: „Da gehört er Dir hinauf!" der Anna-Mirl über den Rücken hieb, nahm es der Bursche oben wahr, was in der Tiefe seinetwegen vorging. Er hub an zu lachen. Dann that er einen Pfiff und rief herab: „Dirndln! welche will herauf zu mir? Da

heroben ist ein Vogelnest!" Und er zwitscherte, daß es zu hören war, als ob ein lebenslustiges Vöglein das andere lockte.

Wer weiß, was geschehen, wenn jetzt nicht vom Hof her die alte Traudel gekommen wäre. Auf deren Haupt war kein grüner Ast herabgefallen, mit ihr hatte keine Nebenbuhlerin gerauft, und doch war ihr graues Haargefilze so arg zerzaust, wie das der beiden Anderen.

Ihr Gesicht bestand aus zwei scharfen Spitzen: der Nase und dem Kinn. Die dritte und schärfste Spitze sah man nicht, die hörte man nur, es war die Zunge.

„Lottervolk, vertracktes!" zeterte die Traudel, als sie gegen unsere Reisigarbeiter herankam, „zwei Aestklauberinnen bei einem Schneidler! das ist mir eine saubere Wirthschaft! Euch soll man mit Schusterpech einbalsamiren, daß Ihr nit stinkend werdt's vor lauter Faulheit! Zwei Klauberinnen bei einem Schneidler! Einander Flöh' ausklauben oder noch was Schöneres, ja! Sonst wüßt' ich nit, was Ihr so viel zu klauben hättet unter Einem Baum. — Anna-Mirl! geh' her, ich brauch' Dich im Dörrofen zum Holzlegen!"

„Soll die Bethel gehen!" sagte die Anna-Mirl, „die hat leichter Platz im Ofen, die ist kleiner wie ich."

„Na na, soll nur die Große gehen," wehrte sich die Bethel, „der schadet's gar nit im Ofen, wann ihr die Fetten ein bissel herausgebraten wird."

„Sei Du die Gescheite, Anna-Mirl, und geh mit," sagte die Alte, denn sie hielt es mit der Größeren. Und diese wußte auch, daß die Traudel, als die Schwester des Bauers, ein großes Wort hatte; sie muß also den grünen Wald verlassen und in den finsteren Flachsdörrofen kriechen,

um darin die Scheiter aufzuschichten, die ihr die Alte hineinschiebt. Es war ein schlimmer Nachtheil!

„Traudel," sagte die Anna-Mirl unterwegs und ordnete während des Gehens zur Noth ihren Anzug, Traudel, heut' thätest Du mir einen großen Gefallen, wenn Du die Bethel lieber hättest als mich. Der Ofenstaub thut mir für die Augen so viel schlecht."

„Mach' keine Flausen!" entgegnete die Alte, „wenn Dir nur der Martin die Scheiter hineinstecken wollt', nachher thätest Du Dir den Ofenstaub gern gefallen lassen. Das kennen wir! — Aber schau, Dirn!" Sie nahm die Hand der Anna-Mirl zwischen ihre eigenen Runzelpfoten und streichelte sie, „schau, Dirn, ich bin Dir den Martin willig. Wirst es bald sehen, daß Du keine bessere Gutmeinerin hast als wie mich. Wenn Du nit jetzt mit mir zum Ofen gehst, wohl aber die Bethel, und Du thust beim Martin Aest' klauben und weißt von nichts, so kannst heut einen guten Tag haben —"

„Wie er pfeifen thut!" rief die Anna-Mirl aus und blieb horchend stehen, man hörte so schön sein Zwitschern vom Baumwipfel her.

„— kannst heut' einen guten Tag haben," fuhr die Alte fort, „und in drei Wochen liegst maustodt auf dem Schragen."

„Wie so?" fuhr die Anna-Mirl auf.

„Ja ja, immer einmal wissen alte Leut' auch was, meine liebe Dirn! Und immer einmal ist das Dörrofenloch auch was werth, mein Schatz! Da sind wir schon. Krauch' hinein."

Der Dörrofen, von außen eher einem Steinhaufen gleichsehend, denn einem Baue, steht im Freien unter Obstbäumen. Hinterwärts ist ihm ein windschiefgewordener Holzschoppen

angefügt, in welchem der Flachs vor dem „Brecheln" an der heißen Wand getrocknet zu werden pflegt. Die Anna-Mirl kroch in das finstere Ofenloch und die Traudel steckte Scheiter hinein, die sie drinnen über kreuz und quer aufbaute bis empor zur Wölbung. Durch diesen Holzstoß war sie selbst so sehr eingeengt worden, daß sie sich kaum umzuwenden vermochte, als es wieder zum Herauskriechen war. Sie blieb noch ein wenig im Loch hocken und sagte: „Jetzt, Traudel, wann Du was weißt, so gieb's von Dir!"

Die Alte kauerte sich neben an die rußige Mauer hin, langte mit der Hand in den Ofen und rüttelte die Anna-Mirl beim aufgestülpten Knie, als wollte sie sagen: Erwache aus Deiner Unwissenheit, wehre Dich Deines Lebens!

„Weißt denn gar nichts davon," fragte sie hernach die Dirn im Ofenloch, „daß am vorigen Sonntag die Bethel beim Pfarrer ist gewest?"

„Beim Pfarrer?" fragte die Anna-Mirl, „versprechen? Mit dem Martin versprechen?"

„Versprechen, das nit. Der Martin wird nit wollen mit ihr, so lang' Du lebst. Drei Messen hat sie gezahlt."

„Für den Martin?"

„Tropf. Für Dich hat die Bethel drei Messen gezahlt. Sterbmessen! Todtbeten will sie Dich lassen."

„Jesus Maria und Josef!" rief die Anna-Mirl und sprang aus dem Ofenloch, so rußig sie war im Gesicht, sie wurde todtenblaß, als wollten die Messen jetzt schon wirken.

Sterbemessen! Sie wußte wohl, was das heißen sollte, man spricht ja weitum davon, und wir glauben gar nicht, was Die alles glauben, die fürs Glauben einmal eingerichtet sind.

„Du bist aber schlecht," sagte nun die Anna-Mirl, während sie sich mit der Schürze den Schweiß trocknete, „daß Du mich mit einem Spaß so erschrecken kannst."

„So!" begehrte die Alte auf, „so! Ein Spaß, sagst! Mit heiligen Sachen einen Spaß treiben! Du vielleicht! Ich nit. — Rait nach. Der Stiegelbauer, vor zwei Jahren, ist auch so gestorben. Weil sein Weib kein Gift kriegen hat können, so hat sie drei Sterbmessen für ihn lesen lassen. Die alte Kreuzhäuslerin ist von ihrem Schwiegersohn todtgebetet worden. Wie sie den Holzmeister-Rodel im Wald todt gefunden und der Bader keine Todesursach' hat aufweisen können, haben Alle gesagt, daß sein Bruder für ihn drei Sterbmessen lesen hat lassen. Und ist nit anders. Mein Vetter Tomel, meinem Aehndl ein Bruder, soll auch an Sterbmessen gestorben sein. Wann das bei Dir ein Spaß ist! Wirst es ja wohl sehen."

„Um Gotteswillen!" rief die Magd und preßte die gerungenen Hände an den Busen, als wollte sie um denselben einen Reifen legen, daß er vor Herzweh nicht zerspringe. „Und kann ein Pfarrer so was angehen lassen?" fragte sie.

„Nicht Jeder kann's," belehrte die Traudel, „Der Eine kann's und will nicht. Unserer kann's und will."

„Aber das ist doch!" seufzte die Magd auf. „Ja, sein kann's eh, daß es möglich ist. Mit einer heiligen Meſſ' kann man alles machen, das laßt sich leicht denken. Die Kraft, die d'rin steckt in so einer Meſſ'! Laßt sich denken. Und wer — wer hat's denn gesehen, daß sie die Sterbmessen gezahlt hat?"

„Ich selber, mein Mensch!" betheuerte die Alte, „zu allem Glück fällt's mir in der Kirche ein: gehst heut' zum Herrn Pfarrer wegen der Seelenbruderschaft anfragen, weil jetzt eine neue herauskommen soll, mit dem dreifachen Ablaß. Wie ich die Thür aufmach', steht die Bethel beim Pfarrer,

giebt ihm einen Silberthaler in die Hand und ich hör' noch die Red' von den drei Sterbmessen. Küß' die Hand, Hochwürden, sag' ich, was thust denn Du da, Bethel? Ist sie darauf roth worden wie ein gesottener Krebs."

„Ich glaub's gern, daß sie roth ist worden, bei so was! Aber daß Du mir's nit früher gesagt hast!"

„Ich hätt' Dir's gleich erzählt, er wird aber die Messen ohnehin vor drei Wochen nit lesen können, weil jetzt die Pfarrämter sind."

„Jetzt, was thu ich?" hauchte die Anna-Mirl rathlos.

„Anna-Mirl," sagte die Alte und packte sie fest am Arm. „Jetzt los' auf. Du gehst heut' oder morgen zum Pfarrer und zahlst drei Sterbemessen für die Bethel."

„Nachher sterben wir allzwei!" meinte die Magd.

„Thät' Dir leid um die Andere?"

„Ja, Schnecken, wenn sie mag! Um mich thät' mir's leid."

„Dirn, Du verstehst nichts. Die Messenzahlerin muß dabei sein bei der Meff', wann sie kräftig sein soll und den Feind todtbeten. Deswegen nur recht bitten, den Herrn Pfarrer, daß er die Messen, die Du zahlst, früher liest als die anderen. Du betest fleißig, die Bethel stirbt, kann bei den Messen, die Dich umbringen sollen, nit mehr dabei sein und der Martin gehört Dein."

Die Anna-Mirl that einen tiefen Athemzug und sagte: „Ich zittere an allen Gliedern."

„Das glaub' ich," versetzte die Alte, „geh' nur zum Pfarrer, und daß er die Deinigen zuerst liest. Fein zuerst! Und wann er Ausreden hat: Wer zuerst kommt, der mahlt zuerst, so sag' einen schönen Handkuß von der Kalchleithofer-Traudel und geh' nit früher fort, als bis er Dir's verspricht. Sei gescheit!"

Die Anna-Mirl war gescheit, wir wollen sehen, wie sie das angestellt hat.

An dem Abende desselben Tages stand sie allein und sinnend vor dem Dörrofen, an welchem sie heute die wunderlichen Sachen gehört hatte. Sie hätte der Traudel doch recht danken sollen, die gute Haut rettet ihr ja das Leben. Nun hielt die Magd einen brennenden Zündspan in der Hand, um damit im Ofen den Scheiterstoß in Brand zu stecken. Da sie aber vor lauter Nachdenken nicht dazu kam, so blies ihr der Wind die Flamme wieder aus.

Trottete der Martin vom Walde daher und erfüllte die Luft mit frischem Harzgeruch, der von ihm ausging. — Ob sie Feuer haben wolle? war seine Frage an die Magd. Ja, das sei ihr recht.

„Gieb her!“ sagte er, nahm ihr den Span aus der Hand und steckte ihn bald brennend in den Ofen.

Alsbald stand der Holzstoß in heller Lohe über und über. Wenn der Martin einmal anzündet! Die Anna-Mirl glaubt es!

Als die Magd später ins Haus trat, stand in der Thür die Bethel. Sie blickten einander trotzig und mitleidig an und gingen ihres Weges. Der Martin trottete, die Hände in den Hosentaschen, noch etlichemale um den Hof herum, jodelte einen Almer in das abendlich dämmernde Thal hinaus und ging schlafen. Es war ihm wachend nicht eingefallen, daß und in welcher Weise die beiden Mägde tödtlich um ihn rangen, und es fiel ihm im Traume nicht ein.

Am nächsten Morgen — es war der Tag des heiligen Leonhard — bat sich die Anna-Mirl aus, daß sie in die Kirche gehen dürfe, es habe ihr Vater selig Leonhard geheißen und dessen wollte sie gedenken.

Nach dem kurzen Gottesdienst klopfte sie an die Pfarrhofthür. Drei silberne Zwanziger aus Kaiser Franzens Zeit hielt sie schon lange in der Hand, daß sie warm und feucht waren — thatsächlich Sündengeld, an dem der Schweiß des Volkes klebte. Dann theilte sie vertrauensselig dem Pfarrer ihr Anliegen mit: Drei Sterbemessen will sie zahlen für die Bethel Mooshuberin, und todtbeten!

Das verstehe er nicht, meinte der Pfarrer, das nehme er nicht an.

Aber von der Bethel habe er es doch angenommen! hielt sie ihm vor. Sie bitte um tausend Gotteswillen und daß er sie halt wohl gewiß früher lesen wolle, die Messen, als der Bethel ihre und sie habe einen schönen Handkuß auszurichten von der Kalchleithofer Traudel.

Lange konnte der Pfarrer nicht klug werden aus den Darlegungen der Magd, als er endlich aber doch ahnte, um was es sich hier handle, als er es sich erklären ließ, was die Magd meine, trat er langsam hin vor die Anna-Mirl, blickte sie eine Weile an und fragte: „Wie heißest Du?"

„Küß die Hand, Anna Maria Sandlerin."

„Anna Maria, ich will Dir was sagen," sprach der Pfarrer. „Wenn es wäre, daß Du jetzt todt vor mir niederfielest, ich könnte Dich nicht christlich begraben. Ich müßte Dich hinter der Mauer einscharren lassen, wo die Heiden und Ungläubigen liegen und die unbußfertigen Mörder. Und die schwärzesten Teufel müßten kommen und Deine arme Seele in die unterste Hölle hinabschleifen. Du bist ein recht sauberes Dirndel und wird der Kalchleithofer gewiß auch mit Deiner Bravheit zufrieden sein. Trotzdem muß ich Dir sagen, Du bist die größte und gottloseste Heidin, die man sich vorstellen kann. Der heiligen Messe zuzumuthen, daß sie wie meuch-

lerisches Gift Menschen tödte! Einem Priester zuzumuthen, daß er sich als Henker dingen lasse! Du bist sicherlich ein gutherziges Dirndel und hast nicht weiter gedacht, als Dich von der Feindin zu befreien, gewiß ist Eifersucht im Spiele; aber wie — wenn Dein Verlangen erfüllt werden könnte — das Dirndel starr und kalt daliegen würde auf dem Bahrbrett, und das böse Gewissen Dich verfolgen müßte Tag und Nacht, Dein Leben lang, und Dir zurufen: Du hast sie erschlagen! Das Gericht Gottes kommt! — Das hast Du nicht bedacht. — Vor einer Viertelstunde ist da draußen ein Gendarm vorübergegangen, um einen Holzdieb einzufangen. Ich möchte ihn am liebsten zurückrufen und ihm sagen: Laß den Holzdieb bis morgen laufen; oder einen Brandstifter, einen Todtschläger hat er einzuliefern, laß sie bis morgen laufen. Heute nimm Die mit, Die da, sie ist eine vorsätzliche Mörderin. — Ja, mein Kind," fuhr der Pfarrer nach einer Pause fort, da die Anna-Mirl wie versteinert und gebannt vor ihm stand, „ja, die Bethel Mooshuberin ist am vorigen Sonntag bei mir gewesen und hat drei Sterbemessen gezahlt für die Seele ihrer verstorbenen Mutter ...."

Jetzt verhüllte die Magd mit der Schürze ihr Gesicht und taumelte der Thür zu. Der Pfarrer hielt sie zurück. „Anna Maria," sagte er in liebreichem Tone. „Möge Dich der allmächtige Gott erleuchten, daß Du den unerhörten Aberglauben, der Dich besessen hat, in seiner ganzen Thorheit erkennst! Möge Gottes Liebe die Rachgier Deines jungen Herzens lösen! Was hat sie Dir denn gethan, die Bethel, daß Du ihr ans Leben willst?"

Nun fiel die Magd vor dem Pfarrer auf die Knie und unter Händeringen und krankhaftem Schluchzen, daß ihre Worte kaum zu verstehen waren, rief sie: „Nichts, nichts hat

sie mir gethan, den Martin hat sie gern, ich bin seiner nicht werth, sie ist tausendmal besser wie ich, sie soll ihn haben. Ich bin verblendet gewesen, die alte Traudel hat mir alles so gesagt. Ich bitt' um Verzeihung!"

„Geh' heim!" sagte der Pfarrer, „schicke mir aber die alte Traudel her, mit der will ich anders reden!"

* * *

Unterwegs nach Hause kam die Anna-Mirl an dem mittlerweile aufgeschichteten Stoß des Reisigs vorbei, das der Martin gestern vom Baum geschlagen hatte. Der hohe Fichtenbaum stand völlig entästet starr in die Luft, nur der grüne Wipfel war noch oben; den hatte der liebe Kerl gewiß des Vogelnestes wegen geschont. Hinter dem Reisigstoß war ein Flüstern. Die Anna-Mirl duckte sich nieder und hatte bald weg, wer dahinter war. Endlich verstand sie sogar etwas.

„. . . . und mußt mir versprechen, daß Du keine Andere gern hast!" flüsterte eine weibliche Stimme.

„So," sagte eine männliche.

„Gar keine! Auf der ganzen Welt keine! Dein Lebtag keine!"

„Das kann ich Dir nit versprechen!"

„Versprich mir's, Martin! Wie vor dem Altar!"

„Der Graßhaufen (Reisigstoß) ist ja kein Altar, und heiraten will ich noch nit. Will noch ein Eichtl frei bleiben und mir die Zeit vertreiben, mit wem's mich g'freut."

„Du bist schon der Wahre! Heut' g'freut Dich die Zeit mit mir, morgen mit der Anna-Mirl!"

„Kann eh sein."

„Du bist ein spottschlechter Bub!"

„Wann ich Dir nit gefall' — capricir' Dich nit."

„Martin! Schlechter Bub! Herzensbub. Ich laß Dich nit. Mein tausendlieber Schatz!“

„Oh, oh! Druck' mich nit gar so fest!“

„So fest will ich Dich drucken, daß ich Dir alle Lieb' ausdruck' in meinem Arm! Daß Du zu einer Andern keine mehr hast ...“

Der armen Anna-Mirl verging schier Hören und Sehen.

Erst am späten Nachmittag kam sie heim. Der Bauer verwies ihr scharf das lange Ausbleiben. Ueber das Gedenken an den Vater Leonhard dürfe ein braves Dienstbot' auch des Flachses nicht vergessen im Dörrofen.

„Mein Bauer,“ sagte die Magd, „ich sehe es wohl, ich bin nichts mehr nutz. Schick mich fort. Ich mag nicht mehr bleiben in Deinem Haus, mich gefreut nichts mehr, ich such' mir einen anderen Platz.“

„Ei ei, was Du für Mucken hast!“ rief der Kalchleithofer, „geh' jetzt zum Flachs.“

Im Holzschoppen war auch schon der Martin beschäftigt, den getrockneten Flachs, der in Büscheln übereinandergeschichtet lag, zu wenden. Nachdem die Beiden eine Weile stumm nebeneinander gearbeitet hatten, sagte der Bursche: „Ich möcht' nur Eins wissen.“ Weil sie darauf keine Antwort gab, so setzte er bei: „Ich möcht' nur wissen, warum Du heut' wieder so stolz bist auf mich.“

„Ich werde sein können wie ich will, was geht denn das Dich an!“

Nach dieser herben Antwort war er ganz still und wendete eifrig die Flachsbüschel um. Plötzlich ließ er ab, stellte sich vor die Magd hin und sagte: „Jetzt, das ist mir zu dumm! Entweder oder. Hast mich gern oder nit?“

„Kann Dir alleseins sein. Geh' Du zu einer Anderen.“

„Das thu' ich auch, wann Du mich nit magst. Mit Dir hätt' ich's aufrichtig gemeint, Andere fopp ich."

Jetzt wußte die Magd, wie sie dran war. Er hatte sie lieb, in Ernst und heilig lieb. Und wo eine solche Liebe vorhanden ist, da wird keine Nebenbuhlerschaft gefährlich, da thun keine „Sterbmessen" noth, selbst wenn es ihrer gäbe.

Sie gab dem Burschen die Hand hin und sagte: „Martin, ohne Deiner hätt' ich nit leben mögen. Nur Dein Treusein . . ."

„Anna Maria, ich verspreche Dir's!"

In diesem Augenblicke kreischte hinter den Brettern eine Stimme: „Schau, schau! Der Graßhaufen ist kein Altar, aber der Dörrofen ist einer!"

# Jung Walther.

Der Fremde, welcher das Schollingthal durchwandert, wird schon am Eingange des Thales weit im Hintergrunde desselben eine wüste, felsige Bergmasse erblicken, von der er sein Auge nicht so leicht mehr zu wenden vermag. Der Bergriese steht gar so trotzig da, alle übrigen Berge in der Runde — und die lassen sich an Massigkeit und Höhe doch auch nicht spotten — weit überragend. Man nennt ihn den Kolber. Er steht, von der Ferne gesehen, wie ein blauendes Dreieck da, dessen obere Spitze scharf abgebrochen ist.

Ihm näher kommend, treten Einzelheiten hervor, Felsgruppen, die an und für sich schon ein kleines Gebirge bilden, tiefe Runsen, die wie Sprünge oder Fältlein aussehen, und in denen doch ganze Dörfer stehen könnten, wenn man sie überhaupt da hinauf zu stellen vermöchte. Dort und da gehen fast vom Scheitel bis in die Vorberge weiße Streifen, seien es nun Sandriesen oder Schneehalden, oder Wasserfälle, deren es, besonders im Frühjahre, wenn auf den Hochrücken und Mulden der Schnee schmilzt, viele giebt.

Und wenn man dem Kolber endlich so nahe ist, daß die dreieckige Form des Berges in die Zerrissenheit der Vorwände übergeht, kann man hoch oben am schwindelnden Hang eine bräunliche, zinnenartige Steingruppe sehen, die man für eine Burgruine halten möchte, wenn es in der Menschenmöglichkeit läge, an solcher Stelle ein Schloß zu bauen.

Ja, es liegt in der Menschenmöglichkeit und die Steingruppe dort oben, wo schon das Pflanzenreich erstirbt, ist in der That eine Schloßruine. Die Geißerburg nennen sie die Leute und Manche sagen, das müsse doch ein muthiges Rittergeschlecht gewesen sein, welches an solch unerhörtem Platz sein Schloß gebaut. Ich bin der Meinung, es sei vielmehr ein feiges Geschlecht gewesen, welches sich vor den Feinden verkrochen hatte dahinauf in den Geierhorst. Es gehört wahrlich keine besondere Tapferkeit dazu, eine solche Burg zu beschützen, welche die Natur selbst befestigt hat.

Die Sage erzählt, daß bald nach dem letzten Kreuzzug Herren in das Alpenthal gekommen seien, sich Land und Leute theils erworben, theils selbstmächtig angeeignet hätten und dann im Gewände des Kolber den gewaltigen Frohnbau aufführen ließen, um in demselben die ungeheuren Schätze zu verwahren, die sie mitgebracht. Die Herren waren unter dem Namen die „hohen Ritter" bekannt, erstens wohl der hohen Lage ihrer Burg wegen, dann auch, weil sie eine hohe reckenhafte Gestalt hatten und endlich, weil sie hohen Stolzes waren. Ihren Handlungen und Gebaren nach zu schließen, hielten sich die hohen Ritter den anderen Geschlechtern des Landes für weit überlegen an Macht und Adel, und sie hegten nur Brüderlichkeit mit Fürsten fremder Länder. Das leibeigene Volk im Thale war ihnen selbstverständlich nichts als eine Heerde von Nutzthieren — Ochsen, die ihnen das

Feld furchten, Esel, die ihnen die Lebensmittel zur Burg emporschleppten, Bienen, die ihnen allerlei Früchte sammelten und Löwen, die gelegentlich verwendet wurden zur blutigen Vertheidigung dessen, was die Ritter mit nimmerrastendem Fleiße erworben hatten, und was doch nicht ihnen gehörte. Denn an Feinden hatten die hochmüthigen Herren keinen Mangel und es waren deren manche, die sich von der scheinbaren Unzugänglichkeit der Kolberburg nicht abschrecken ließen. Die Burg schien, von unten aus gesehen, knapp an die hinter ihr aufragende Felswand gebaut zu sein; indeß war aber zwischen dem Gebäude und der Wand eine tiefe Schlucht, in welcher ein Wasserfall donnerte. Da soll es öfter als einmal geschehen sein, daß die Burg in Gefahr war, von kühnen Stürmern eingenommen zu werden, denn die Besatzung war abgerichtet wohl für das Versteckensspielen, nicht aber für den offenen Kampf. Und da hätten sich die hohen Ritter ein paarmal den Spaß gemacht und auf die den steilen Graben heranstürmenden Feinde den Wasserfall hinabgeleitet, daß Alle wie Kehricht zugrunde geschwemmt wurden.

Als der Schwedenkrieg kam und es überall auf der Welt friedlos war, zog auch der Herr der Kolberburg aus mit seinem ansehnlichen Fähnlein. Ob er es gethan hatte um den römischen Kaiser zu vertheidigen oder den Glauben zu schützen, oder sich neue Schätze und Macht zu erobern, darüber ist die Frage bis heute offen gelassen. Der hohe Ritter kam nicht mehr zurück an die Hänge des Kolber, sein Fähnlein hatte sich verflüchtigt in den böhmischen Wäldern und er selbst fiel bei der Schlacht auf dem weißen Berge.

Nun hatte der Mann aber keinen Bruder hinterlassen, auch keine Frau und keinen Sohn, wohl aber eine Tochter. Diese Tochter war um solche Zeit achtzehn Jahre alt: sie

war auf den Namen Isanthe getauft worden, der Name gefiel ihr aber nicht recht. Sie nannte sich Sirene, der Name gefiel ihr besser. Sirene war der Obhut des Burgcaplans und eines alten Oheims anvertraut, der sein Leben dem Studium der Hoffitten geweiht hatte und sohin für den Erzieher eines hohen Ritterfräuleins höchst geeignet schien. Aber dieser alte Oheim war schwachsinnig geworden. Als die Nachricht von dem Tode des Herrn eingetroffen war, ließ der Oheim den alten Schäfer Gutram holen, von dem die Sage ging, daß er Lebenselixire zu Stande bringen könne.

„Ist es wahr," fragte er diesen, mit vornehm lallender Stimme, „könnt Ihr Leute — mannbare Leute wieder jung machen? ganz jung?"

„Das ist ja keine Kunst," antwortete der alte Gutram klüglich.

„Warum macht Ihr Euch dann selber nicht jung?" fragte der Ritter-Oheim und zwinkerte mit den blöden Augen.

„Wer sagt Euch denn, daß ich mich nicht jung mache?" versetzte der Gutram. „So oft ich will!"

„Ich verstehe," schmunzelte der Ritter-Oheim, „seht, Alter, ich bin in den besten Jahren — fast noch in den besten. Es ist Uebermuth, daß ich noch jünger sein will. Ein Jüngling mit Fünfundzwanzig —"

„Könnt sie haben."

„Ja schier ein Kind zu sein, gelüstet's mich bisweilen."

Hat nicht weit mehr dazu, dachte sich der Schäfer, Zähne, Haare und Verstand fehlen ihm bereits. Hierauf hub er an, mit dem Ritter-Oheim ein ergötzlich Spiel zu treiben und trug manch güldenes Münzlein herab auf seine Weidematten.

Sirene war ein munteres, überaus putziges Fräulein. Ihr Gemach war angefüllt mit Schmuck, Spitzen, Bändern

und allerhand niedlichen Dingen, die mehr Spielzeug als Gebrauchsgegenstände sind. Selten trat sie hinaus in die freie Luft, den ganzen Tag ergötzte sie sich, indem sie schwere Seiden und prangenden Schmuck an ihren geschmeidigen Leib hing, mit sich selbst plauderte, wobei sie recht viele fremde Worte und höfische Ausdrücke gebrauchte und sich wie eine Prinzessin geberdete. Der Burgcaplan kümmerte sich nicht viel um das Fräulein, sondern oblag in seiner Stube dem Lieblingsstudium lateinischer scholastischer Schriften. Er spürte der Wahrheit nach und war auf dem besten Wege, sicherzustellen, wie es annun mit der Menschheit stände, wenn die Stammmutter Eva nicht in einen Apfel, sondern in einen Pfirsich gebissen hätte.

Um so fleißiger war der Ritter-Oheim bei dem Fräulein. Sirene hatte ein weißes, sehr feines Pulverchen, mit dem sie ihre rothen Wangen zu bestäuben pflegte, mit diesem Pulver bestäubte der Oheim auch bisweilen die seinen, bis ihm das Fräulein einmal rieth, nicht so sehr die Backen, sondern vielmehr die Nase mit einer zarteren Glasur versehen zu wollen.

Fräulein Sirene hatte nämlich viele natürliche Schalkhaftigkeit, die sie freilich gern in Esprit umzusetzen liebte; außerdem — da es doch schon einmal gesagt werden muß, war Sirene sehr schön, so daß nicht einmal der lächerliche Aufputz die liebliche Gestalt ganz zu unterdrücken vermochte.

Nun lebte in demselben Thale und auf denselben Matten, die auch der alte Schäfer Gutram bewohnte, ein junger Mann, Namens Walther. Er war vor einiger Zeit in die Gegend gekommen und hatte nach Arbeit umgefragt.

Was er könne? Er könne nichts, als lesen, schreiben und Gott den Herrn anbeten, aber er werde alles lernen, was man verlange, daß er thue.

Wer er wäre? Er wäre nichts, als der Sohn eines Stadtschreibers, dessen Vater sich in fünfzigjähriger Amtstreue ein Haus erworben. Aber das Haus seines Vaters habe der Feind zerstört, sein Vater sei aus Gram gestorben, er selber sei dann in ein Kloster gebracht worden, wo er als Novize etliche Jahre manch schöne Kunst betrieben. Dann seien die Schweden gekommen, hätten das Kloster niedergebrannt und die Mönche verjagt. Er habe sich auch nicht wollen fangen lassen, sondern sei lieber im Gebirge der niedrigste Knecht, als mit den räuberischen Schweden zu gehen. Er wolle überhaupt vom Kriegshandwerk nichts wissen, viel lieber singe er im grünen Walde Lieder. Aber das wisse er wohl, zum Singen würden ihn die Bauersleute nicht aufnehmen, und den Schloßherrschaften wäre heutzutage die Lust zum Gesang vergangen, so bitte er nur um Arbeit, um sich sein Stücklein Brot erwerben zu können.

Da beriethen sich die Leute untereinander, denn so einen hübschen und manierlichen Burschen läßt man nicht gerne ziehen. Endlich that sich Einer der Dorfältesten hervor und sagte: „Seitdem den schwarzen Luschel der Teufel geholt hat, haben wir keinen Geißhirten. Gönnen sich die hohen Herrschaften auch ihre Passionen, die Einen treiben Jagd, die anderen Krieg, weswegen sollen wir gemeinen Leut nicht einmal einen gestudirten Geißhirten haben? Wenn er will!"

Der junge Mann wollte. So konnte er ja doch im grünen Wald sein und in seinem Frieden sich des Lebens freuen und Gott verehren. Es wollte ihm besser gefallen, als mit jungem Blute eingesargt zu sein in den Klostermauern.

„Vielleicht holt bei uns auch Dich der Teufel," schrie einer der Bauern dem Walther ins Gesicht.

„Wie so?" fragte Jung Walther.

„Weil Du etwan auch die Kunst weißt wie der schwarze Luschel, und die Böcke melkest bei den Hörnern! Den Luschel hat eine Geiß über die Sullwand hinabgestoßen, daß kein Knochen ist ganz geblieben an seinem Leib. Hüte Dich!"

„Ich hüte mich und die Geißen," sagte Walther, da war der Handel geschlossen.

In einer Strohscheune des Gemeindestadels heimten sie ihn ein, dort hatte auch der schwarze Luschel gewohnt. Und an jedem Morgen versammelte er die Geißen der drei zusammengehörigen Dörfer und führte sie hinaus auf die Heiden des Thales, auf die Hänge und Matten der Berge. Ein Stück Gerstenbrot und ein Topf Milch war seine Nahrung, im Uebrigen lebte er vom Manna, das vom Himmel fiel, nämlich von den wilden Früchten der Wälder und Weiden und von der Freude an dem Sonnenschein und an den Rosen. Waren Stürme, so hüllte er sich in den Wintermantel des Luschel, aber der war ihm viel zu kurz, denn der Luschel war schier ein Zwerg gewesen, und Walther war schlank wie ein junger Lärchbaum, und auch so frisch und schmiegsam. Lange, schwere Locken hatte er, die glänzten in der Sonne wie gesponnenes Gold und flossen ihm breit und weich auf die Schultern hinab.

Einigen war die Schönheit des neuen Geißers — besonders, wenn er sie mit seinem großen hellen Auge munter anblickt — verdächtig und sie meinten, das würde keinen Bestand haben und die erste beste Witfrau würde eines Abends nebst ihren Geißen auch den Geißer an sich fordern. Anderen gefiel es nicht, daß der Hirt einen aus Buxbaumholz fein geschnitzten Kamm besaß, womit er sich jeden Morgen die langen Haare strählte. Ein Geißer, der sich kämmt! Was es doch in dieser neuen Zeit für wunderliche Leute giebt!

An den alten Schäfer Gutram hatte sich Jung Walther angeschlossen.

Der Schäfer konnte zwar sonst die Geißen, folglich auch die Geißer nicht leiden, denn er behauptete, die Geißen nagten der Weltkugel nicht blos das Gras und Gesträuch bei Putz und Stingel, sondern auch die Haut ab, und ließen den Schafen nichts übrig. Den weichmüthigen, heiteren Walther aber hatte er lieb, weil er die Weideplätze nicht vorwegs wegnahm, wie es der Luschel hatte gethan; und Walther wieder freute sich an den Schnurren und Possen des Alten, und wenn sie auf dem grünen Rasen hingestreckt lagen, heckten sie mitsammen manch feines Stücklein aus. Ward es schon nicht immer vollführt, so ergötzten sich die Hirten in der Vorstellung desselben, und so gewann ihr Leben einen wenn auch flüchtigen, aber heiteren Inhalt.

Eines Tages, als Jung Walther seine Heerde in das Gewände des Kolber hinangeführt hatte, zwischen dessen Gefelse auf schwarzer Erde ein gar feines Gräslein wuchs, kletterte er — es war ein heißer Julitag — zur schartigen Runse, wo das Wasser niederschoß, und seitwärts, wo es in einem dünnen Schleier vom Felsvorsprung rieselte, kniete er hin und hielt sein Haupt unter das Wasser, daß die Locken mitsammt dem Wasser vorn über das Antlitz herabflossen. Nach dieser Erquickung wollte er wieder seinen Geißen zugehen, da hatte er plötzlich vor sich die Ritterburg. Mit dieser wäre er aber leicht fertig geworden, allein — in einem der Fenster stand das Burgfräulein, und das brachte ihn — wie eine leibhaftige Sirene — auf der Stelle aus Rand und Band. So sehr zitterten ihm die Knie, daß er nur mit Noth niederkam an den Wänden ins Thal. Dort strich er durch Erlen- und Haselnußbüsche hin, bis er den Schäfer Gutram fand, dem

klagte er es: „Heut ist mir was passirt. Das Burgfräulein da oben, das hat mich in Brand gesteckt.“

„Knabe!“ antwortete der Schäfer, „da mußt Du löschen.“

„Mit kühler Erden,“ murmelte Walther sehr niedergeschlagen, „ein Burgfräulein kann der Geißhirt ja nicht haben.“

„Warum denn nicht?“ fragte der Schäfer munter, „gehe hin und nimm sie.“

Walther blickte den Alten eine Weile an. Endlich sagte er: „Du hast recht, Gutram, ich bin ein junger Mensch und sie ist ein junger Mensch, warum sollten wir uns nicht haben! Sie ist ja ihr eigener Herr, ich gehe noch heute hinauf in die Burg und werbe um sie!“

„O Kind!“ rief der Alte, „und willst schon werben! Das mußt Du klüger anstellen. Lieben darf der Hirte wohl das Ritterfräulein, aber werben darf er nicht um sie. Ich denke, einstweilen sollst auch mit dem Lieben genug haben. Zwei Wächter hat sie. Der eine ist nicht gefährlich, der studirt oben in alten Schriften, sucht den Stein der Weisen und will's herausbringen, ob Gott-Sohn auch dann die Welt hätte erlösen können, wenn er als Kürbis auf die Erde gekommen wäre. Der andere Wächter ist auch nicht gefährlich, der will sich häuten und aus einem alten Tatel ein frischer Knabe werden. Den übernehme ich. Mit dem Fräulein mußt Du es abmachen. Aber sachte, Junge, sachte!“

So tief Walther einerseits über sein Schicksal bekümmert war, so machte es ihm andererseits doch Spaß, als Hirtenjunge in ein Schloßfräulein verliebt zu sein. Er fühlte sich wie der Held einer Geschichte, die mit einem tüchtigen Trumpf ausgehen muß — so oder so — aber nicht in den Sand

verlaufen darf, das ist er seiner Hirtenehre schuldig. In alten Zeiten haben die Hirten bei solchen Dingen immer gesiegt, nur schade, daß das Burgfräulein nicht gar eine Königstochter ist!

In einer Engschlucht des Kolber, dort wo der Wassersturz vom Berge nieder in einen tiefen Tümpel fällt, stand ein Dornstrauch. Weil niemals ein Sonnenstrahl darauf fiel, so waren daran immer nur verkümmerte Knospen, schwindsüchtige Blüthen und unentwickelte Fruchtknoten zu sehen gewesen. Daher fiel es dem alten Schäfer auf, als eines Tages am Dornstrauch ein vollerblühtes Röslein prangte.

„Das wundert Dich!" rief Walther, „schaue doch hinauf zur Burg. Vom Erkerfenster kann ihr Blick herableuchten auf den Strauch, das ist mehr als die Sonne."

Darauf wurde verabredet, die Rose dem Fräulein zu übersenden. In der Tasche ein Fläschchen Lebenselixir für den Ritter-Oheim, in der Hand ein Körbchen aus Brombeerlaub geflochten und darin die frischbethaute Rose, so stieg der Schäfer Gutram hinauf zur Burg.

Die Pforte war für den Alten immer offen. „Ich bringe Jugend," rief er dem Oheim zu, der ihm gebückt entgegenhastete, „aber Ihr müßt aus diesem Fläschlein täglich nur einen Tropfen zu Euch nehmen, sonst kommt sie gählings und wirft Euch über den Haufen, mit Verlaub. Ihr müßt erst wieder reiten lernen, gnädiger Herr, ehe Ihr den scharfen Hengsten besteigt."

Der Oheim war zufrieden. Dem Schäfer gelang es hierauf, dem Fräulein Sirene die Rose zu übergeben, wobei er folgende Worte sprach: Gnädigste Jungfrau! Zürnet mir nicht, wenn ich als armseliger Bote des Frühlings zu Euch komme. Tief unten in der finsteren Schlucht steht ein Strauch

und seit Gott der Herr die Welt erschaffen, hat es der Frühling nicht vermocht, einen Sonnenblick darauf zu lenken und eine Rose daran zu entfalten. Nun fiel wohl der Blick Eures Auges auf die Knospe des Strauches und der hat diese Rose entfaltet, denn er ist mehr als die Sonne. So sagte der Frühling, die Rose gehöre Euch, gnädigste Jungfrau, und da ist sie nun."

Das Fräulein Sirene lächelte gnädig und die schalkhafte Rede gefiel ihr. Doch konnte sie nicht denken, daß ihr mitten in der Natur Ueberfluß Jemand eine gewöhnliche Rose zum Geschenk machen wolle.

„Ei, ei," sagte sie, „wie nett! Was man doch heutzutage für hübsche Sachen macht aus Papier und Seide! Wie frisch! Wie weich! Gar zu täuschend! Ich danke Euch, lieber Alter!"

Der Schäfer machte sie noch aufmerksam, daß es keine künstliche, sondern eine natürliche Rose sei.

„Was sagt Ihr da?" versetzte das Fräulein. „Keine künstliche aus Sammt und Seide? Und man wagt es, mir eine gemeine Rose zu schenken, wie sie auf allen Hecken wachsen?" Damit schleuderte sie das rothe Röslein zu Boden und rauschte zornig davon.

Als der Schäfer zum Geißer zurückkehrte, lag dieser im Heidekraut und streckte alle Viere von sich. Der Schäfer schüttelte den Kopf. Jung Walther erhob sich ein wenig, strich die Mähne aus dem Gesicht und fragte: „Nun, wie ist's?"

„Nichts ist's, wenn man den Kopf schüttelt," berichtete der alte Gutram. „Sie hat die Rose zu Boden geworfen, weil sie nicht von Seiden war. Es hat sie gekränkt, daß die Rose echt und gerecht war."

Walther sprang auf und stampfte in den Boden.

„So wärest Du eben einmal weggeworfen worden, schöner Geißer," spottete der Schäfer.

„Daß sie mich weggeworfen hat, erzürnt mich nicht," sagte Walther, „denn sie hebt mich wieder auf. Aber daß in diesem himmlischen Leib eine so jämmerliche Seele wohnt, der eine unechte Blume lieber ist als eine echte, das betrübt mich. Jedoch, Gutram, erinnere Dich einmal d'ran, was ich jetzt sage: Ich werde die arme Seele dieses Burgfräuleins noch auseinanderziehen, wie der Bäcker den verschrumpften Teig. Jetzt ist mir die Sache kein Spaß mehr, ich wage mich ernstlich an dieses verdammt schöne Kind."

„Du mußt erst noch etliche Angeln auswerfen, ehe Du Dich selber stellst," rieth der Schäfer. „Laß Dir sagen: Schicke ihr einen Vogel. Mit derlei schmeichelt man sich bei den Weibern immer ein."

„Wäre nur ein Paradiesvogel schicksam," meinte Jung Walther.

„Bei uns ist schicksam, was Gott bei uns hat wachsen lassen," versetzte der Schäfer, „die Scharlbuben haben einen Zeisig, den haben sie im Jungwald aus dem Nest genommen und singt er allerhand feine Liedeln. Den kaufst und schickst Du der Schönen."

So ward es. Und der alte Schäfer stieg mit dem Käfig hinan zur Burg der hohen Ritter. Schon auf der Schloßbrücke kam ihm der Oheim entgegen, der wollte zornig sein, war aber nur kläglich. „Schäfer," murmelte er und schaute zu Boden, als ob er dort etwas suchen wollte, „Euer Elixir wirkt nicht."

„Wieso?"

„Es wirkt nicht."

„Das wäre mir unerklärlich."

„Es wirkt einmal nicht. Geh' her." Er zerrte den Schäfer in den Winkel hinter der Pforte und flüsterte: „Ich habe gestern eine Maid küssen wollen. Sie hat mich gestreichelt. Ja, gestreichelt, aber zu stark."

Er hielt seine Hand an die Wange, da war es leicht zu verstehen, wie er es meinte.

„Gestrenger Herr," sagte nun der alte Gutram, „das wirkt ja zu heftig. Ihr habt gewiß mehr, als täglich einen Tropfen zu Euch genommen. Alsdann ist's freilich kein Wunder, wenn die Hand der Schönen so scharf angezogen worden ist. Es war in der That, wie Ihr ganz richtig bemerkt habt, ein Streicheln."

„Und ich Dummkopf habe mich zurückgezogen. Was habt Ihr denn da im Käfig?"

„Da im Käfig habe ich einen Vogel, ein gar künstliches Thier."

„Wollet Ihr ihn denn nicht meiner Nichte verehren?" fragte der Oheim, „sie liebt solche Stücke über die Maßen. Vor einem Jahr ist ein Zigeuner gekommen, der hat auch so Sachen gehabt und sie spielen lassen. Eines, das war, glaube ich, eine Nachtigall, hat immerfort: Schöne Sirene! gerufen. Wir haben dem Mann das Zeug abgekauft, und das Fräulein hat sich Tag und Nacht damit ergötzt. Da kam eines Tages ihr Bräutigam, der Ritter von Dreilaufen, der hat den Vogel zertrümmert, weil er das: Schöne Sirene! nicht hat leiden können, der Eifersucht wegen, wenn ich schon alles soll sagen."

„Wird ihr der Bräutigam wohl lieber gewest sein," bemerkte der Schäfer, um für seine Sache etwas zu erfahren.

„Den Laufpaß hat sie ihm gegeben, dem Ritter von Dreilaufen, und hat gemeint, wenn der Herr Ritter glaubt, daß ihm sogar ein hölzerner Vogel bei ihr gefährlich werden

möchte, so müßte an ihm nicht viel sein. — Klug ist sie, meine Nichte, das gnädige Fräulein!"

So schwatzte der Oheim und als Fräulein Sirene vom Vogel hörte, war sie außer sich vor Freude, und als sie das grüngelbe Thierlein hin und her hüpfen sah im Käfig und als sie sein helles Zwitschern vernahm, rief sie: „Der ist noch schöner als der andere! der ist so nett und fein, daß man glauben könnte, er sei lebendig."

„Auf Sprungfedern geht er, nicht wahr?" näselte der Oheim.

„Muß er aufgezogen werden?" fragte das Fräulein, „und habt Ihr ihn selber gemacht, Alter? Und was kostet er denn?"

„Der Wald schickt ihn Euch, gnädiges Fräulein," sagte der Schäfer. „Er war ein todtes Holz, der Wald hat ihm Athem eingeblasen wie den anderen, aber er ist nicht lebendig worden. Da hat der Wald ihm das Wort Sirene eingehaucht, hierauf ist er alsbald lebendig worden und seither singt er ohne Unterlaß."

„Wie?" rief das Fräulein, „lebendig ist er worden? Und es wäre nur ein gewöhnlicher Waldvogel? Pfui!"

Tief bekümmert kam der alte Schäfer zurück zum jungen Geißer.

„Sie hat den Vogel nicht genommen?" fragte Walther.

„Sie hat ihn verschmäht, weil er nicht von Holz ist und künstlich singt, sondern weil er echt und gerecht ist."

Jung Walther schwieg. Der Vogel sang. Er sang, bis die Sonne über ging, dann setzte er sich zur Ruhe. Walther sagte nun aber: „Na warte, Du schönes Fräulein, wenn Dir das Echte und Gerechte nicht genehm ist, ich will Dir was aufspielen, und das soll Dir künstlich und falsch genug sein."

Nun verging eine geraume Zeit. Auf der Burg am Kolber war es recht langweilig. Der Ritter-Oheim wurde nicht jünger, aber von Tag zu Tag kindischer, und der Burgcaplan gerieth immer mehr in Zwiespalt mit seinem gelehrten Problem. Ganze Nächte lang kauerte er bei seiner Lampe und sann und grübelte und härmte sich ab über den alten Pergamenten.

Da waren nach langem und tiefem Studium zwei Lösungen herausgekommen. Die eine lautete: Gott hätte die Welt erlöst, auch wenn er als Kohlrübe erschienen wäre, denn bei Gott ist alles möglich, folglich auch die Verwandlung in jeden beliebigen Gegenstand. — Die andere lautete: Wenn Gott auch als Kohlrübe die Welt hätte erlösen können, warum ist er Mensch geworden und hat den Tod gelitten? Da er dies gethan, so muß die ewige Heilwirkung durch die Kohlrübe nicht möglich gewesen sein. — Der Burgcaplan härmte sich ab.

Aber auch in das junge Leben des Fräuleins Isanthe, oder Sirene, wie sie sich lieber nannte, war Unruhe gekommen. Die Verwaltung ihrer Burg und Güter machte ihr wenig Sorge, dafür war der Wirthschaftswart da. Nöthig erwies sich die Anwerbung neuer Knappen zur Besatzung der Feste, sowie die Bildung eines frischen Fähnleins, denn der Zeiten Unruh hallte manchmal unheimlich durch das Alpenthal. Aber um all das kümmerte sich Fräulein Sirene, die Herrin, nicht. Was Anderes war. Das Fräulein hatte in Erfahrung gebracht, daß im Thale ein unvergleichlich schöner Hirt lebe, der ganz unvergleichlich verliebt sei in das Burgfräulein Sirene. Er habe ihr zu Ehren Lieder gedichtet, woran die Anfangsbuchstaben der Zeilen ihren Namen bildeten. Ja, er habe die schönsten Thiere seiner Heerde nach den Buchstaben

benannt, die im Wort Sirene vorkämen, und diese seine Lieblingsthiere locke er täglich unzähligemal an sich heran und füttere sie mit Leckerbissen. Da wurde sie zornig. Ein Ziegenhirt wagt es, in sie, die Edle der hohen Ritter, verliebt zu sein? Sie weinte vor Zorn — es war aber ein Weinen vor Herzeleid, und das wollte sie sich nicht gestehen.

Eines Tages fragte Jung Walther seinen Freund Gutram: „Du sagst, die Söhne des Bauers am Bach wären von den böhmischen Schlachtfeldern heimgekehrt?"

„So habe ich gehört. Ich glaube, daß sie davongelaufen sind."

„Und sie hätten die werthvolle Rüstung eines Fürsten als Beute mitgebracht!"

„Auch eine fürnehme Gewandung aus Sammt und Seiden, gestickt mit Gold und Geschmeiden. Halten es aber heimlich und haben recht. Hohe Herren, die so was heimbringen, nennt man Helden, arme Schlucker heißen Räuber."

„Die Gewandung ist gewiß recht gut erhalten."

Der Schäfer schüttelte den Kopf. So verliebt sein und sich um gestohlenes Zeug kümmern!

Jung Walther hat jedoch von diesem Gegenstand nicht sobald abgelassen. —

An einem der nächsten Tage führte der Geißer seine Heerde auf weiten Umwegen empor zu den Höhen des Kolber. Am Rande des Schnees giebt es ein zwar kurzes, aber köstliches Gras. Und Walther stieg hinaus auf die schroffe Felszinne und schaute hinab in die weite Welt und schaute hinab auf das graue Dach der Ritterburg, das tief unten, scheinbar am Thalrande, wie ein winziges Steinplättlein dalag zwischen anderen Steinen. Wenn man jenes graue Steinchen aufheben könnte, so würde ein Käferlein erschrocken

davonrieseln. Und das Käferlein müßte man einfangen in die hohle Hand und es ein wenig necken und es ein wenig herzen ....

„Sirene!“ rief er laut in die Luft hin, „gestrenges gnädiges Fräulein in der Burg der hohen Ritter, wie bin ich jetzt höher als Du!“ —

Im Frühherbst war's desselben Jahres. Vom Thale sah man nicht mehr hinauf zur Kolberburg, denn der Berg hatte seine Nebelhaube herabgezogen weit über die Stirn. Eines trüben Abends konnte der alte Schäfer Gutram auf seiner Thalweide hören, wie oben die Schloßbrücke niederrasselte. Er schmunzelte ein wenig, dann kniete er vor eine Wegsäule hin, an welcher ein Muttergottesbild hing. Die heilige Jungfrau möchte machen, daß Jedem das Seine werde: wer getäuscht sein wolle, dem die Täuschung, wer geliebt sein wolle, dem die Liebe.

In der Burg der hohen Ritter war zur selbigen Stunde ein seltsamer Gast angekommen. Ein Flüchtling aus den kriegerischen Gegenden hatte Schutz im entlegenen Alpenthale gesucht. Ein junger Rittersmann, das Roß habe man ihm unter dem Leibe todtgeschossen, er sei entkommen mit Noth und Gefahr, wäre tagelang in den Wäldern umgestrichen, habe von wilden Früchten sich ernährt, habe sich auch keiner Burg zu nahen gewagt, aber die hohe Feste an diesem Berge, die so weltfern und friedsam daliege, habe ihm Vertrauen eingeflößt. Er bitte um Gastfreundschaft für etliche Tage, um sich für seine noch weite Reise, er wolle nach dem heiligen Land, ein wenig zu erholen.

Das hatte der Fremde in bescheidener Art der jungen Herrin vorgetragen. Fräulein Sirene wußte kaum, wie ihr geschah. Das zart aufgetragene Weiß in ihrem Gesichtlein

vermochte die Flammen nicht ganz zu decken, die jetzt auf ihren Wangen leuchteten. Der Fremde war jung und hatte vornehme Manieren und seine Rüstung verrieth hohe Abkunft, die er zu verbergen bemühte.

Die Gastfreundschaft wurde ihm mit vieler Höflichkeit gewährt. Ein prunkhaftes Gemach im vordersten Erker, anstoßend an den Rittersaal, ward ihm angewiesen, ein betagtes Dienerpaar ward ihm zugetheilt. Der Fremde ließ sich sofort nieder auf ein Ruhebett und streckte und reckte sich, und wie weit er sich auch auseinanderthun mochte, immer noch konnte er die prächtigen Räume nicht ausfüllen, denen er jetzt gebot. Dann erhob er sich und machte mit Hilfe des großen Metallspiegels den feinen Anzug und die Locken zurecht nach höfischer Art, hernach ging er an ein Fenster und blickte zufrieden hinab in die dämmernde Tiefe. Sein Zustand, sowie der Empfang von dem Burgfräulein und ihre Erscheinung schienen dem Gaste in hohem Grade zu behagen. Er war auch sofort bereit, als man ihn zum Abendmahl rief.

Beim Abendmahl saß zu seiner Linken der Ritter-Oheim und ihm gegenüber das Schloßfräulein. Der Oheim trank den Humpen Weines zweimal leer, dabei machte er mancherlei jugendliche Scherze und drehte mit den Fingern zwei Spitzen an seinem spärlichen Schnurrbart. Als diese Spitzchen leidlich geschärft aufwärts standen, legte er sich in den Lehnstuhl zurück und schlummerte ein. Dieses Ereigniß brachte sowohl den Fremden als auch das Fräulein nachgerade aus der Fassung.

Vor Allem hatte sich Letztere rasch erhoben, so war auch er aufgesprungen.

„Ihr jagt mich frühzeitig in die Einsamkeit meines Gemaches zurück," sagte er, „und ich werde dieselbe benutzen,

um über die Vergänglichkeit der menschlichen Macht und des irdischen Glückes nachzudenken."

Hierauf sagte das Fräulein, aber ohne den Fremden anzusehen: „Es scheint, Ihr habt viel gelitten und verloren."

„Gnädige Jungfrau," sprach nun der Fremde, „als der Mond das letztemal voll war, schien er nieder auf mein schönes, friedliches Land, auf meine glücklichen Unterthanen. Wenn ich auszog, begleitete mich ein frohes Gefolge, Blumen waren gestreut auf meinen Wegen, aus grünem Reisig waren Pforten geflochten über meinem Haupte; Musik, Gesang und Jubel rings um mich; wenn ich heimkehrte, läuteten die Glocken meiner Dörfer, und die schöne Welt war mein, so weit ich blicken konnte."

„Und das alles ist verloren!" rief das Fräulein.

„Das alles und noch mehr," sagte der Fremde traurig, „meine Familie."

„Weib und Kind!" stieß Fräulein Sirene hervor.

„Habe ich gottlob noch nicht besessen."

Sie athmete auf und sank auf ihren Sessel zurück.

„Prinz," sagte sie und winkte mit großer Anmuth, daß er wieder Platz nehme. Er that es, ohne ihre Ansprache zu berichtigen, da wußte sie, mit wem sie es zu thun hatte.

„Ich habe einen Burgcaplan," versetzte nun das Fräulein, „ein würdiger, gelehrter Mann, der meint, zum Ertragen großer Freuden und großer Leiden solle sich der Mensch immer einen Gefährten suchen. Dieser Rath paßt auch für Eure Hoheit."

Der Fremde stand auf, hielt die beiden Arme hin und sagte mit leiser zitternder Stimme: „Wollt Ihr mein Gefährte sein?"

Im selben Augenblicke war draußen ein mächtiges Gepolter, die Thür flog auf, der Caplan stürzte herein mit leuchtendem Gesicht: „Gnädiges Fräulein! Verzeihung! Endlich! Endlich habe ich es gefunden. Weil Eva in eine Baumfrucht gebissen hat, so mußte die Menschheit durch den Baum des Kreuzes erlöst werden, und weil man eine Kohlrübe nicht kreuzigen kann, so mußte Gottes Sohn die Gestalt des Menschen annehmen. So und nicht anders! Ich bitte nochmals um Verzeihung, aber meine Freude ist zu groß."

„Es ist gut," sagte das Burgfräulein, „ich beglückwünsche Euch. Nun geht zu Bette, möglicherweise bedarf ich Euer morgen zur zeitlichen Stunde."

Und wozu bedurfte sie seiner am nächsten Morgen zur zeitlichen Stunde? Um sich mit ihrem jungen Gaste vom Burgcaplan das heilige Sacrament der Ehe reichen zu lassen.

Der Burgcaplan that es schmunzelnd und als er die Hände des Paares aufeinanderlegte, flüsterte er: „Eure Herrlichkeit! Der Stein der Weisen!" —

Man wundere sich nicht über der süßen Angelegenheit raschen Verlauf. Wenn es stets nach dem Willen der Liebesleute ginge, vollzöge sich's schier allemal so rasch als dazumal, wo die außerordentliche Zeit und die Verhältnisse volle Selbstverfügung des Brautpaars ermöglichten. Die Feste konnten ganz wohl erst nachher folgen, bis die Herzen ein wenig geruhigt dazu aufgelegt sein würden.

Am dritten Tage nach der Trauung, als schräg die Bergwand hernieder wieder die liebe Sonne ihre Strahlen warf, als das junge Ehepaar die Arme sich gegenseitig um den Nacken schlingend am offenen Fenster stand, sagte Frau Isanthe — denn bei diesem Namen rief sie ihr Gemahl — mit etwas zögernder Stimme: „Du hast mir in diesen Tagen

so viel Liebes gesagt und gethan, mein Theurer, daß ich mich wundere, warum Du mir kein Lob erwiesen hast darüber, daß ich im Stande bin, die weibliche Neugierde so lange zu bezähmen und Dich nicht zu fragen nach Deinem fürstlichen Namen."

„Ich hielt eine solche Bezähmung für unmöglich," antwortete er, „und schloß aus Deinem Schweigen, daß Du Namen und Herkunft Deines Erwählten ja kennen müßtest?"

„Ich weiß nur, daß Du ein Prinz bist," sagte sie.

„Wenn Du das glaubtest, meine süße Isanthe, so wärest Du in einem großen Irrthum," versetzte er, „ich bin durchaus kein Prinz, sondern ich bin meines Standes der Geißhirt der drei Dörfer, die dort unten im Thale liegen."

Sie fuhr wie ein Kreisel im Zimmer umher und nannte ihn einen Betrüger, der sie in ihrem Wahne belassen und bestärkt habe.

Er fing die Empörte ein, drückte ihr Köpfchen fest an seine Brust und sagte: „Das habe ich Dir zu Liebe gethan, Isanthe. Du wolltest nichts Echtes. Ich habe Dir eine Rose geschickt, Du hast sie hingeworfen, weil sie eine echte Rose war und nicht eine falsche. Ich habe Dir einen Vogel gesandt, Du hast ihn nicht angenommen, weil er ein wirklicher Vogel war und kein künstlicher. So habe ich gedacht: Wenn der schönen Jungfrau das Unechte und Falsche so viel Freude macht, so wollen wir ihr einen falschen Prinzen schicken. Und den hat sie auch genommen. Aber dessen mag sie gewiß sein: Wenn der Prinz auch falsch war, der Mensch und Gemahl wird doch treu sein und sein liebes Weib ehren und glücklich machen."

Er wollte einen Kuß auf ihre Wangen drücken, aber über dieselben rannen salzige Thränen: „Du hast mich be-

logen!" schluchzte die Bedauernswerthe, „als Du von Deinem Hofstaat sprachest."

„Da irrst Du wieder, meine Liebe," antwortete er, „von meinem Hofstaat habe ich nicht gesprochen. Ich sprach von meinem Land, dessen Schönheit mein ist, so weit ich blicken kann; da unten liegt es und seine Pracht kann meinen Augen Niemand nehmen. Ich habe glückliche Unterthanen, ein munteres Gefolge, das mich begleitet, wenn ich ausziehe und wenn ich heimkehre; das ist meine Heerde. Auf meinen Wegen, Matten und Wiesen, hat die Natur Blumen gestreut, über meinem Haupte hat der Wald grüne Pforten gebaut. Hörnerschall und Vogelsang umklingen und umjubeln mich jeden Tag, und wenn ich heimkehre, so ist es stets um die Zeit, wenn die Abendglocken läuten. Was ich vom Kriege und meiner Flucht erzählt, es ist mein persönliches Schicksal. Ich habe die Wahrheit gesagt."

„Und dieses Kleid?" fragte die junge Frau, an seiner fürnehmen Gewandung zupfend.

„Dieses Kleid ist an mir das einzig Falsche," antwortete Jung Walther, „aber ein Kleid läßt sich zum Glück ausziehen und ich thue es, sobald ich davon überzeugt bin, daß Du von nun an das Echte lieber haben wirst als das Falsche. Erkennst Du mich als den Herrn dieser Burg, so wie Du mich als den Herrn Deines Herzens anerkannt hast, so hülle ich mich in die Rüstung Deiner edlen Vorfahren, und werde diese Burg und was ihr zusteht, redlich verwalten; ziehst Du es vor, mit mir auf die grünen Matten niederzusteigen zu meinen Dörfern und Unterthanen, so werden sie Dich gern als ihre liebwerthe Frau Geißerin anerkennen. Es steht in Deinem Belieben."

Auf das versetzte sie rasch: „Wenn mir mein Gemahl alles so leicht machen wird als diese Wahl, dann werde ich doch zufrieden sein."

„Also steigen wir hinab?" fragte der Schalk.

Eine Stunde später schritt Walther, der Geißer, in der Rüstung der hohen Ritter klirrend durch den Rittersaal.

Das erste Jahr war noch lange nicht um, als der alte Schäfer Gutram in die Kolberburg berufen wurde zur Taufe des neuerschienenen Söhnleins. Im Ceremoniensaal hockte auch schon der Ritter-Oheim, eingeschrumpft und gelb wie eine Mumie, mit blöden Augen und zahnlosem Munde.

„Aha," lallte er, als er den Schäfer sah, „da ist der Schelm, der mir die Jugend versprochen hat. Wo ist sie denn? he?"

„Hier," sagte der Schäfer und deutete auf das Kind.

* * *

So ist das Ende der Geschichte vom Geißer und dem Burgfräulein, die der Erzähler im Sagenkreis des Volkes stückweise aufgelesen und nach bestem Können zusammengekittet hat. Die zerbröckelte Burg an den Wänden des Kolber kann man nicht mehr so zusammenkitten. Die hohen Ritter waren bald vergessen, in der Felsenburg entwickelte sich ein harmloseres Geschlecht, das sich allmählich im Lande zerstreut und manches Gute für die Menschen gewirkt hat. Der Letzte dieses Geschlechts ist erst vor sechzig Jahren zu Linz an der Donau gestorben.

# Die Ueberläufer.

Da oben auf der hohen Veitsch sah es vor zweihundert Jahren gerade so aus wie heute. Dieselben Felswände, dieselben Rosen, dieselben Matten und dieselben Menschen in den Schwaighütten. Genau dieselben wie heute eigentlich wohl nicht, aber aufs Haar dieselbe Gattung an Fleisch und Blut, an Himmelsträumen und irdischer Lust.

Daß heute das Touristenhaus oben steht, ist zufällig, wie der Junischnee an den Wänden. Heute ringen sie ganz wacker, die Thalsöhne mit den Berggeistern, es kommt nur darauf an, wer es länger treiben wird, diese mit ihrem Eis und ihren Stürmen, jene mit ihren touristischen Passionen und ihrem Gelde. Länger Hütten bauen auf den hohen Bergen wird das Hirtenvolk; das stellt sein kleines Haus nicht übermüthig auf die steinischen Höhen, sondern duckt es in weichere Mulden und unter schützende Wände, und ist es nach zehn Wintern zerstört, so baut es von neuem, baut mit derselben Naturnothwendigkeit wie der Falke das Nest, und das Hirtenvolk werden die Alpengeister nimmer ausrotten, eher nehmen

sie das seit Jahrhunderten angestammte Geschlecht in ihren Schutz.

So auch an jenem Tage vor mehr als zweihundert Jahren. Unten im Thale von Neuberg gab es wilde Geschichten. Dort zankten sich die Leute wieder einmal um den Himmel. Es war der lutherische Glaube ins Land gekommen, und weil das Cisterzienserstift sah, die Irrgläubigen wären nicht zu bekehren, so erheischte es die Nothwendigkeit, sie aus dem Lande zu jagen. Denn daß der Katholik und der Protestant friedlich nebeneinander wohnten wie heute, davon konnte in jenen Zeiten keine Rede sein.

„Laßt mich in Frieden!" rief der Stammhans in Altenberg, da sie ihm das Haus über den Kopf anzuzünden drohten, wenn er nicht davongehe.

„Nein!" schrien sie, „wir lassen Dich nicht in Frieden — Ueberläufer! Antichrist! Lutheraner! Heide! Denk' an Deine arme Seel'!"

„Was geht Euch meine Seel' an? Ihr habt Jeder die Eure. Bis ich Euch Unrechts thue, mögt Ihr mich verjagen, eher nicht."

„Du thust uns Unrechts!" sagte einer der Aeltesten von Neuberg, „wärest ein Fünfziger, wir wollten's gut sein lassen, alte Wölfe sind nicht so gefährlich, wie junge, und den Geier muß man packen, ehe die Brutzeit kommt."

„Ich verstehe Dich wohl, Du fürsichtiger Bandelkramer von Neuberg, Du meinst, ich wollt' die Lutherischen vermehren zu Altenberg. Das beste Mittel dagegen, Männer und Väter, wenn Ihr mir Eure Töchter versagt."

Damit machte es der Stammhans aber nicht besser. Die Neuberger Bauern und Bürger haben ihre Töchter nicht, um sie den jungen hausgesessenen Burschen zu versagen. Die

Rotte zog eilends ab, aber im Schindeldach knatterte schon das Feuer.

Der Hans ging hin auf den Felsbühel und schaute zu, wie das Haus seiner Väter vor ihm niederbrannte.

„Und zu diesem Glauben soll ich zurückkehren!" murmelte er, „zu diesem, der die Häuser niederbrennt!"

„Und die Lutherischen ins Feuer wirft," brüllte in seiner nächsten Nähe ein fanatischer rothhaariger Geselle und warf sich auf den jungen Mann, um ihn über die Wand zu stürzen. Sie rangen, daß der Boden dröhnte unter ihren Füßen; kein Wort, nur das Schnoben und Knirschen der Zähne. Endlich, da sich der Rothhaarige hart am Rande des Felsens sah, rief er die Mutter Gottes und die Heiligen an. Wen aber sollte in solcher Todesnoth der Lutherische anrufen, der die Macht der Heiligen und die Fürbitte der Mutter Gottes verleugnet und verscherzt hatte? Seine letzte persönliche Kraft rief er an und schleuderte den Feind über den Rand hinaus. „Oho!" ächzte dieser, riß ihn mit und Beide stürzten in die Tiefe.

Der Hans, der auf den Rothen gefallen war, raffte sich empor und eilte davon. Der Andere blieb liegen und jammerte um der heiligen Dreifaltigkeit willen nach der letzten Oelung.

Der Hans kehrte zu ihm zurück und rief zornig: „Ins Gesicht wollt' ich Dir noch ein Paar geben darob, das ich Deinetweg zum Mörder worden bin! Und haben uns voreh unser Lebtag nichts Schlimmes gethan. Dieser Glaubensstreit, dieser höllverfluchte! Als ob nicht der gleiche Herrgott über uns wär'! — Hast Dir recht weh gethan, armer Teufel!"

„Ich hab' genug," stöhnte der Rothhaarige und an seinen Mundwinkeln floß Blut heraus.

„Kannst nicht aufstehen?" sagte der Hans in fast zärtlichem Tone und suchte ihn zu heben und zu stützen, „versuch's, ich will Dich heimführen. Du kannst nicht. So will ich Dir Moos unter's Haupt legen. — Mußt nicht, mußt nicht!" redete er dem Wimmernden zu, „es wird wieder gut. Da ist mein Rock, ich hüll' Dich warm ein. So. Und jetzt eile ich nach Neuberg und hole einen Arzt."

„Einen Geistlichen!" stöhnte der Sterbende.

„Er wird kommen. Sei getröstet!" Der Hans eilte über die Höhe gen Neuberg, der Andere blieb am Felsen liegen und der Rauch des in sich zusammenfallenden Hauses strich über seinen Leib.

Der Hans kam an das Stift, konnte aber seine Sache nicht ausrichten. Im Orte hetzten mehrere Dorfleute Hunde auf ihn, und als er mit seinem Griesbeil einer klaffenden Bestie den Schädel einschlug, verfolgte ihn die Meute mit wilden Drohungen. Er floh hinein gegen die Felsenschluchten des Kar'l und Tirol. In der Schlucht, genannt Tirol, hatten sich auch Männer zusammengethan und Rathes gepflogen, wie dem Ueberhandnehmen des Lutherthums zu steuern wäre. Man kam sogar auf die gewaltsame Ausrottung desselben und um der geplanten steierischen Bartholomäusnacht den christlichen Mantel umzuhängen, hieß es: Besser, ein paar Dutzend Abtrünnige sterben, als wenn die Seelen der ganzen Gegend für Zeit und Ewigkeit Schaden nehmen.

Der Hans wäre ihnen schlimm ins Garn gelaufen; noch rechtzeitig gewahrte er die Gefahr und wendete — verscheucht wie ein Reh — sich der Mürzschlucht entlang gegen das Hochgebirge der Veitsch.

Es war der Vorabend des Frauentages im August. Die schon Feiertag im Herzen hatten, denen lag die Feier-

tagsstimmung auch in der schwülen Luft. Der Stammhans sah keinen Feiertagsschein, und wie er nun hinaufkam auf die ersten kahlen Höhen, und hinausschaute, da fiel es ihm auf, wie wild und wüst eigentlich diese Gegend war. Ueber der Rax hatten sich Wolkenbänke niedergesenkt. Die Felsen der Schneealpe, die gewaltigen Wände des Rauhenstein, des Hirschegg, des Waxegg starrten wie drohend auf ihn herüber. Die Berge des Mürzthales standen in scharfen Schatten. Dem Burschen war ums Rasten. Die Flechten knisterten, da er sich auf den Boden warf, als wäre er auch ihnen nicht recht. — Der graue Hauch, der dort im Thale von Altenberg hingedrückt liegt auf den Wiesen, dieser Hauch ist alles, was übriggeblieben von seiner Wohnstätte. Wo wird er in der nächsten Nacht schlafen? Sie ist nicht mehr weit und über den Bergen wälzen sich Wuchten von Nebel her und die Wände unter ihnen sind finsterblau und finsterblau alle Schatten, die über Wald und Weiden liegen. — Die Dämmerung des Abends konnte das noch nicht sein. Ein heiseres Brausen in dem allerwärts niedersinkenden Gewölke deutete bald, was es war. Und als nun von den Hängen der Veitsch her die ungeheuren Ballen der Nebel sich heranwälzten, vor sich herfegend in den winselnden Gezirmen und den Sand aufstäubend am Boden, da erst sah sich der Hans nach einem Obdach um. Um einen Kamm biegend lagen vor ihm die Veitscher Schwaighütten, aber als er sie laufend erreicht, knatterten an ihnen schon die Bretter vor dem anbrausenden Sturm, der ihn selbst an eine Wand schleuderte. Derb rüttelte er an den Thüren der Hütten, der Ställe. Alles verschlossen, die Hirtinnen hatten in diesem Jahr einer Seuche wegen ihre Heerden vorzeitig zu Thale getrieben. Eben wollte der Hans ein Dachbrett losreißen, um sich bergen zu können, da hörte

er das Klingen einer Kuhschelle. Er eilte durch sausende Schloßen dem Baue zu, der am oberen Ende der Hüttengruppe stand und aus dem das Klingen kam, und sah nun im Fenster auch Lichtschein. Mit einem Sprung stand er im Stalle bei den Rindern, von demselben ging eine offene Thür ins Gelaß der Schwaigerin. Dort auf dem Bretterschragen brannte eine rothe Kerze vor einem geschnitzten Muttergottesstaturlein, und vor dem Schragen kniete ein Mädchen. Dem Burschen zitterten in diesem Augenblicke die Knie, und er sah doch nicht ihr Gesicht, das der Thür abgewendet war, er sah nur ihren bloßen Nacken, über den zwei goldene Haarflechten niedergingen, und er sah ihre bloßen Arme. Die Ellbogen aufs Brett gestützt faltete sie die Hände und betete laut; er konnte aber vor dem Tosen des Windes draußen und vor dem Knattern des Eises auf dem Dach die Worte nicht verstehen. Plötzlich zuckte es auf, als ob ein Schuber vor den schüttenden Himmel geschoben worden wäre. Das Mädchen betete: „Verlaß mich nicht, o seligste Mutter Maria! Ganz allein auf hohem Birg habe ich keine Zuflucht als Dich, steh' mir bei zu dieser Stund'! Böse Geister fahren in den Lüften, ich höre winseln arme Seelen und die höllischen Feinde werfen ihnen Feuerbrände nach. Ich vergehe vor Angst, und sündig bin ich, sündig! O ihr meine verstorbenen Vater und Mutter, bittet für mich bei Gott! O heiliger Donatus, bitte für mich! O heiliger Florian, bitte für mich! Von allen Menschen bin ich weit auf diesem Birg, o meine heilige Namenspatronin Maria Magdalena, steh' mir bei! O heiliger Schutzengel!"

„Allein bist Du nicht und sollst Dich auch nicht fürchten," sagte der Bursche und stand an Hemdärmeln triefend in der Kammer.

Das Mädchen that einen Freudenschrei — ein Mensch war bei ihr, sie sank ihm an die Brust. Dort lag sie freilich nicht lange, sie besann sich, daß ihr der Mann ganz fremd war. Sie sprang hinaus zu den Rindern und barg ihr Angesicht an den Hals einer braunen Kuh. Draußen begann es von neuem, als ob sie Steine würfen an die Wand und auf das Hüttendach. Die Rinder brüllten, das Kerzenlicht flackerte und die grellen Blitze, die zu dem einen Fensterlein hereinloderten, drohten es zu ersticken.

Den Stammhans hatte ein Blitz getroffen — der ihres Auges, der ihrer Schönheit. Er hat gewiß nicht erwogen, worin die Schönheit lag, ihr vorwurfsvoller, scheuer, milder Blick drang ihm ins Herz, das bange Wogen ihres jungen Busens, das ängstliche Zucken ihrer vollen rothen Lippen machte ihn ganz verwirrt. — Endlich setzte er sich auf die Bank nahe an der Stelle, wo das Mädchen kauerte und ihr Gesicht verbarg am Rind. — „Sie haben gesagt, in diesem Sommer käme nichts mehr," klagte sie halbleise dem Thier. „Es ist ganz gewiß ein gehextes Wetter."

Diese Klage eines Kindes brachte den Burschen wieder zu sich selbst. Er fühlte sich überlegen, er gewann seinen Humor.

„Verhext!" sagte er, „wenn das ist, so wollen wir's untertauchen. Mit dem Herrgott wollt' ich mich nicht messen, aber mit dem Teufel wage ich's. — Hörst Du, es wird besser, die größten Brocken haben sie schon verschleudert, jetzt haben sie nur mehr Sand."

„Wenn's nur nicht so gottssträflich himmlitzen (blitzen) thät!" meinte die junge Schwaigerin.

„Sie müssen Licht haben, daß sie uns kein Fenster einwerfen."

„Um Gotteswillen, thu' nicht spötteln! Wenn uns der Donner derschlagt!"

„Der derschlagt uns nicht, Magdalena."

„Wie kennst mich denn? Bist doch ein wildfremder Mensch?"

„Deine Namenspatronin hat Dich verrathen."

„So!" antwortete sie etwas wohlgemuther, „wenn Du solche Bekanntschaften hast, will ich mich gleichwohl nicht fürchten vor Dir. Wer bist Du denn?"

„Ich bin ein Bauer aus Altenberg."

„Gar aus Altenberg! Und wieso kommst Du jetzt auf die Alm herauf?"

„Wie sich das halt manchmal so schickt," war seine Antwort. „Ich will Dir's wohl sagen: Mir ist heute mein Haus niedergebrannt und da bin ich fort."

Jetzt ließ sie von der Kuh ab und rückte näher an den Burschen, der ohne Rock und Hut dahergekommen war. Jetzt fiel ihr sein gutes trauriges Angesicht auf.

Das Gewitter hatte sich vertobt, nur der Regen goß, und wie es nach langer Trockenheit zu sein pflegt, troff es von allen Fugen nieder in die Hütte, daß die beiden Leute enger zusammenrücken mußten, um nicht unter Dach noch naß zu werden.

„Was Du voreh gesagt hast," versetzte jetzt Magdalena zutraulicher, „das wird leicht doch nicht wahr sein."

„Ich glaube nicht, daß ich auf die Alm gegangen bin, um Dir was vorzulügen," sagte er.

„Warum bist denn heraufgegangen?"

„Weil ich nicht betteln mag unten vor der Thür solcher Leute, die das Almosen nicht geben den Armen zu Lieb."

„Wozu giebt man's denn sonst?"

„Um damit den Himmel zu kaufen," war seine Antwort. „Der Himmel, der Himmel, das ist ihr beständiges Gewinsel. Daß sie den Herrgott dazu brauchen, ist schlimm genug für sie. Den Teufel möchten sie lieber, wenn er nur ein klein Bissel Himmel hätt'."

„Heilige Maria-Zell, Du redest wie ein Lutherischer!" schrie das Mädchen.

„Nachher ist es ganz in Ordnung," versetzte er. „Die unten haben gethan, wie die Katholischen. — Ich habe es nicht vermeint, daß ich es heut' noch wem sollt' sagen, warum ich fort bin zu Altenberg, warum ich umirr' wie ein Thier in der Wildnuß. Dich habe ich wollen um Obdach bitten für diese Nacht, aber Dich mag ich nicht betrügen. Ich geh' schon wieder fort, wenn Du Angst hast vor einem Lutherischen, dem sie das Haus verbrannt haben, den sie verjagt haben."

Das Mädchen schwieg. Sie blieb kauern auf dem Milchzuber und verdeckte ihr Gesicht mit den Händen, als wolle sie die Augen noch hüten vor den Blitzen, die doch nur mehr matt hereinzuckten zum Fenster.

„Mir ist es gleich nicht recht vorgekommen," sagte sie endlich zu sich selber, „wie er so steht vor mir — mir ist es gleich nicht recht vorgekommen."

Dann schwieg sie wieder. Tiefer und tiefer sank ihr Haupt gegen den Schoß nieder und sachte hub sie zu weinen an.

Er erhob sich und sagte dumpf: „Ich will gehen, das Gewitter ist vorbei."

Da fuhr sie zornig auf: „Wo willst denn hin auf wildem Birg in der Nacht? Abwalgen in den Wänden. Und mir's aufs Gewissen wälzen. — Ich habe mich nahst' Samstag vor einem Katholischen erwehrt, ich fürchte auch den Lutherischen nicht."

„Es stehen genug leere Hütten da,“ sagte er.

„Weil die Veitscher der Klauenseuche wegen abgetrieben haben. Die meinigen,“ sie deutete auf die Kühe, „haben es überstanden. Ich will Dir den Schlüssel zu der Pfalzerhütten geben. Ehevor ißt einen Löffel Suppen.“

Sie begann auf dem armseligen Herde Milch zu kochen; er hatte sich auf der Thürschwelle niedergesetzt und schaute ihr zu. Und schüttelte den Kopf und trocknete sich mit dem Hemdärmel die Stirne und schaute ihr zu.

Als sie fertig war und den Tisch gedeckt hatte mit einem weißen Tüchlein und von der Wandleiste zwei Holzlöffel herabgelangt, dieselben mit dem Tuche sorgfältig abgerieben und an die Suppenschüssel gelegt hatte — den einen an der Ecke des Hausaltares, den anderen gegenüber — sagte sie: „Jetzt geh' her, Altenberger, oder wie Du sonst heißt.“

„Hans heiße ich,“ antwortete er und setzte sich auf ihren Wink unter den Hausaltar — auf den Ehrenplatz.

Sie schnitt noch Haferbrot in die dampfende Suppe, dann aßen sie gemeinsam aus der Schüssel; dabei ging es still genug her. Als sie den Löffel weggelegt hatte und noch eine Weile sinnend dagesessen war, sagte sie plötzlich: „Du bist ja doch gewiß ein Dasiger?“

„Wohl, wohl. Aber mein Vater — Gott habe ihn selig! — ist aus dem Naßwald herüber gekommen,“ so antwortete Hans.

„Ist der auch schon lutherisch gewesen?“

Hans verneinte es mit einem Neigen des Hauptes.

„Freilich nicht,“ verbesserte sie sich, „der Brauch ist erst neuzeit aufkommen unten im Neubergerthal. Im Zellerischen drin sollen sie auch schon sein.“ — Jetzt legte sie die Hände

zusammen, blickte dem Burschen traurig ins Gesicht und sagte: „Wie Dir nur so was hat einfallen können!“

Auf das antwortete Hans: „Es ist kein Brauch und es ist kein Einfall. Wochenlang hab' ich kein Auge zugemacht in der Nacht, hab' nichts als simulirt und gebetet. — Es ist halt doch einmal ein Unglück, wenn man das Bücherlesen lernt, ich habe mein Lebtag davon nur Pein gehabt. Es stimmt nicht auf der Welt, sage ich Dir, es stimmt nicht. So bin ich ins Simuliren kommen, allein bin ich auch gewesen und wie ich allerlei sehe, das mir nicht gefällt, und nachdenk' und nichts als nachdenk', so schreit's halt alleweil lauter in mir: Anders soll's sein! Anders muß es werden! Und wie sie sich einschreiben lassen, mehr und immer mehr, auch Nachbarn dabei, und mir Bücher und Geschriften bringen, und die Bibel, die Luther übersetzt hat, und wie ich jetzt versteh', was drinnen steht, da ist's mir just gewesen, als wie wenn mir über mein altes Kinderchristenthum wieder die Sonne aufginge, nicht anders, Magdalena! Da ist nichts Neues, nichts Fremdes, das schraubt Dir den Kopf nicht alleweil hin gen Rom, wo Du nichts zu machen weißt; das thut die Thür auf schnurgerade ins heilige Land, wo unser Heiland gelebt hat, Wunder gewirkt hat und für uns gestorben ist. — So ist in der Pfingstsonntagnacht mein Vater zu mir gekommen, ist lang an meinem Bett gestanden, die Hände auf der Brust, just wie wir ihn vor einem Jahr in die Truhen gelegt haben, und hat dreimal mit dem Kopf: ja gedeutet. Jetzt hat mir keine Wahl mehr weh gethan — bin am heiligen Pfingstsonntag ins Radwerk hinaus, wo sie zusammenkommen, bin evangelisch worden.“

Nach einer Weile entgegnete Magdalena mit leiser, fast zitternder Stimme: „Hans, ich hätt's nicht gethan. Das

Lateinische in der Kirche hätt' Dich nicht umgebracht, mit dem Herrgott hättest doch deutsch sein können. Das Romgeld schaut man auch an, so lang man daheim Pfarrarme hat. Ich denk' das ganz' Jahr nicht an den Papst, aber daß ich deswegen gleich lutherisch werden sollt', das wär' mir viel zu fürnehm. Bei seinem Vater- und Mutterglauben, bei dem soll der Mensch bleiben, das habe ich oft gehört — einen besseren findet er nicht. Meine Eltern sind auch schon gestorben; es wird mich ebenso treffen und ich will hinkommen auf den nämlichen Platz, wo sie sind. — Mußt nicht bös sein, Hans, von wegen meiner Meinung; mich geht's nichts an, Du kannst thun mit Dir, wie Du willst, und zum Zurücksatteln wär's doch schon zu spat. Das Hin- und Herlaufen von einem Glauben auf den andern wär' der kürzeste Weg in die Höll', hab' ich oft gehört. Bleib', wo Du einmal bist. Aber was willst jetzt machen ohne Haus?"

„Ins Zellerische gehe ich hinein," antwortete er, „dort sind der Evangelischen mehr, dort erwehren sie sich leichter."

„Ich habe mir auch schon gedacht," versetzte hierauf sie, „daß die Neubergerleut' den Lutherischen nicht gleich Heilige und Märtyrer sollen machen helfen —"

Sie drückte ab, sie wollte nicht, daß er glaube, sie hielte ihn für einen evangelischen Heiligen, seit er des Glaubens willen Haus und Heim verloren. Da sie eine Weile schwieg, so sagte Hans: „Red' noch was, Magdalena."

„Warum nicht!" entgegnete die Almerin, „zum Schlafengehen ist's Zeit!"

Das war so schneidig gesagt, daß er aufstand. Die Laterne in der einen, den Schlüssel in der andern Hand, so führte sie ihn hinaus und über die knarrenden Eiskörner hinab zur letzten Hütte, die am unteren Ende des öden

Schwaigerdorfes stand, wie jene der Magdalena am oberen. Als sich Hans die Frage aufwarf, ob es denn in Ordnung sei, daß ein Mann einem Weibe, das eigentlich doch er zu schützen habe, so willenlos folge? war es schon zu spät, er hockte auf dem finsteren Heuboden, bei sich einen Lodenmantel von ihr zum Zudecken.

Jetzt in der Stille hub er an nachzudenken. Jetzt erst kamen ihm die Ereignisse dieses Tages unerhört vor. Sein Haus vernichtet. Die Heerde zerstreut, wer wird sie sammeln und versorgen? An der Ruine liegt vielleicht ein Todter. Sie wollten ja auch ihn erschlagen, er floh, wie ein Vogelfreier flieht. — Aber das alles, wie versank es in tiefe Schatten vor der Sturmnacht auf der Höhe! Diese finstere Nacht hatte mehr Licht und Trost für ihn, als der glühende Sommertag im Thale gehabt. Das Leid war nicht mehr da. Wenn es der Frieden des evangelischen Gewissens wäre, der ihn überkommen! Es war jedoch ein Anderes, ein Unsteteres — Eins, mit dem Keiner ruhig einschläft.

Darum hat sich auch der Stammhans wieder erhoben aus seinem Heu, ist die Leiter hinabgestiegen in den unteren Raum; als er jedoch hinaus wollte, wies es sich, daß die Thür versperrt war. — Wir Evangelische mögen wohl ausgeschlossen sein — aber eingeschlossen? das wäre was Neues! So dachte der Bauer aus Altenberg, dann stemmte er sich sachte mit dem Fuß an die Wand, riß mit einem festen Ruck die Thür auf und ging hinaus. — Die Luft war kalt, am Himmel funkelten Sterne, unter dem Eise sickerte immer noch das Wasser.

Als Hans zur Hütte der Magdalena kam, war dort aller Lichtschein verloschen. Nur das Scharren der wiederkauenden Thiere war noch vernehmbar, und bisweilen ein

klangloses Schrillen der Kuhschelle. Der Bursche ging nicht auf die Thür los, sondern ans Fenster. Vor demselben lag eine Schichte gespaltenen Holzes, es waren scharfkantige Scheiter. Hans kniete darauf nieder. Es ist an manchem unserer Bauernhäuser so eingerichtet, daß der Bursche auf dem Scheit knien muß, wenn er nächtlicher Weile mit dem Dirndl plaudern will. Diese Strafe im Voraus ist nicht so bitter, als sie scheint.

Hans rief zum Fenster hinein ihren Namen. Sie zierte sich nicht lange, sondern fragte, ob er sich damit bei ihr bedanken wolle, daß er die Nachtruhe störe?

„Magdalena!" sagte Hans, seine Stimme war heiser und gedrückt, die Hände hielt er gefaltet an seiner Brust; den Nacken mußte er beugen, um zum Fenster hineinsprechen zu können. „Magdalena! Vor einer Stunde, da wir uns gute Nacht gesagt und auseinandergegangen sind, haben wir's nit wissen können, daß wir Zwei so wieder sollten zusammenkommen in dieser Nacht."

„Geh weg," antwortete sie, „ist bei Euch auch der närrische Brauch, zu Altenberg, daß die Buben in der Samstagnacht in der kalten Luft sollen umsteigen und an den Fenstern Unruh stiften, wie verwunschene Gespenster?"

„Wenn das Fensterln bis jetzt nit wär' erfunden gewesen, so hätt' ich's heut' müssen erfinden," antwortete er. „Ich hätt's ja selber mein Lebtag nit glauben mögen, daß der Mensch nach einem solchen Tag noch übermüthig sein kunnt in der Nacht. Uebermüthig, das bin ich wohl gewiß nit. Ich bitt' Dich auch nit, daß Du mir die Thür aufthust —"

„Du kannst sie ja auch aufsprengen wie die untere!" stieß sie trotzig hervor.

„Und wenn Deine Thür ein Gitter hätt' von lauter Reseden und Rosmarin und Veilchen und Kirschbaumblüth', ich wollt's nimmer zerreißen; und wenn Dein Fenster groß wär' wie ein Regenbogen, und Stufen hätt' von Edelweiß und ein Glas von Rosenduft, ich wollt' nit zu Dir hineingehen, ich wollt' heraußen knien auf dem Stein und Dich bitten, daß ich knien bleiben dürft' nit weit von Dir, bis der Tag aufgeht und ich fort muß auf meine fremden Straßen. Ich kann Dich nit bitten, daß Du mein sollst gedenken, nur so viel muß ich Dir sagen: Du bist mein Unglück worden, Magdalena. Jetzt, wenn ich mir ein Haus baue, kann ich nimmer drinnen zufrieden sein; jetzt ist mir kein Glaube mehr genug — keiner mehr! Keiner mehr. So bin ich Deinetwegen worden, Magdalena!"

„Mit Wissen ist es nicht geschehen," antwortete hierauf die Almerin, „aber wenn ich Dir ein Unrecht hab' gethan —" Die Stimme versank in sich.

„Ich habe Keine noch gefunden, wie Du bist, und werd' auch Keine finden. Mein Elend, das ist zu klein gewesen, jetzt hab' ich noch einen Blick frei haben müssen: Wie's sein könnt'!"

Er lehnte sich an die Wand und diese zitterte vor dem Stoßen seines nicht mehr zu unterdrückenden Weinens.

Jetzt langte zum Fenster eine warme Hand heraus und tastete nach seinem Haupte und legte sich auf sein Haar.

„Mußt nicht, Hans," flüsterte sie und drückte in der eigenen Kehle das Schluchzen wacker hinunter, „mußt nicht mir's zudenken. Was Dir unten im Thal ist geschehen, das greift Dich so an. Ich weiß es wohl, Du bist ein rechtschaffener Mensch. Und daß Du jetzt wie ein Räuber mußt umstreichen! Nicht einmal beten kann ich für Dich zu unseren Heiligen.

zur lieben Frau. Wir haben nichts miteinander, dort oben. Wenn Du nur das nicht hättest gethan — vom alten Glauben abstehen . . ."

„Und könntest mir gut sein?" fragte er.

Da stieß sie mit ihrer Hand seinen Kopf hinweg und rief erregt: „Geh schlafen, Hans! geh!"

Er ging. Aber nicht schlafen. Er stieg über die Almen hin, und als es Morgen ward, da kletterte er am nördlichen Gewände der hohen Veitsch niederwärts, den Wässern der Salza zu.

Gleichwohl hatte er's leicht, er konnte sein Herzleid mit Klettern und Wandern betäuben, in Hängen, über Abgründen, in Sprüngen über Wildbäche, in Schleichen und Verstecken selbst, wo er vermuthete, daß er etwa verfolgt würde. — Magdalena hingegen, die mußte in der Feiertagsruhe des Frauenfestes auf der Matte sitzen und ihrer Heerde zuschauen, hatte vollauf Zeit, sich das Herz zerreißen zu lassen von den Vorfällen der vergangenen Nacht, wovon sich alles immer und unermüdlich wiederholte.

Lange in den Tag hinein hatte sie sich gedacht, er würde aus seiner Hütte hervorgehen, und hatte sich vorgenommen, auch ihrerseits alles zu gestehen — denn bitter aufgebracht war sie gegen ihn, daß er übergelaufen und dann heraufgestiegen sei, um ihren Almfrieden niederzutreten und ihren guten Ruf!

Nun war er fortgegangen ohne Urlaubnehmen. Das that ihr tiefer wehe als alles Andere. — Was hat sie nicht die Blüthenkrönlein der verspäteten Schlüsselblumen gequält und zerpflückt um Bescheid! Das eine sagte so, das andere so. Noch einmal will ich's treiben, sagte sie sich endlich, damit ich gewiß weiß, er liebt mich nicht. Aber das letzte

Blättchen zitterte: Er liebt Dich mit Schmerzen! Ein rothgoldenes Muttergottes-Käferchen flog heran und setzte sich an die Narbe der Blume, die nur ein einziges Blatt mehr hatte. —

Als Magdalena zwei Wochen nach diesem Frauentage ihre Heerde zu Thal trieb in das Dorf der Veitsch, wunderte sich ihr Dienstherr, der Kreuzbeck, daß sie so blaß aussehe und ihre Munterkeit nicht mehr mitbringe von der lustigen Alm.

Das Kreuzbeckhaus war ein Wirthshaus. Und eines Tages kam ein Fremder — wohl ein Wallfahrer — von der Zellerseite herüber, kehrte beim Kreuzbeck ein, und wie dort in der Stube das Hausgesinde just beim Essen saß, erzählte er überlaut und wie zufällig vom Stammhans, einem lutherischen Bauer aus Altenberg bei Neuberg, dem sie das Haus niedergebrannt und den sie verjagt hätten. Der sei jetzt drüben im Dorfe Weißenbach bei Mariazell und helfe am neuen Straßenbau, der nach Zell angelegt würde.

Daß die Stallmagd Magdalena als die erste den Löffel weglegte, es fiel Niemandem auf, denn das geschah nun oft am selbigen Tisch.

Die Dorfburschen frohlockten darüber, daß bei dieser Stolzen etwas nicht in Ordnung sein müsse. Ja, es wäre mit ihr sicher so gewesen, wie sie jetzt glaubten, daß es sei, wenn es nach dem Willen der Burschen gegangen wäre. Das Dirndl war gar so fein und sauber, und daß es auch fromm und züchtig war, machte es freilich noch feiner. — „Dich such' ich mir aus," hatte ihr eines Tages der junge, reiche Veitschegger gesagt. — „Oha," war ihre Antwort gewesen, „aussuchen thu' ich mir. Aber Einen, der auch ohne Geld und Großhof schön ist."

Am Frauentag im September war's, spät Abends, als sie nach ihren verrichteten Arbeiten im Stall noch das Haus verließ und hinausging vor das Dorf Veitsch, wo am Waldrand und Berghang eine hölzerne Capelle stand. Diese barg ein Muttergottesbild, das in der ganzen Gegend hochverehrt ward und vor dem sogar die Wallfahrerschaaren, die aus Zell kamen, ihre mit grünen Wachskränzlein gezierten Fahnenstangen tief verneigten. In dieser Capelle kniete Magdalena die halbe Nacht und als sie endlich heimkam, ward sie von der aufwachenden Kammergenossin gefragt, wo sie denn so lange gewesen sei?

„Abschied nehmen," antwortete das Mädchen, und weil's finster war, so hat ihre verweinten Augen Niemand gesehen.

Die Hohe Veitsch liegt wie ein wüstes Ungeheuer da über dem weiten Bergrund. Ihr Hochplateau, das Schnee und grüne Matten hat, ist stundenlang; von demselben stürzen fast nach allen Richtungen hin die Felshänge nieder, mit einzelnen der felsigen Vorberge greift sie weit aus, wie ein lauernder Löwe mit seinen Pranken. Gegen Morgen der Hohen Veitsch, wo auf grünem Rücken die Veitschhütten stehen, liegen in blauenden Tiefen die Gegenden von Neuberg; gegen Sonnenuntergang stürzt sie wild und zerrissen ab auf weite Almmatten, genannt die Roth'-Sohl, der erzreichen Erdsohle wegen, die hier vorkommt. Gegen Mittag senken sich die breiten, duftgrauen Wände in das wald- und feldreiche Veitschthal; gegen Mitternacht fahren die schattigen Schründe nieder in die Tiefen der Salza-Wässer, in deren Thälern Mariazell liegt.

Drüben um Zell ist es anders als herüben, drüben auf den Almen und Steinen ist es schwerer zu leben, als herüben in den culturreicheren Gründen der Mürz.

Den Alten hat's drüben nicht gefallen; außer Wallfahrern, die in zwei Tagen wieder zurückkehren konnten, sind Wenige, die nicht mußten, hinübergegangen über die Pässe der Hohen Veitsch. Die sich aber drüben in langen Jahren so oder so ein Weniges erworben hatten, die stiegen gerne her über den hohen Berg und suchten in trautsamerer Gegend ihres Lebens Rest zu genießen.

Eines Tages stieg ein junger Mann jenseits an und diesseits ab, mit der Absicht, den umgekehrten Weg nicht mehr zu machen, sondern im Thale der Veitsch zu verbleiben.

Er wollte hier aus den zusammengerafften Trümmern eines früheren Wohlstandes eine kleine Wirthschaft anheben und heiraten.

Unser Stammhans war's, der da so frisch und zuversichtlich daherkam, nachdem er nach heißen Geistes- und Herzenskämpfen mit sich einig geworden. Die letzteren hatten gesiegt.

Nach dem, was er von Magdalenen zu erfahren gewußt, war er seiner Sache nun gewiß.

Hans war den beschwerlicheren Alpensteig herübergekommen, der über die Veitschhütten führt. Er hatte dort hinabgeblickt in die Engthäler von Neu- und Altenberg, wo in letzterer Zeit, von außen begünstigt, so viele Lutherische aufgestanden waren, daß sich die Katholiken nicht mehr rührten, sondern viele der einstigen Streiter daran dachten, wie auch sie unvermerkt ins Lager der „alten Christen" hinüberrutschen könnten.

Wieder Anderen war die Lust zum Ueberlaufen vergangen, seit sich die Obrigkeit gleichgiltiger zeigte und der evangelische Heiligenschein gar so wohlfeil zu haben war.

Hans empfand kein sonderliches Heimweh da hinab. Nur der einzigen Schwaighütte, die am obersten Ende des Hüttendörfchens stand, ging er zu, ihretwegen war er diesen Weg gegangen. Was er wohl voraussah, sie war verlassen und öde wie alle anderen.

Ein Edelweißstämmlein steckte er an den verwitterten Balken des Fensterleins, dann strich er rasch thalab gegen die Veitsch.

Dort kehrte er beim Kreuzbeck ein; es war schon abendlich. Er saß bei einem Glase Apfelwein und redete mit dem Wirth darüber, wie es dies Jahr mit den Feldfrüchten, mit der Viehzucht stünde. — Mit Hafer und Korn sei man woltern zufrieden, das gerathe hier zwar nur alle drei Jahr einmal. Ueber das Vieh jedoch sei die Klauenseuche gekommen, so daß fast alle Bauern ihre Heerden vorzeitig hätten von der Alm treiben müssen.

Nur er — der Kreuzbeck — habe die seine länger oben gelassen, nachdem die Krankheit glücklich überstanden gewesen. Hierauf fragte der Stammhans, ob ihm der Viehstand gezeigt werden könne, er sei willens, was zu kaufen. Aber als sie in den Stallungen umgingen, lobte er wohl alle Kühe und Kalben, suchte mit den Augen jedoch ein Anderes.

Als es schon dunkel war und er allein auf dem Kopfe des Brunnentroges saß, fragte er einen vorübergehenden Jungen, wo die Magdalena sei?

„Die ist auf Zell gegangen,“ antwortete der Kleine und hüpfte vorüber.

Von der Wirthin erfuhr er nachher Mehreres. Eine Stallmagd hätten sie, sonst ein springlustiges, gottsbraves, fleißiges Wesen, aber seit sie dies Jahr von der Alm zurück, sei sie ganz wunderlich. Schier kleinsinnig sei sie, thäte mit

den Leuten nichts reden, aber im Schlaf spintisiren von Glaubenssachen; vor ein paar Tagen habe sie eine Wallfahrt nach Mariazell angetreten und die Mannerleut hätten noch ihren Spaß und thäten sagen: mit dem Betschwesterwerden wäre es auch nachher noch früh genug, wenn sie keinen Liebhaber mehr kunnt kriegen. Jetzt wollten ihr schon noch die Veitscherbuben das Himmelreich gesegnen, daß sie nicht noth hätt', ins Zellerische hinüber zu gehen. „Sein so viel schlecht, die Mannerleut," setzte die Wirthin mit Schelmenblick dazu. „Morgen soll sie heimkommen, da wollen ihr die Dorfburschen einen grünen Bogen bauen oben bei der Brücken, wie dem Bischof, wenn er auf die Firmung herkommt."

Hans hatte auf diese Mittheilungen nichts entgegnet. In der nächsten Frühe, als das schlafende Dorf mit seinem grauen Kirchthurm noch still in der Morgenröthe stand, war er schon auf dem Wege.

Er ging thalaufwärts, den Weg gegen Zell, auf welchem sie ihm entgegenkommen mußte. Die Wiesen waren grau vor Reif, am Rande des rauschenden Baches hingen Eiszapfen. Auf den Zinnen der Hohen Veitsch glühte schon die Sonne.

Nach drei Stunden war er auf dem Hochpaß der Roth'-Sohl. Es war ein sonniger Vormittag und von den gewaltigen Felstafeln nieder, wo sonst die eisigen Stürme zu fahren pflegen, wehte wie aus ungeheuren Oefen ein warmer Hauch.

Der Weg führte eine Viertelstunde lang eben und freundlich über die grünen einsamen Matten hin, und dort, wo heute das Bildniß des heiligen Nikolaus steht und sich der Weg thalwärts zu senken beginnt gegen die wildere Alpenlandschaft im Norden — dort sind sie sich begegnet.

Sie war erschöpft den steilen, finsteren Waldweg heraufgekommen; er war im Anschauen des sonnigen Bergrundes andächtig versunken still dahingewandelt. Als sie sich von ferne sahen und sogleich erkannten, beschleunigten sie ihre Schritte nicht besonders, aber heiter lächelten sie sich entgegen. Als sie zusammenkamen, reichten sie sich die Hände. „Ich gehe Dir schon entgegen," sagten gleichzeitig Beide.

„Du bist in Zell gewesen bei der lieben Frau?" fragte Hans.

„Das nimmer, Hans, ich bin in Mitterbach gewesen. Auch im Bethaus. Ich habe Dich gesucht im Dorf Mitterbach und auf den Straßen, bis sie mir gesagt haben, Du wärest hinübergegangen in die Veitsch. Darauf bin ich wieder zurück."

„Ich bin Deinetwegen in der Veitsch gewesen," sagte er und faßte sie an ihren beiden Händen, „ich muß Dir gleich was sagen, was Dich gefreuen wird, Magdalena. Zwischen uns Zweien ist jetzt nichts mehr, ich bin wiederum zurückgegangen zum katholischen Glauben."

„Jesus, Maria!" kreischte das Mädchen auf, „und ich bin lutherisch worden!" Beide Hände an den Kopf gepreßt, so lief sie über die Matte hinab gegen ein Steinkar.

Er lief ihr nach, ereilte sie, schlang seine Arme um ihre Mitte und lachte laut. Empört wollte sie sich von ihm losmachen.

„Dort unten!" rief sie und zeigte in eine Felsenschlucht hinab, in welcher ein Wässerlein schneeweiß gischtete: „dort unten ist mein Platz. Ich bin übergelaufen — habe die Mutter Gottes verleugnet, Deinetwegen! Ich habe meiner Eltern Glauben verhandelt wie ein Jud die Roßhaut! Ich

hab' den Himmel verthan, Deinetwegen — Jetzt bist Du wieder zurückgesprungen und wir sind weiter auseinander als ehedem."

„Das kommt mir nicht so vor," sagte er und drückte sie an seine Brust.

„Mir tanzen vor den Augen alle Farben," gestand sie. „Du stehst wieder fest; mir wankt der Erdboden. Ich weiß mir nicht aus. Nachspring' ich Dir nimmer, Hans! Sonst möcht's heißen: Die hat ihren Glauben bei ihrem Liebhaber."

„So wird es heißen und so muß es heißen. Sei getrost, Magdalena, ich werde Dich schon wieder katholisch machen, verlaß Dich d'rauf!"

„Wie Du noch Spaß machen kannst!" seufzte das Mädchen, hielt sich nun von selbst an seine Hand und sah ihn rathlos an.

„Magdalena," sagte Hans und blickte ihr treuherzig in die unsteten Augen, „es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir Zwei jetzt nicht den wahren Glauben gefunden hätten. Wir haben mit dem, was geschehen ist, das Bekenntniß abgelegt, daß wir uns einander über Alles gehen. Ich denke, Dirndl, wir lassen es dabei bleiben und heiraten zusammen, damit diese neue Glaubenssecte nicht mehr ausstirbt — wenn sie Gott gefällig ist."

Sie schaute jetzt vertrauend zu ihm auf. „Wie das nur so sein kann," sagte sie, „wenn ich Dich reden höre, Hans, so ist's gut."

Das ist gesprochen worden dazumal auf den sonnigen Almen der Veitsch. Geheiratet haben sie und sich ein kleines Haus gegründet unten im Thal und in demselben ein christliches Leben geführt, wie die Besten unter den Evangelischen und Katholischen. Trotzdem hegte Magdalena manchmal stillen

Kummer, ob sie — mit der Uebertragung ihres Glaubens und ihrer Gottesliebe auf den Mitmenschen — wohl den rechten Weg hätten. Als aber nach einem Jahre der liebe Gott ihr durch Sendung eines Zwillingspaares den Beweis lieferte, daß er mit einer solchen Gattung zufrieden wäre — war's auch sie.

# Mein Freund Franz.

## Nach dem Bekenntnisse eines Priesters.

Als ich im Jahre 1879 meine theologischen Studien vollendet hatte und die Primiz vor der Thür stand, fanden meine Leute, daß ich nothwendig der Erholung bedürfe und schickten mich auf einige Wochen nach Gleichenberg. Der heitere, zwanglose Frieden im Hospiz, in welchem ich Wohnung und Verpflegung hatte, die reine, milde Augustsonne, die über der herrlichen Gegend lag, that mir unsäglich wohl. Ich kam mir vor wie ein Vogel, den sie nach langer Gefangenschaft im Käfig einmal ein wenig auf die Zweige der Linde hinausflattern lassen, bevor sie ihn wieder in einen zwar weniger engen, hingegen aber unzerreißbaren Bauer stecken.

Da saß ich oft stundenlang im Brunnenpark oder am Springquell vor dem Curhause und betrachtete die vornehme Welt. Den Meisten sah man es leicht an, daß sie einer schweren, schleichenden Krankheit, der Langweile halber hierher gekommen waren, und sie schienen doch so viel Geld zu haben, und schöne Frauen waren dabei — wunderschöne Frauen. So fein und weiß war sie freilich nicht, die Maria daheim

im Ennsthal, aber lieber wäre mir's doch gewesen, wenn die Maria den Park auf und ab gewandelt wäre und manchmal auf mich hergeblickt hätte. Doch die will schon Kränze flechten daheim für meine Primiz. Sie meint mir damit was Liebes zu thun. Solches hätte man sich auch nicht denken können, daß mir das liebste Dirndel auf der Welt den Priesterkranz winden soll.

Kaum eine Woche war ich in Gleichenberg, als ich einen Brief aus dem Paltenthal von meinem Vetter, dem Arzte D. erhielt, folgenden Inhaltes:

„Lieber Karl!

In ein paar Tagen wirst Du zum Curgebrauch einen guten Kameraden bekommen. Der Moringer Franz hat's auf der Brust und muß ich ihn ins Bad schicken. Zu Michelli will er heiraten und da möchte er bishin gerne gesund sein. Er fürchtet in Gleichenberg den Zeitlang (die lange Weile), und da sei so gut und gieb Dich dann und wann mit ihm ab. Ich hoffe, daß Ihr in einigen Wochen Beide recht frisch und munter heimkehren werdet zum neuen Lebenslauf, den Jeder von Euch beginnen will und wozu ihr Kraft brauchet. Mit schönsten Grüßen D."

Wenige Tage später war der Moringer Franz da. Er hatte sich im Vereinshaus eingewohnt und sein Doctor hatte ihm die gewöhnliche Cur vorgeschrieben. Ich war erschrocken, als ich den kaum einundzwanzigjährigen, sonst so kerngesunden und übermüthig lustigen Burschen vor mir stehen sah. Er stand aber nicht lange; noch bevor ich ihm einen Platz antragen konnte, sagte er, er müsse sich niedersetzen, er sei müde geworden den Berg herauf. Der Mann, der einst an einem Nachmittag auf den Zeiritzkampel lief und Abends wieder

zurück war zum Kirchweihtanz, der konnte das Hügelchen kaum mehr ersteigen zum Hospiz heran. Schier gebrochen war er, und wo die rothen Wangen gewesen, da waren jetzt blasse Höhlungen, über denen die Gesichtsknochen scharf hervorstanden. Mir kam er ganz fremd vor und ich hatte zu thun, die Ueberraschung leidlich zu verbergen.

„Also Du bist nicht ganz wohl?" fragte ich, „D. hat mir's geschrieben und es ist schön, daß Du Dir Erholung gönnest in dieser lieblichen Gegend. Aber sage, wie hast Du Dir denn Dein Leiden zugezogen?"

„Das weiß Gott!" antwortete er mit einem schweren Athemzug. „Angefangen hat es im vorigen März, daß ich auf einmal den Schragen in der Holzhütte nicht mehr heben kann. Süßholzwasser habe ich getrunken, ist aber der Husten nicht besser worden. Im Mai nachher ist's besser worden, aber im Juli herum, da hab ich wieder so viel den Katarrh bekommen und bei der heißen Sonne wird mir nie recht warm — weiß der tausend was das ist! — Aber jetzt, Gott Lob und Dank, weil ich nur da bin, jetzt wird sich's bald wieder machen."

So sind wir viel beisammen gewesen in jenen Tagen, der Moringer Franz und ich. Manchmal wäre ich gerne ins Albrechtswäldchen gegangen oder hinauf in den stillen Kiefernschachen hinter der Kirche, aber der Franz war vom Brunnen nicht weg zu bringen; da saß er am liebsten auf einer Bank an der Wandelbahn, starrte vor sich hin und konnte die Trinkstunden kaum erwarten.

Einmal kamen wir bis zum Brünnerhaus hinauf, wo man den schönen Ausblick ins frischgrüne Wiesenthal, in die nördliche Hügelreihe, auf das stattliche Schloß der Trautmannsdorfer und auf den Kogel hat.

„Ah, da ist's gut," sagte der Franz und ließ sich mit zitternden Füßen auf die Bank nieder, „ah, da ist's schön!"

Von nun an strebte er immer dieser Stelle zu und immer hauchte er: „Da ist's schön!"

„Es ist ein freundliches Landschaftsbild," versetzte ich, „so viel Grün, so viel Wald! So viel Sonnenschein darüber!"

„Nicht wahr," fragte er einmal und deutete mit zuckendem Arm gegen Norden, „nach dieser Seite hin ist unsere Heimat?"

Nun erst ahnte ich, warum es ihm hier so sehr gefiel, nun erst wußte ich, warum er immer über die Berge hinaus in den Himmel hineinblickte, wo die fernen weißen Wölklein standen, diese Wölklein standen über seiner Alpenheimat.

„Siehe," sagte ich, „da unten auf der Straße kommen schon wieder Wagen, Leute aus fremden Ländern, die hier gesund werden wollen. Auf dieser Straße sind wir auch gekommen und auf dieser Straße werden wir nach einigen Wochen gesund und munter heimwärts fahren."

„Glaubst Du?" fragte er, und in seinen Augen glühte ein eigenthümliches Feuer. „Du freilich wohl, Du gewiß, aber ich —?" Er schüttelte den Kopf und wendete sich ab. Große Thränen standen in seinen Augen.

„Franz," sagte ich und nahm ihn bei der Hand, „schau, verzagt mußt Du nicht sein. Jetzt greift Dich die Cur an, das ist zuerst immer so. Und da ist man auch so niedergedrückt. Ich kenne Dich ja gar nicht mehr! Was Du für ein lustiger Kampel bist gewesen! Wenn Dich Deine Braut jetzt so sähe! Die hätte keine Freude! Wegen des bischen Katarrh da so kopfhängerisch sein! Erzähle mir doch einmal von Deiner Braut!"

„Du sollst sie ja schier kennen," gab Franz zur Antwort. „Eine Lieznerin ist's. Die Steiregger Maria."

„Ja," sagte ich, „Die kenne ich wohl." Mir verschlug's beinahe die Rede.

Noch an demselben Tage ging ich hinüber in den Taferlwald und strich in demselben um, und die Stimmung, die mich peinigte, möchte ich meinem größten Feind nicht wünschen. Ich hatte aber damals noch gar keinen, außer wenn ich den kranken Moringer Franz als solchen betrachten wollte. Ich dichtete der Stimmung allerhand schöne Namen an, unter denen ich den Märtyrer spielen konnte: Täuschung, betrogene Liebe, mißbrauchte Freundschaft — ganz allmählich kam ich d'rauf, daß es Neid war, und jetzt rief ich laut: Armer Teufel, der Du das, was Du selber nicht haben kannst, auch Anderen nicht gönnest! Sei froh, daß es so ist, hast Du nichts mehr zu überwinden. Armer Teufel!"

„Armer Teufel!" wiederholte das gegenüberstehende Buchengehölz, da rief es in mir: Nein, von dem dummen Holze lasse ich mich nicht bedauern. Ich will einmal sehen, was ein braver Kerl vermag.

* * *

Am nächsten Tage klopfte ich beim Doctor an, der den Franz in Behandlung hatte, ein freundlicher Mann mit schon etwas grauendem Vollbart, mit hoher Stirne und offenherzigem Gesicht. Man mußte Vertrauen zu ihm haben. Ich war da, um ihn zu fragen, wie es mit dem Kranken eigentlich stehe.

„Sie sind wohl ein Bruder von ihm?" fragte der Arzt entgegen, „nicht? Nur ein guter Bekannter. Wollen Sie doch einen Augenblick Platz nehmen!"

Ich versank fast in dem weichen Lehnstuhl. Das Cabinet war kühl und traulich, an den Wänden hingen große Photographien der Stadt Venedig, in den Ecken prangten tropische Gewächse und zum Fenster leuchtete helles Buchengrün herein.

„Ich kann Ihnen," begann der Doctor, „über Ihren Freund leider nichts Angenehmes sagen. Er kann immerhin noch einige Zeit leben, aber zu retten ist er nicht mehr. Der Proceß in seiner Brust schreitet rasch vorwärts. Ich glaube, daß zu dieser günstigen Jahreszeit seine Gebirgsluft ihm vortheilhafter sein dürfte als die hiesige, doch manchmal etwas schwüle und feuchte Atmosphäre."

„Und die Möglichkeit einer Genesung ist vollkommen ausgeschlossen?"

„Mein Gott!" antwortete der Doctor achselzuckend, „die Möglichkeit! Man hofft, so lange Leib und Seele zusammenhält."

Mit diesem Bescheid verließ ich den Arzt und mit diesem Wissen sollte ich nun hintreten vor den armen Franz.

Er stand am Brunnen, füllte sein Glas sorgfältig bis zum Mark und trank es mit einer Art frommer Innigkeit aus. Andere Trinker drängten hinter ihm drein, einer drückte ihn seitwärts, daß er wankte und fast zu Boden taumelte. Dann schritt er gebeugt und mit schleppenden Füßen gegen die Bänke hin. Alles war besetzt. Er blickte um sich nach einer Stätte, daß er rasten könne. Mir wollte das Herz zerspringen vor Erbarmen. Ich sah in ihm nur mehr einen wandelnden Leichnam. An meinem Arm schritt er dann über den Plan gegen das Hügelwäldchen hin, in welchem die Waldcapelle steht. Ein Gezelt aus Baumrinden, in welchem vor einem Muttergottesbild die rothe Ampel brannte. Auf der hölzernen Kniebank davor setzten wir uns nieder.

Eine Dame in schwarzem Seidenkleid kam, steckte an das Muttergottesbild einen Blumenstrauß und ging davon. In ihrem glückseligen Gesichte hatte ich's gelesen, es war ein Zeichen des Dankes für die wieder erlangte Gesundheit. Mit Freude und Wehmuth zugleich verlassen die Genesenen das liebliche Gleichenberg, über dessen paradiesischem Gefielde der Friede Gottes ausgebreitet liegt. — In einem Paradiese sterben zu müssen!

„Auch Dir ist heute nicht wohl!“ bemerkte Franz, da ihm meine Niedergeschlagenheit auffiel.

„Wenn Du mir es ansiehst, Franz, ich will es nicht leugnen. Im Gottesnamen! Ich mache mich gefaßt, in meinen jungen Jahren zu sterben. Es ist vielleicht besser, als nach einem langen Leben von Enttäuschungen und Verirrungen. O Welt voll Eitelkeiten, Welt voll Leiden! Ich freue mich darauf, beim lieben Gott zu sein.“

Es ist leicht zu errathen, warum das gesagt war. Franz aber entgegnete darauf wie für sich hinmurmelnd: „Wenn auch ich so denken könnte! Nein, ich nicht. Ich will nicht sterben. Ich mag nicht sterben!“

In diesem Augenblick fiel vom Altar der Blumenstrauß herab auf seine Achsel.

„Siehe,“ sagte ich, „die Muttergottes giebt Dir Blumen. Das wollen wir für ein gutes Zeichen halten.“

„Mir ist seit ein paar Tagen auch schon besser,“ antwortete er.

* * *

Ein andermal saßen wir in der Schlucht. Ueber uns das grüne luftige Dach der Buchenkronen, unter uns der säuselnde Waldbach. Franz hatte diesmal über den Wangenknochen einen rosigen Hauch. Er war voller Freuden und

sammelte all seinen Athem, um in herausgestoßenen Sätzen mitzutheilen, daß er ein Schreiben erhalten habe von ihr. Er riß den Brief aus der Tasche, wollte mir ihn vorlesen, weil aber seine Hände und seine Stimme dabei zu sehr zitterten, so übergab er ihn mir: „Lies Du! Lies Du!"

Der Brief ist seither mein Eigenthum geworden, er lautet:

„Mein herzlieber Franzl!

Keine größere Freud' häst mir nit machen können, als mit der Nachricht, daß es Dir besser geht. Ich zähl' schon die Tage, in drei Wochen ist Michelli! Du mußt um acht Tag früher kommen, weil wir zusamm' Leut' einladen müssen gehen und sonst auch noch zu thun hast. Ist's Dir recht, daß wir's beim Schwannenwirth halten? Das muß ich wissen. Sechs Hochzeitbuben und sechs Kranzeljungfrauen, ist's genug? Hast mit den Musikanten nit Du schon geredet oder sullt ich die Rottenmanner anhalten? Das wirst wissen, daß im Sonntag vor Michelli beim Schwannenwirth dem Hallstieger Karl sein Primiz ist. Grad zwei Tag auseinander, meine zwei liebsten Leut, Du und der Karl. Wann der kein Geistlicher worden wär, weiß nit, ob wir zwei uns hätten kennen gelernt. Das ist so viel ein lieber Kerl gewesen als Student. Wann ich's kunnt zwegenbringen, daß er uns copulirt! Was meinst dazu? Jetzt ist er noch nit da, thun aber schon all Kränz' winden für die Primiz. Schreibe, wann Du kommst und bringe fein volle Backen mit. Zu tausendmal grüßt und küßt Dich Deine treue Maria Steiregger.

Liezen, 8. September 1879.

Beim Lindegg draußen wird schon ein Triumphbogen gebaut. Der ist aber für den Primizanten."

Ich kann's nicht sagen, was dieses Schreiben in mir angerichtet hat.

„Nicht wahr?" fragte nun der Franz, „in vierzehn Tagen kann's doch so weit sein mit mir, daß ich heimfahre?"

„Wir wollen es hoffen," antwortete ich. Ein Bösewicht, wer immer die Wahrheit spricht! Hätte ich in diesem Augenblick gesagt, was ich dachte, wußte, es wäre ein Mord gewesen.

„Es fehlt mir — auch nichts mehr," versetzte der Franz und mußte den Satz vertheilen auf zwei Athemzüge, „nur noch ein Bissel schwach, aber das kommt, weil ich nicht viel essen hab können. Heut — wird's mir wohl schmecken."

In der Vereinsrestauration ging's lebhaft und heiter zu. Franz bestellte ein großes Stück Saftbraten, genoß davon zwei kleine Bissen und schob den Teller dann von sich — er habe keinen Hunger.

Als wir am selben Nachmittage vor dem Cursalon beim Gartenconcert saßen, fiel es meinem armen Freunde ein, er müsse an die Rottenmanner Musikanten schreiben. Mit zitternder Hand schrieb er auf einer Karte: „Will anfragen, ob die Musik für meine Hochzeit zu —"

Weiter kam er nicht. „Lieber holzhacken — wie schreiben," murmelte er und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

* * *

An einem der nächsten Tage war das letzte Ballfest der Saison. Die in den Saal drängenden Curgäste hatten ihre Festkleider und Ballgesichter an. Die Ballgesichter sind eine eigene Gattung — ein Gemisch von Feierlichkeit, Heiterkeit und Langweile. Auch mein Franz wollte in den Saal, wo

schon die Musik rauschte. Ich hatte Mühe, ihn davon abzubringen, der Abend im Freien sei ihm besser. So wollte er zum Brünnerhause hinaufgehen, wo man die Aussicht gegen das Oberland hat. Mit großer Noth brachte ich ihn, den auf mich Gestützten, zur kleinen Anhöhe hinauf. Als wir dort in einer Laube saßen, schritt Franzens Arzt vorbei. „Herr Hallstieger," rief er mir zu, „wollen Sie das Kibitzennest sehen, von dem ich Ihnen gesprochen habe, so kommen Sie einen Augenblick mit." Wir wandelten gegen das Hubertushaus, da sagte der Arzt: „Sie müssen Ihren Freund nicht zu viel umherschleppen, sonst bleibt er Ihnen unterwegs einmal todt im Arm. Lange wird er's nicht mehr machen." Das war das Kibitzennest.

Ich kehrte um und fand den Kranken, wie er feuchten Auges einem Wagen nachblickte, der unten auf der Straße davonfuhr.

Ich hatte viel nachgesonnen, wie ich ihn trösten würde, wenn ihn plötzlich die Todesahnung überfalle, oder gar, wenn die Gewißheit aufleuchte, daß er sterben müsse in kurzer Zeit, ohne seine Heimatsberge, seine Braut je wieder zu sehen. Aber er war meines Trostes nicht bedürftig.

„Schon bald!" flüsterte er nun, da der Wagen seinen Augen entschwunden war, „schon bald fahre ich auch. Wie bin ich glücklich! Ich sage Dir, Karl, in der Nacht höre ich schon oft die Hochzeitsglocken läuten. — Höre! sie läuten auch jetzt wieder."

Es ist wirklich oft in stillen reinen Herbsttagen, als ob die Luft klänge. Wie sonnig hell stand der buchenbewaldete Kogel uns gegenüber und sein Haupt ragte heiter in die Bläue des Himmels auf. Kein Vogel war zu hören, auf der gemähten Wiese sproßten junge Herbstzeitlosen. Und neben

mir saß der sterbende Bursche und hörte seine Hochzeitsglocken klingen.

Lange mußte ich schweigen. — „Ist es doch," bemerkte ich endlich, „als ob die Natur, wenn sie so freundlich ist wie heute, den armen Menschen trösten, besänftigen wollte in seinem herben Leiden oder in seiner unbändigen Zuversicht. Als wollte sie sagen: Erdenkind, traue nicht zu sehr dem Glücke, nur in Stunden mißt es Dir die Freude zu. Sei demüthig, sei ergeben, vertraue mir. Ich habe noch Anderes, Besseres für Dich, als dieses Dein kurzes Leben, das vergänglich ist wie eine Blume. Liebe Menschenblume Du, mit der die Natur heute ihren bräutlichen Busen schmückt, wohl Dir, morgen fühlest Du den heißen Pulsschlag der Welt nimmer. Morgen ruhest Du in meiner dunklen Wiege und daneben sitzt Dein treuer Gott und schaukelt Dich . . ."

Aehnliches habe ich gesagt, scheinbar mehr für mich allein. Da tastete der Franz nach meiner Hand, drückte sie und sagte: „Nein, Karl, so traurig mußt Du nicht denken. So schlecht steht's doch nicht mit Dir."

So habe ich gesehen, wie felsenfest seine Hoffnung war. Und die folgenden Tage schien es, als richte ihn die Hoffnung wirklich auf. Er verlor von seiner Bläſſe und verzehrte ein größeres Stück von seinem Braten. Er müsse nun an das Abledigen denken, sagte er und begann seine Rechnungen zu begleichen und seine Habseligkeiten in den Koffer zu legen. Auch ersuchte er mich, für ihn einen Wagen nach dem Bahnhofe in Feldbach zu sichern. Ich traf selbst Anstalten zu meiner Abreise und so wollten wir zusammen fahren. Bis zum Schwannenwirth im Ennsthal, dort sollten sich unsere Wege trennen — der seine zum Brautgemach, der meine zum Altar. — Es sind schon Manche genesen, denen berühmte

Aerzte das Leben abgesprochen; und es ist schon mancher Priester vor dem Kranken, dem er die letzte Oelung gespendet, in die Grube gestiegen.

Noch einmal machte ich meinen Rundgang im lieblichen Gleichenberg. Ich besuchte die Plätzchen, wo ich beschaulicher Gottesandacht gepflogen und Naturfreude genossen. Ich schritt vom Schweizerhaus, das mit seinen herrlichen Sprüchen wie ein offenes Buch dasteht im grünen Wald, zum neuen Prinz Johann-Denkmal hinan, über den Wierberg hinaus, um dem schönen Hochstraden noch einmal an die Brust zu schauen. Ich stieg zur Albrechtshöhe empor, um einen Blick ins weite Land zu thun, über die Hügel und Höhen meiner einzig einen Steiermark, bis zu den blauenden Alpen in der Ferne. Ich stieg zum Praterwäldchen hinab und zur Kirche, wo ich Gott für die erquickenden Tage dankte, die ich auf diesem heiter-friedlichen Flecklein Erde genossen, und wo ich bat um Gnade und Kraft für den schweren Beruf, der meiner harrte.

Später ging ich ins Telegraphenamt, um daheim meine Ankunft anzuzeigen. Im selben Augenblicke gab auch der Directionsdiener eine Depesche durch den Schalter. Ich werfe ganz zufällig einen Blick hin und sehe die Worte: Franz Moringer eben verschieden.

* * *

Auf seiner Brunnenbank, an die Lehne zurückgesunken, war er todt gefunden worden, nachdem er ein Halbstündchen früher noch den Trunk gethan hatte.

Man erwartet es, und wenn's eintritt, kann man's doch nicht glauben. Etwas, das eben noch gesprochen, gesehen, gedacht, geliebt und gelitten hat, wie ich, nun eine starre Masse — todt und kalt wie ein Stück Erde.

Es ist kaum zu fassen. Als er in der Leichenkammer zu Trautmannsdorf lang ausgestreckt vor mir dalag, war in seinem Antlitz so viel Frieden und Befriedigung zu lesen, daß ich mir dachte: Franz, läge ich dahier an Deiner statt! Dich hätten auf Erden ihre warmen Arme umfangen. Das welkende Reisig an meinem Triumphbogen wird doch nicht mehr frisch, auch wenn ich durch ihn einziehe. Besser ist's für den Todten im Grabe zu ruh'n, als unter Lebendigen zu wandeln.

Am nächsten Tage habe ich den Curort verlassen.

Daheim war Jammer über Jammer. Aber der Maria hatte man das Unglück noch nicht mitgetheilt. Keiner von ihren Verwandten und Bekannten hatte den Muth, ihr die Nachricht von dem Tode ihres Bräutigams zu überbringen. Sie war wie in Lust und Glück, so auch leidenschaftlich im Schmerze. Man wich ihr aus. Sie bemerkte das und ward unruhig.

Da seitens der Moringer Leute die Vorbereitungen zur Hochzeit einschliefen, so ahnte sie nichts Gutes und fragte einen Vetter ihres Bräutigams, ob es den Franz vielleicht gar gereut hätte, sie zu heiraten, weil er nicht käme und auch nichts von sich hören lasse, ob er im Unterland Eine gefunden hätte, die ihm besser anstünde?

„Das nicht," meinte der Vetter, „aber schlechter soll's stehen mit ihm, wie man hört."

Mehr brachte er aber nicht über die Lippen. Maria wollte sofort ihre sieben Sachen zusammenpacken und nach Gleichenberg reisen.

Um dieselbe Zeit kam ich nach Hause, und jetzt beschworen mich ihre Verwandten, daß ich ihr die Nachricht beibringen möchte. Auf mich hielte sie was und das Trösten,

das müßte ich als Geistlicher wohl auch besser können, als andere Leute.

Das war ein harter Tag. Schon die vorhergehende Nacht hatte ich nicht geschlafen, aus Sorge und Nachdenken, wie ich ihr das Unheil ihres Lebens am mildesten beibringen könnte.

Zeitlich Morgens ging ich zu ihr und fand sie im Garten beschäftigt, Rosmarin und Nelken an die Stämmchen zu binden. Sie lief mir nicht entgegen wie sonst, daher sagte ich scherzhaft: „So geht's, so fällt Unsereiner in Ungnade bei den feinen Dirndeln auf Erden."

„Wenn's wahr wär'," versetzte sie und blickte mich schalkhaft an, „dem geistlichen Herrn wollt' nicht viel darum gelegen sein."

„Wie kannst Du das wissen, Maria?"

„Was sollen wir Zwei viel Umständ' machen?" sagte sie, „ich bin eine Braut und Du ein Bräutigam — freilich wohl ein himmlischer."

Ich wußte nicht, was auf so etwas geantwortet werden sollte, merkte aber, das wäre nicht der rechte Anlauf. Sie wischte mit ihrem Schürzlein die Erdstäubchen von den Händen. „Und jetzt steh," sagte sie zum Rosmarinstamm, „steh' fest, bis wir heimkommen. — Fort muß ich heute," sprach sie zu mir, „hast Du nichts gehört, mein Franz soll schlechter sein — in Gleichenberg."

„Ich komme von dort," antwortete ich, „er ist freilich schlechter."

„Komm her," rief sie und führte mich in die Laube, „sage mir — es ist doch nichts? Es ist doch nichts?"

Als wir in der Laube saßen — ganz nahe beisammen, weil das Bänklein kurz war — und als ich zwischen den

Zweigen hinausblickte auf den üppigen Blumenflor, sagte ich: „Dein Garten sieht aus wie im Frühling."

„Halt fleißig gepflegt will er sein," war ihre Antwort, Dann schwiegen wir Beide und immer größer wurde meine Beklemmung.

„Die Sonnenrosen!" sagte ich.

„Ja wohl," sagte sie, „Herbst wird's, da hilft alles nichts."

„Er ist schon seit länger unpaß gewesen," versetzte ich.

„Ich weiß nicht," war ihre Antwort, „mir hat er schon im Sommer nicht mehr gefallen wollen."

„Was hältst Du eigentlich von seinem Zustand?"

„Mein Gott —" sie wollte weiter sprechen, that's aber nicht, sondern hob einen tiefen Athemzug aus der Brust hervor. „Mit Gottes Hilfe," sagte sie endlich, „daß es doch noch einmal besser wird. In einer gesunden Haut steckt er nicht. Die Hochzeit muß verschoben werden, das sehe ich schon."

„Es ist vernünftig von Dir, daß Du Dich in das Unvermeidliche fügst. Auf dieser Welt müssen wir allzeit auf alles gefaßt sein."

„Im Gottesnamen!" sagte sie.

„Maria," versetzte ich und faßte ihre Hand, die auf dem Schoße lag, „wie würdest Du es ertragen, wenn Dir heut' oder morgen Einer die Nachricht brächte, daß er gestorben ...?"

Sie entzog mir die Hand und preßte sie an ihre Brust. „Weißt Du was, Karl?" fragte sie scheinbar ruhig und schaute mir mit einem durchdringenden Blick in das Auge.

„Ja, Maria, leider — ich bin dieser Unglücksbote."

Sie war aufgesprungen. Hoch aufgerichtet stand sie da mit geballten Fäusten, geschlossenen Augen und rang nach

Athem. Endlich sank sie am Strauchwerk zusammen und weinte still in sich hinein.

Ich war auf einen wilden Schmerzausbruch gefaßt gewesen, ich hatte gezittert davor — aber nicht so tief hätte er mich erschüttern können, als dieses ihr stilles Weinen. Ich bin zu ihr hingekniet, habe meine Hand an ihre Locken gelegt, an ihre Stirne — da sank mir ihr Haupt an die Brust und den warmen Arm an meine Achsel geschmiegt, hauchte sie: „Karl, hilf mir!"

Ich weiß nicht — weiß es heute noch nicht — was das war, das in diesem Augenblick mein Haupt niederzog über ihr Gesicht, meine Lippen an ihre Lippen. Ich hatte das Gefühl, als versinke ich in eine schwüle Nacht — ein herber Stoß an die Brust brachte mich zum Bewußtsein. Maria warf einen zornglühenden Blick auf mich und eilte mit fliegendem Haar von dannen.

* * *

Bei meiner Primiz war sie nicht anwesend gewesen. Heute sind sieben Jahre seither verflossen. Maria lebt im Hause ihres Vaters und soll immer noch ein schwarzes Kleid tragen.

Ich predige den Sündern.

# Der lustige Karl.

Jedermann hält — so begann mein Freund seine Erzählung — seinen eigenen Kopf für den klügsten, sein eigenes Kind für das schönste und seine eigene Liebes- und Heiratsgeschichte für die interessanteste.

Meine Heiratsgeschichte ist wirklich interessant und ich würde glauben, ich hätte sie aus einem munteren Roman gelesen, wenn nicht mein treues Eheweib Juliana neben mir weilte, zu dem ich unmöglich anders gekommen sein kann, als durch nachstehende Heiratsgeschichte.

Ich lebte von meinem neunzehnten bis zu meinem dreißigsten Jahr im Städtchen B. als kleiner Steuerbeamter. Ein lustiger Kerl, der ich war, hielt ich mit aller Welt gut Freundschaft, und sie mit mir. Eingemiethet hatte ich mich in einer Hofkammer, was natürlich den ständigen Witz verursachen mußte vom „Kammerherrn bei Hofe“. Er war aber völlig ungerechtfertigt, denn ich war überall im Städtchen daheim, nur nicht in meiner Wohnung. Die erstere Zeit zwang mich mein Kanari, daß ich täglich oder nächtlich einmal heimging in die Hofkammer, um ihn zu füttern; später trug ich

das Vogelhaus der Bequemlichkeit halber zum Lindenbräu, wo ich es im Extrazimmer aufhing und das Thierchen denn ordnungsgemäß speisen und tränken konnte. Da einmal der Vogel beim Lindenbräu war und ich nicht verlangen konnte, daß ihn die Kellnerin atzen und sich von ihm umsonst anpfeifen lassen sollte, so ging ich täglich hin, aber nur einmal, nämlich zu Mittag nach der Amtsstunde. Ich blieb — Genossen sind in B. immer zuwege — im Extrazimmer sitzen bis spät in die Nacht und legte mich dann der Bequemlichkeit halber unter meinem Vogelbauer auf die Bank hin. Lustig war es immer, Possen gab es jeden Tag und an alles dachte ich eher, als ans Heiraten.

Da drehte sich eines Abends, als meine Genossen einmal recht vernünftig waren, das Gespräch um das Wirthshausleben. Mitten im Wirthshaus erdreisteten wir uns zu sagen, daß gegen den Trank zwar nichts einzuwenden sei, daß aber die Speisen für die Länge in einem Privathause doch besser schmeckten, als das unabläßige Schnitzel und Roastbeef im Gasthause. Das Gespräch hatte einen philiströsen Beigeschmack, und schon gar, als den vorhandenen Junggesellen die Gründung eines häuslichen Herdes gerathen wurde. Empört über die süßelnde Moralsiederei des Abends rief ich urplötzlich aus: „Ich brauche keinen eigenen Herd und wenn mir die Wirthshauskost nicht ansteht, so speise ich eben in einem Privathause."

„Wenn Du geladen bist," warf Einer her.

„Bin täglich geladen, wenn ich will!" rief ich, pochte kühnlich auf meine Beliebtheit, deren ich mich in der Stadt erfreute, und hingerissen von diesem stolzen Bewußtsein setzte ich bei: „Uebrigens warte ich nicht erst auf die Einladung, ich gehe ins nächstbeste Haus und speise dort."

Das wäre doch etwas viel gesagt, meinte Einer, und so elastisch dürfte selbst die zäheste Freundschaft nicht sein, daß man den ungeladenen Gast, wann es ihm beliebt, zu Tische zieht.

„Warum denn nicht?" war meine Frage. „Ich gehe eine Wette ein, daß ich in jeder Familie der Stadt B. speise, wann ihr wollt! Ich gehe ins Haus und sie werden mich zu Tische laden."

„Was gilt die Wette, Du sitzest auf!?"

„Wer sie verliert," sagte ich, „der giebt den Stadtarmen eine Mahlzeit!"

„Wacker!"

„So werdet Ihr mir morgen um halb zwölf Uhr Vormittags sagen, in welcher Familie ich zu Mittag speisen soll. Ich werde hingehen und sie werden mich zu Tische laden."

„Angenommen."

„Nur Eines bedinge ich mir. Arme Familien, denen ein Gast schwer fallen würde, sind ausgenommen."

„Selbstverständlich."

„Auf wie viele Tage wollt Ihr es vorläufig versuchen?"

„Auf eine Woche," sagten Einige.

„Auf drei Tage," meinten Andere. „Drei Tage, an welchen ihm wir die Häuser seines Mittagsmahles vorschreiben, werden reichlich genug sein, um den Prahlhans gründlich zu heilen."

So ward es festgenagelt. Ich bestellte beim Lindenbräu schon an demselbigen Abende den Rostbraten des nächsten Tages ab und schlief dann recht wohl auf der Bank unter meinem Kanarienvogel.

Am nächsten Tage von acht Uhr Morgens an saß ich wohlgemuth in meinem Amte. Die paar bockbeinigen Parteien,

mit denen ich zu thun hatte, konnten mir den Humor niemals verderben. Etwa um Glockenschlag eilf meldete sich der Magen, höflich fragend, was heute zu gewärtigen stehe? — Lass' Zeit, mein Kind, noch weiß ich nicht. — Um halb zwölf Uhr brachte der Kanzleidiener ein versiegeltes Briefchen herein. Ich wog es in der Hand und roch einmal darauf hin; nichts von Küchenduft, es war geruchloses Kanzleipapier.

Ich öffnete und las, daß ich heute, Donnerstag den 11. Juni 1885, beim Herrn Apotheker Bitterle speisen solle.

— So, so! Beim Apotheker Bitterle. Ein ganz braver Mann, der Bitterle. Indeß, ich hatte ihn erst am selbigen Vormittag angeschnauzt, weil er Umstände mit der Einkommensteuer machte. Herr Bitterle ist ein etwas sparsamer Mann, der das viele Schweinsfett, welches er jährlich kauft, nicht für die Küche eignet, sondern damit in der Apotheke die Hasen-, Dachs-, Kreuzotterfetttöpfe und andere Salbendosen füllt. — Nun, im Gottesnamen, wir wollen es versuchen.

Um zwölf Uhr stieg ich die finstere Treppe hinan zur Wohnung des Apothekers. An der obersten Stufe lag ein großer Kater, der schnurrte mich an, blieb des Weiteren aber liegen. An der offenen Küchenthür blieb ich stehen und sagte, höflich den Hut lüftend: „Guten Morgen, Frau von Bitterle!“ Denn sie stand beim Kochen.

„Uh!“ versetzte sie, „der Herr Karl! Sie suchen gewiß meinen Mann. Er ist in der Apotheke.“

„Er hat ganz recht,“ antwortete ich, „aber mir ist heute die deutsche Küche lieber als die lateinische.“

„Ist auch gesünder,“ sagte die gescheite Frau, und glättete mit einem Handstrich ihre schneeweiße Küchenschürze.

„Besonders wenn eine so geschmackige Köchin drin steht,“ versetzte ich. „Da kriegt Einer auch ordentlichen Appetit. Aber

ich bitte, Frau von Bitterle! kein Schmuck und keine Seiden steht der deutschen Frau so gut, als der Kochlöffel. Allen Respect! Wenn ich nur wüßte, womit die gnädige Frau den Salat einmacht. Tafelöl ist das nicht."

„Mein Mann ißt den Salat nur mit Leinöl".

„Nicht möglich!" rief ich aus.

„Vortrefflich, sage ich Ihnen!" versicherte die Frau und träufelte das goldige Oel auf das Grünzeug, „wer Leinöl einmal gewohnt ist, der ißt kein anderes mehr. Und gesund für die Brust!"

„Sein mag's," sagte ich ernsthaft, „sein mag das wohl. Ich glaub's geschwind. Soll ja das beste Oel sein, das Leinöl, hab's immer gehört. Delicat muß es sein! Aber frisch wird man es selten haben können."

„Wissen Sie was, Herr Karl," sagte das Frauchen und wendete mir ihr am Feuer geröthetes Gesicht zu, „wenn Sie glauben, daß wir den Salat mit abgestandenem Oel einmachen, so rathe ich Ihnen, sich vom Gegentheil zu überzeugen, und einmal mit uns zu Mittag zu essen."

„Liebste Frau Bitterle!" sage ich und halte die Hand hin, „es gilt. Ich speise heute mit Euch."

Jetzt kommt der Apotheker die Treppe herauf, der Kater ist still, aber der Bitterle knurrt.

„Du Mann," ruft ihm die Frau entgegen, „denke Dir, wir haben heute einen lieben Gast!"

„Hohl ihn der —" brummte Bitterle, „so oft man im Steueramt zu thun hat, ist der Humor für den ganzen Tag weg. Wer ist es denn?"

Da trete ich vor. „Freund," sage ich und halte ihm beide Hände entgegen; „die Schrift sagt: wenn Du Jemand beleidigt hast, so lasse die Sonne nicht untergehen, ohne ihn

zu versöhnen. Ich mag die Sonne nicht einmal den Zenith überschreiten lassen, ohne Dir Abbitte zu thun. Im Drange des Geschäftes entrollt Einem eben manchmal ein herbes Wort, ohne daß man die Parteien eigentlich ansieht, wer sie sind. Schlimm war's nicht gemeint, Franz, ich muß mit Dir heute eine Flasche Wein ausstechen, Du, stolpere nicht, da liegt ein großer Kater. Grüß Dich!"

Da hätte ich den Kerl sehen mögen, der mich jetzt die Treppe hinabgeworfen! Gerührt reichte mir Herr Bitterle die Hand.

„Er giebt uns die Ehre mit uns zu speisen," rief die Frau und war emsig beschäftigt, das Zimmer zu richten und den Tisch zu decken. „Müssen halt fürlieb nehmen. Wenn ich's nur um eine Stunde früher gewußt hätte! Ich habe zwei Hühner. Nun, verhungern werden wir nicht. Ich bitte, ist's gefällig?"

Kurz, es ward ein munteres Mahl. Ich wußte allerhand Schnurren und trällerte mitten durchs Rindfleisch und den Leinölsalat heraus tirolische Schnaderhüpfel, denn mein Gastherr war ein Tiroler. Vaterländischen Wein tischte er auf und nach der ersten Flasche schon machte er Allem Ehre, nur nicht seinem Namen Bitterle. Die Frau brachte zum Ueberfluß noch Aufgeschnittenes, wozu ich insgeheim gerne meine Wett-Gegner eingeladen hätte, die ich schon unten auf der Straße stehen sah, spähend, wie es mir wohl erginge beim Apotheker Bitterle. Wie waren sie erstaunt, als ich das Fenster öffnete, und in der einen Hand eine Havannah, in der anderen ein schäumendes Stengelglas schwingend, ihnen zutrank auf gute Gesundheit.

So war die erste Probe glänzend ausgefallen und am nächsten Morgen — ich gestehe es — stieg ich absichtlich mit

dem rechten Fuß zuerst von der Bank, auf daß ich nicht minder glücklich sein möchte. Vormittags kam mir der Gedanke, ob ich mir gegen alle Fälle nicht ein Paar Frankfurter holen lassen sollte, gewann aber die Oberhand über das Gelüste und erwartete ruhig die Weisung. Punkt halb zwölf war sie da: Heute, Freitag den 12. Juni, beim Herrn Propst.

Beim Propst. So schlimm hatte ich's nicht erwartet. Ich hatte die letzte Zeit her — weil man doch auch für die Unsterblichkeit etwas thun will — ein wenig Propaganda gemacht für den Altkatholicismus und war deswegen von dem clericalen Wochenblättchen ordentlich plattgebügelt worden, auf was ich schon vergessen hatte. Und nun soll mich der Propst, ein kirchenstrenger Mann, heute zu Tische laden. Noch dazu war Freitag, da die Geistlichen kein Fleisch essen. Die Bosheit meiner Gegner war grenzenlos.

Indeß, der Muth verließ mich nicht, obzwar ich unterwegs schon den Speisezettel zusammenstellte für das Mahl der Stadtarmen. Als ich durch den Hof der Propstei schritt, begann ich zu ahnen, daß die Wahl des Tages beim Propst doch nicht ganz so boshaft sein mußte, als ich mir vorgestellt. Der bestechendste Schmorduft machte meine Sinne wirbeln; am Brunnen wurden Fische ausgeweidet und ein Mann trug einen Flaschenkorb die breite Steintreppe hinauf. — Heute, wenn Du schlau wärest, heute lohnte es sich der Mühe, dachte ich, aber es fiel mir keine Form und keine Finte ein und klar wurde es mir, wenn der hochwürdige Herr mich aus eigenem Antriebe nicht zu Tische lädt, mit Listen kann man ihm nicht bei, abgesehen davon, daß man sich bei solchen Herren nichts vergeben darf. Ich bedauerte, in meiner Prahlsucht mich zu weit vorgewagt zu haben, in jedem Hause zu B. wird für den Karl doch nicht gedeckt sein.

Ich trat durch das Stiegenhaus, schritt durch einen düsteren Kreuzgang und klopfte an der Thür des Herrn. Als ich eintrat, kam er mir von seinem Pulte her, wo er augenscheinlich gelesen hatte, mit kalter Höflichkeit ein paar Schritte entgegen. Das war's, was ich am meisten gefürchtet hatte. Gegen einen tüchtigen Zornerguß, wie er Halbketzern doch offenbar gebührt, war ich mit allerlei Philosophie und Humor gerüstet gewesen, aber ein glatter Eiszapfen läßt sich nicht anfassen.

Was mir zu Diensten wäre? war seine Frage.

„Herr," entgegnete ich, „es muß nicht heute sein, es kann auch ein andersmal sein. Ich wollte nur gebeten haben, daß Sie mir einmal ein halbes Stündlein schenken möchten. Es läge mir dran, es wäre mir wichtig — heißt das, wenn ich Sie nicht incommodiren sollte."

„Bitte," sagte er kühl und deutete auf einen Ledersessel.

„Ihr seid," versetzte ich rasch Platz nehmend, „in der Nähe besehen doch nicht ganz so schlimm, als wir Ketzer Euch malen. Aber vollkommen trauen mag ich Euch nicht, es müßte mir denn gegönnt sein, anstatt mit dem hochwürdigen Herrn Propst, mit einem wohlwollenden Freund zu plaudern. Auf hohem Kirchenstuhl sitzend könnten Sie mir meinen heutigen Besuch schrecklich schief nehmen."

Ich gebe mein Ehrenwort, daß — indem ich so sprach — mir nicht der mindeste Faden vorschwebte, an dem ich entlang wollte. Der würdige Herr, der im Ganzen eine recht behagliche und gemüthliche Erscheinung gab, mochte vermuthen, daß der sonst allenthalben wohlgelittene, fröhliche Steuerbeamte sich bei ihm seines altkatholischen Treibens wegen zu rechtfertigen suchen wollte, oder wohl gar Belehrung über diesen Punkt. Er war fein genug, solchem Vorhaben die

Wege zu glätten, er schmunzelte und klingelte nach einer Flasche Wein. Das war verfahren. Wer eine Flasche Wein auftischt, hat nicht die Absicht, zum Mittagsessen zu laden. Doch plötzlich zuckte durch meinen Kopf die rettende Idee.

Ich war sehr ernsthaft und sagte: „Es sollte mich nicht kümmern und es ginge mich nichts an. Ihr Herren möget thun was Ihr wollt. Aber es gilt eine Wette. Ich behaupte, es ist nicht wahr, daß die geistlichen Herren das selbst niemals halten, was sie Anderen predigen. Es ist nicht wahr, daß sich die Herren an Fasttagen Fleischspeisen auftafeln lassen. Fische, Krebse und Schnecken natürlich ausgenommen. Ja, es ist nicht einmal wahr, daß sie ihre Fastenspeisen mit Schweinsfett kochen. So behaupte ich, aber die Anderen betheuern, Ihr füllet selbst Euere Torten und Freitagskuchen mit Schinken, Gansleberu und anderem Fleische. Das wäre kein Fasttag, habe ich gesagt, und ich gebe es nicht zu. Alle sind gegen mich und wir streiten hin und her und endlich bin ich ihnen hereingefallen. Einen Eimer Reininghauser gilt's."

Mit großer Desparation brachte ich das vor und trank; der Propst lachte und trank auch.

„Ich hätte," fuhr ich fort, „zur Richtigstellung den kürzesten Weg nehmen können, den in die Küche, welchen wahrscheinlich meine Gegner finden werden. Aber ich halte das nicht für correct. Ich gehe stets den ehrlichen Weg und bitte Euer Hochwürden, die Wette entscheiden zu wollen."

„Aber lieber Freund!" lachte der Propst, „wie soll ich in dieser Sache entscheiden? Und wenn ich jeden Freitag eine ganze Fleischbank aufäße, so müßte ich es leugnen und im Worte wenigstens das Kirchengebot vertheidigen. Das sollen Sie ja wissen und wissen es auch, und darum werden Sie und werden es Ihre Gegner mir nicht glauben, wenn

ich sage, daß in meinem Hause das Fastengebot genau im kirchlichen Sinne gehalten wird."

„Herr!" sage ich und stehe auf, „ich habe das Vergnügen, Sie seit neun Jahren persönlich zu kennen. Ihr Wort genügt mir vollkommen."

„Und ich werde es Ihnen trotzdem durch die That beweisen," sagte der Propst, „daß wir katholische Priester auch nach unserer Lehre leben. In zehn Minuten von jetzt ist Mittag, ich werde mich mittlerweile nicht von Ihrer Seite begeben und Sie erweisen mir die Ehre, heute mit mir zu speisen."

„Herr," sage ich und verneige mich tief gerührt, „die Ehre ist meinerseits."

Eine Viertelstunde später saßen wir, ihrer vier heitere Priester und meine Wenigkeit, im Refectorium und schmausten. Ich muß wohl gestehen, daß ich mein Lebtag keinen stilgerechteren Fasttag gehalten habe, als an jenem Freitag. Erbsensuppe, Salat mit harten Eiern, Forellen mit Krentunke, Rahmstrudel, Hummer mit Mayonnaise, Obst, Käse, schwarzer Kaffee mit Cigarren, Kerschbacher und Ofner Weine zu Ehren des Gastes. Als der Kaffee credenzt ward, blickte mich der Propst triumphirend an; ich drückte ihm die Hand. „So wird Euch halt immer Unrecht gethan von der bösen Welt," sagte ich. „Hoch! Es lebe die Clerisei!"

Während unsere Gläser aneinanderklangen, erhob sich draußen auf der Gasse ein Lärm. Meine Gegner waren wieder dort versammelt und stimmten laut in unser Hoch ein.

„Sie sollen heraufkommen!" rief der Propst, „auch diese Herren müssen sich überzeugen!"

So saßen wir bald Alle zusammen in der Runde und hielten bei munteren Reden ein scharfes Trinken.

Erst im Abenddunkel gingen wir mit illuminirten Köpfen nach Hause, heißt das, ich zum Lindenbräu. Der Propst und ich waren dicke Freunde geworden und mir fiel es nicht mehr ein, mich je noch einmal um den Altkatholicismus zu kümmern, da es sich bei dem noch älteren so trefflich leben ließ.

Nach diesen zwei so glänzend bestandenen Proben hätte ein Anderer an meiner statt wohl erwarten mögen, daß am dritten Tage ihn die Gegner selbst zu einem solennen Mittagsmahle einladen würden. Aber der hätte meine Freunde schlecht gekannt. Am dritten Tage um halb zwölf Uhr kam der Befehl, daß ich bei der Frau Regierungsräthin Langen zu Mittag essen sollte. Das war zu viel. Die Frau Regierungsräthin war ein junges hübsches Weibchen, dem erst wenige Wochen früher der Regierungsrath gestorben war. Die Witwe lebte seither ganz zurückgezogen mit ihrem Kinde und einer alten Magd. Die ganze Stadt theilte den Kummer mit der stillen, hochachtbaren Frau, Niemand aber wagte sie in ihrer Trauer zu stören, sie wünschte allein mit ihrem Knaben zu sein und das Andenken an den geliebten Gatten, mit dem sie kaum vier Jahre glücklich verheiratet gewesen war, in der häuslichen Stille zu feiern. Ich, als übermüthiger Bursche und mitunter ganz rasender Witzbold bekannt, war durchaus nicht die richtige Berufenheit, um der trauernden Witwe einen Besuch abzustatten.

Schon wollte ich mich meinen tückischen Feinden ergeben, als mir einfiel, daß auf dieser Erde mitunter ganz unglaubliche Dinge zu geschehen pflegten, daß ein einziger Mann, wie Napoleon, die ganze Welt erobert hätte, warum sollte es mir nicht gelingen, ein einfaches Mittagsessen bei der Frau Räthin zu erobern!

Ich ging in die Neugasse, wo ihr Haus stand. Schon von außen war dasselbe mit einem gewissen weihevollen Frieden umgeben; die Fenster waren mit weißen Vorhängen verschleiert. Ich zog an der Klingel. Die Magd rief von der Küche her, es sei offen, was man wolle?

Ob die gnädige Frau zu sprechen sei?

„Ach Gott," sagte die Magd, als sie mich erkannt hatte, „sie will immer allein sein, und wie gut wäre es, wenn sie sich etwas zerstreuen ließe! Die gute Seele wird mir noch krank. — Versuchen Sie es nur," flüsterte sie, wies gegen die Zimmerthür und machte mit dem gebogenen Finger die Geste des Anklopfens.

Das ließ ich mir freilich nicht zweimal gesagt sein. Nach wiederholtem etwas ängstlichem Klopfen hörte ich ein heiseres Herein. Ich trat in das Zimmer. Sie hatte eben, so viel ich noch bemerken konnte, ihr dreijähriges Knäblein geherzt, jetzt stand sie auf und ging mir ruhig ein paar Schritte entgegen. Ihr Gesichtchen war sehr blaß und in den großen schönen Augen waren Spuren von Thränen, die sie jetzt wie durch eine zufällige Handbewegung über das Gesicht zu verwischen suchte.

Ich weiß gewiß nicht mehr, welche Worte ich gestottert und was sie mir darauf zur Antwort gegeben hatte. Es ist wohl das Gleichgiltigste gewesen, was man sagen kann und ich sah sofort, hier sei ein rasches Umkehren das Beste. Mit einer verfehlten Thür entschuldigte ich mich und trat mit einigen Verbeugungen überaus plump den Rückzug an. Als ich die Stiege hinabschritt, rief sie von oben nach: „Herr Karl, erlauben Sie! Sie haben gewiß der Verlassenschafts-steuer wegen mit mir zu sprechen und sind zu zartfühlend.... Ich bitte, wenn das der Fall ist, nur heraufzukommen, mir

selbst, die sich nun einmal in das Unvermeidliche fügen muß, wird es angenehm sein, wenn sich die Dinge endlich geordnet haben."

Ich trat wieder bei ihr ein. „Sie sind ja der Freund meines Mannes gewesen," fuhr die Witwe fort, „und ich muß mich auch noch bedanken für die freundliche Condolenz-karte . . ."

„Das liebe Kind!" rief ich aus und beugte mich zum blondlockigen Knaben nieder. Dieser blickte mich etwas befremdet an und fragte dann die Mutter: „Ist das Papa?"

Die Frau antwortete nicht, sondern wendete sich beiseite und weinte.

Ich hob das Kind auf meine Arme, trug es gegen die Mutter und flüsterte ihm zu: „Sage der lieben Mama, sie soll nicht weinen; sie hat ein so herziges Büblein, sie ist so jung noch und soll sich wieder freuen an der schönen Welt."

„Ich danke Ihnen," sagte sie und legte einen Augenblick ihre Hand auf meinen Arm, „die Leute meinen es so gut mit mir. Es ist eine traurige Zeit für mich."

Jetzt kam die Magd mit einem braunglasirten Töpflein und einem Schüsselchen herein und sagte zum Knaben: „Fritz, Deine Suppe ist da!"

„Ich mag nicht," antwortete der Kleine und machte sich zutraulich mit meiner rothen Halsbinde zu schaffen.

„Fritzchen," ermahnte ihn die Mutter wehmüthig, „sei brav, iß jetzt Deine Suppe."

„Ich mag nicht," sagte der Kleine.

„Schau, Fritz, wie groß Du schon bist!" sagte ich und hob das Kind hoch empor, was ihm Spaß machte, „und Du wirst noch größer, viel größer, wenn Du Deine Suppe ißt. Dann wirst Du so groß wie ein Baum."

„Wirst Du auch so groß wie ein Baum, wenn Du Suppe ißt?“ fragte der Knabe.

„Ei freilich.“

„So iß. Dann esse ich auch.“

„Gut, Junge,“ rief ich vergnügt, „wir wollen miteinander die Mittagssuppe essen.“

Ich setzte mich zum Tisch, nahm den Kleinen aufs Knie und wir löffelten Beide ganz emsig die Suppe aus. Hierauf schlang Fritz seine Aermchen um meinen Hals und sagte: „Papa, jetzt darfst Du nicht mehr fortgehen.“

Ich blickte auf die junge Witwe, unsere Augen zuckten so seltsam aneinander, daß ich erschrak. Und wie mich dünkt, sie war auch erschrocken.

Wir wechselten hierauf wieder einige gleichgiltige Worte, ich sagte, daß ich meine Amtssache doch besser ein andermal abmachen wolle. Dem Kleinen versprach ich, daß ich bald wieder kommen würde, und so verließ ich die Wohnung.

Unten stand einer meiner Gegner und machte ein triumphirendes Gesicht. „Diesmal also abgeblitzt!“ lachte er.

„Wieso?“ fragte ich, „bin eingeladen worden und habe zu Mittag gegessen.“

Drei Monate später ging ich mit demselben Partner schwarz befrackt zur Frau Regierungsräthin, aus welchem Anlaß — Ihr werdet es vermuthen. Sie zierte sich nicht lange, sondern erbat sich die Jährung des Todesfalles.

Am 13. Juni 1886, es war das liebliche Pfingstfest, haben wir Hochzeit gehalten. An demselben Tage gaben meine Wett-Gegner den Stadtarmen ein Mahl. Rindsuppe mit Mark und Leber, Rauchfleisch mit Kren, Schweinsbraten mit Salat, Reispudding und Wein. Ich führte meine junge Frau in den Saal, daß wir uns an dem Behagen der alten, lahmen

und tauben Tafelgäste erfreuten. Allsogleich boten sie uns einen Ehrenplatz, wir tranken auf ihr Wohl, und sie tranken „auf gute Gesundheit des Mannes, der — ein Liebling der Stadt — nicht blos zu Tische geladen wird von den Wohlhabenden, sondern auch von Kindern und Armen."

Ich aber ließ vom Lindenbräu den Kanarienvogel holen und in unsere neue Wohnung bringen, nahm von dieser Zeit keine Wetten des Mittagstisches wegen mehr an, sondern speiste stets bei mir selber. Und mit gutem Appetit.

# Der junge Volksschullehrer.

„Dritte Classe! Nichtrauchcoupé!"

„Wohin?"

„Nach Oberarch."

„Hier, bitte!"

Der junge Mann sprang flink in das ihm angewiesene Coupé, der Schaffner machte den Schlag zu. „Fertig!"

Der Eingestiegene war ein etwa zwanzigjähriger Bursche in dunklem Anzug, welcher ein wenig ärmlich, aber sorgfältig gehalten war. Ein breitkrämpiger Filzhut hatte das dunkle Haar und die großen braunen Augen verdeckt, jetzt zog er aus Höflichkeit vor einem ihm gegenübersitzenden alten Mann den Hut vom Kopf und legte ihn neben sich auf die Bank. Ein blasses, schmales, treuherziges Gesicht, ein leichter Schatten auf der Oberlippe, den glänzenden Riemen des Seitentäschchens über der Schulter, eine Hand mit den wohlgepflegten Nägeln an den Riemen gelegt, so saß er da und schien nach einer Gelegenheit zu suchen, um mit dem alten Mann ein Gespräch anzuknüpfen. Wenn ich rathen müßte, wer der alte, klug und doch etwas gedrückt dreinschauende Mann mit dem

grauen Haar und dem glattrasirten Gesicht sein möchte, ich würde sagen, er gehört jenem Stande an, der, mitten im Volke lebend, durch Erfahrung gebildet und geklärt für die Zukunft wirkend, viel bedeutet und wenig beachtet ist, viel leistet und gering belohnt wird.

Die Gesichtszüge sind in unbewachten Augenblicken ein wenig leidend und in ihrem gutmüthigen Ausdruck vertrauenerweckend. Das mochte den jungen Mann anziehen, der schien ein freudig gestimmtes Herz auf der Zunge zu tragen, welches der Fesseln entlastet, Jedermann an die Brust springt.

„Guten Tag!" sagte er, sich höflich vor dem Alten verneigend, „wenn ich fragen darf, wie weit fahren wir mitsammen?"

„Ich fahre nur zwei Stationen weit," antwortete der Reisegenosse mit sanfter Stimme; „Sie scheinen einen größeren Ruck in die Welt machen zu wollen."

„Ich reise nach Oberarch, wo ich als Unterlehrer angestellt bin. Hier —" er zog eine sorgfältig in graues Papier eingeschlagene Schrift aus der Brusttasche, „hier mein Decret."

Der Alte las es mit freundlichem Kopfnicken durch und indem er es zurückgab, sagte er: „Ich wünsche Ihnen recht viel Glück."

„Uebermorgen trete ich mein Amt an," berichtete der junge Mann mit lebhaftem, fast erregtem Tone, „ich bin selig, endlich das Ziel erreicht zu haben."

„Welches Ziel?" fragte der alte Mann, „Schullehrer zu sein? Das ist kein Ziel, das ist ein Weg. Ja, es ist ein schöner Beruf."

„Es ist ein herrlicher Beruf!" stimmte der junge Mann bei, „ein Erzieher des Volkes zu sein! Mitzuarbeiten, daß die Menschheit weiser, tüchtiger, besser werde!"

„Es ist ein schwerer Beruf," sagte der Alte mit leiser Stimme.

„Gewiß, ein schwerer, verantwortungsvoller Beruf," sprach der junge Mann, „Aber ich bin entschlossen, ihm mein Leben zu weihen. Ich will ihm meine persönlichen Vortheile gern opfern, ich will gerne arm sein und unermüdlich wirken in der Schule, in der Gemeinde, will unablässig lernen und lehren und nicht allein die lieben Kinder leiten und erziehen, sondern auch die Erwachsenen geistig anregen, ihr Rathgeber und Freund sein. Ein Lehrer vermag viel! Als hochgeachtete Person in der Gemeinde hat er großen Einfluß auf Klein und Groß. Ich werde auch nicht heiraten, damit ich vollkommen unabhängig bin. Das Volk ist meine Liebe und mein Beruf geht mir über alles, und ich will mir einstens mit grauen Haaren sagen können: Du hast nicht umsonst gelebt."

„Die grauen Haare," entgegnete nun der Alte lächelnd, „die werden freilich einst kommen." Dann schwieg er.

„Ich bin ein Kinderfreund," fuhr der junge Lehrer fort, „unter Kindern bin ich am glücklichsten. Kinderherzen sind wie Wachs. In der Schule will ich ihr Weiser, außer der Schule ihr Gespiele sein. Nicht wie ein herrischer Vorgesetzter will ich zu ihnen stehen, sondern wie ein Bruder; ihre Liebe will ich gewinnen, dann habe ich sie ganz. Ihre Liebe, das ist das ganze Geheimniß!"

Der Alte nickte mit dem Kopf. „Sie denken da an weiche, gutartige Kinder," bemerkte er, „es giebt ihrer ja."

„Es giebt auch ungezogene Kinder, ich weiß es," sagte der junge Mann, „man bessert sie nur durch Güte. Selbstverständlich werde ich Trotz und Bosheit strenge bestrafen, aber nur moralisch, das wirkt weit empfindlicher, als etwa körperliche Züchtigung. Von selbst müssen sie dann kommen

und um Verzeihung bitten und Besserung versprechen. Das Kind ist von Natur gut; Aufgabe der Erziehung ist, darüber zu wachen, daß kein böser Same in das Kind fällt, und schädliche Keime mit milder Hand auszurotten. Wenn der Lehrstand sein Ziel fest im Auge behält, so werden in hundert Jahren die Kranken-, Irren- und Strafhäuser vermindert sein, die Advocaten und die Demagogen keine Geschäfte machen und die Kriege aufhören. Ganz gewiß!"

„Sie sind jung, lieber Freund!" sagte nun der alte Mann und legte seine Hände jenem auf die Achseln, „ich bin auch einmal so jung gewesen."

Unter solchen Gesprächen war die Station erreicht, wo der Grauköpfige ausstieg. Er reichte dem jungen Lehrer die Hand: „Ich gebe Ihnen meinen Segen. Ich bin ein alter Schulmann und sage Ihnen nur das: Seien Sie stark. Verzagen Sie nicht!"

Der junge Mann blickte dem über den Kies hinwandelnden gebückten Greise nach und dachte: Wohl noch Einer aus der alten Schule. Die haben nicht die richtige Energie gehabt.

Sein Muth stand aufrecht und als er nach drei Stunden den Boden von Oberarch betrat, war er in einer feierlichen Stimmung, die zwischen Zuversicht und Bangen schwankte.

Am Raine der Eisenbahn spielten Knaben und Mädchen.

„Grüß Euch Gott, liebe Kinder!" rief ihnen der Ankömmling zu. Sie glotzten ihn an und kicherten. Einen Jungen fragte er, wo das Schulhaus sei? Der schlenkerte den Arm gegen die Häusergruppe des Dorfes hin: „Da!" und lief davon. — Etwas verwahrlost, dachte der junge Lehrer, nun das wird sich bald geben.

Nach längerem Umfragen fand er endlich das Schulhaus. Es war ein altes Gebäude, welches zwischen Scheunen und Ställen stand. Es hatte nur wenige enge, starkvergitterte Fenster, denn es war vor Zeiten das Getreidemagazin eines Klosters gewesen. Ueber einige morschende Stufen stieg er hinauf zum Eingang. Eine alte, etwas zerfahrene Frau, welcher ehrwürdige Haarsträhnchen über die Stirne herabhingen, fragte ihn, was er begehre?

Der junge Mann nannte seinen Namen Albin Tegner und stellte sich als den neuen Unterlehrer vor.

„So!“ versetzte die Frau und musterte ihn vom Fuß bis zum Kopf. „Mein Mann ist jetzt nicht da.“

Sie ließ ihn stehen an der Thür. Er stand längere Zeit an derselben und zählte die Sprünge an der Mauer. Nun kam der Bahnbedienstete, der ihm den Koffer nachgeschafft hatte; diesen stellte der Mann auf den Erdboden, nahm seine Löhnung und ging davon. Da Tegner merkte, daß sich Niemand um ihn kümmere, so trat er in die Küche.

„Mein Mann ist jetzt nicht da, habe ich gesagt!“ schmetterte ihn die Frau an.

„Ich wollte nur bitten, daß vielleicht — meine Wohnung —“

„Um Gotteswillen!“ rief die Frau, „eine Wohnung? Im Schulhaus? Wüßte nicht, wie das zugehen sollte. Da müssen Sie schon zum Ortsschulrath gehen.“

Nach mannigfaltigen Forschungen war Tegner so weit, daß er in einem Kuhstalle stand, vor einem rothbärtigen Mann, der Dünger aushob. Das war der Obmann des Ortsschulrathes zu Oberarch. Der junge Mann stellte sich vor.

„Ein verdammtes Gefilz, wenn man Erlstauden gestreut hat!“ knurrte der Bauer und stach mit der dreispießigen

Gabel in den Stallboden ein. Tegner blieb ruhig stehen und schaute dem Bauer bei der Arbeit zu. — Die Jauche läßt er draußen den Weg hinabrinnen in den Bach; die dürre Streu will er als Dung aufs Feld führen. Und das ist der Ortsschulrath. — So hätte der junge Lehrer denken müssen, wenn er etwas weniger idealistisch angelegt gewesen wäre.

„Der Herr Oberlehrer ist eben nicht zu Hause," erlaubte sich Tegner nun zu bemerken, „und daher bin ich so frei, hier anzufragen, wo ich mich niederlassen soll."

„Ihr seht ja, daß ich jetzt keine Zeit habe!" versetzte der Bauer unwirsch und riß einen Fetzen halbverwester Streu aus dem Grunde. Da jedoch der Lehrer nicht vom Fleck ging, so schleuderte der Bauer endlich die Gabel von sich und führte den Ankömmling zum Schulhause zurück. Vor demselben war eine Rotte von johlenden Knaben eben beschäftigt, den an der Treppe stehen gebliebenen Koffer über den Rain hinabzuwälzen. Noch rechtzeitig kam Tegner herbei, um sein Eigenthum zu retten.

„Was ist's denn?" schnarrte der Herr Ortsschulrath die Frau Oberlehrerin an, „ist die Kammer nicht gerichtet?"

„Was für eine Kammer?"

„Für den neuen Lehrer. Der kriegt im Schulhaus eine Kammer."

„Das ist sauber!" rief die alte Frau, „so soll Unsereins die Milchtöpfe und das Obst auf die Gasse werfen!"

Das geschah zwar nicht, jedoch die Milch- und Obstkammer ward ausgeräumt und der junge Lehrer konnte einziehen.

Ein Strohschaub zum Lager, ein für die Milchtöpfe aufgerichtetes Brettergestelle als Tisch; ein tiefäugiges, vergittertes Fenster, in dessen Höhlung der neue Inwohner seine

Bücher aufstellte, ein Vorhang aus Spinnengewebe, der von dem moderigen Plafond niederhing, das war das Innere der Wohnung, die dem jungen Manne eingeräumt worden. Als er nun zwischen den feuchten Wänden den Frost wahrnahm, dachte er auch an einen Ofen. Anstatt eines solchen stand in der Ecke der viereckige Schornsteinschlauch aus der Küche, und der gäbe — behauptete die Hausfrau — Wärme genug.

Als sich Tegner zur Noth eingeheimt hatte, ging er ins Freie. Es war schon die Abenddämmerung, und jetzt kam auch der Herr Oberlehrer heim. Der führte eine Kuh am Strick, er hatte sie draußen am Waldrande geweidet. Er war sehr erfreut, den neuen Gehilfen zu sehen. „Man hat ja kaum mehr Zeit gehabt, sich um die eigene Sach' zu kümmern," sagte er, „sie ist ohnehin armselig genug. Nur die paar Ackerfleckeln da. Früher hat wenigstens die Bachwiese da draußen dem Schulmeister gehört. Seit der Neuschule ist das auch nicht mehr und heißt's schier betteln um jeden Grasschopf, den die Kuh fressen soll. Und alles kaufen! Bei der theuren Zeit! — Ei, Herr Tegner, Sie sind gewiß so gut, mir vom Acker das Säckel Rüben hereinzutragen. Unter der Esche liegt es, Sie sehen es gleich, sobald Sie dort um die Scheuer biegen."

Zum Abendbrot ging Tegner ins Wirthshaus, denn verköstigen mußte er sich selber. Es war ihm fast, als thäte heute auch ein Gläschen Wein noth, daß ihm ein wenig warm werde innerlich. Es fröstelte ihn. Im Wirthshaus „bei der Bandelkramerin" hing mitten in der Decke der großen Stube eine Lampe, welche die Tische in den Ecken nur düster beleuchtete. An einem der Tische saßen mehrere Dorfleute, die — während in einer anderen Ecke zwei Fuhrleute über Rösser stritten — im Flüsterton von einer gewissen Person sprachen.

Tegner saß allein und wollte auf das Gespräch der Nachbarn nicht achten. Als er jedoch merkte, daß es sich um eine Lehrerin handle, wurde er aufmerksam. Da hörte er nun, was in diesem Orte seine Collegin, die ihm noch gar nicht zu Gesicht gekommen, für eine unerfreuliche Person war.

„Ich sag's ein- und sag's allemal!" rief Einer, „das schickt sich nicht für ein junges Mädel! Mutterseelenallein umherstreichen in Feld und Wald. Nachher zu den Mahlzeiten im Wirthshaus! Mit den Mannsbildern scherzen! Geht sie allein nach Haus in finsterer Nacht? frage ich."

„Der Caplan hat denselben Weg," warf ein Anderer ein.

„Und das soll eine Lehrerin sein! Ich dank' schön."

Sie munkelten weiter. Tegner bezahlte seine Sach' und ging nach Hause. Als er auf dem Stroh lag, sann er nach über alles, was er auf seinem neuen Bestimmungsort an diesem einen Tag schon erlebt hatte. Er that einen tiefen Seufzer. Es kam über ihn wie Heimweh nach der Stadt, in der er doch keine Heimat hatte, weil all seine Verwandten ihm gestorben waren, wie Heimweh nach der Lehranstalt, aus der er sich doch so lebhaft fortgesehnt hatte. Noch bevor sich seine Augenlider schlossen, brachen Thränen hervor. . . .

* * *

Der Lehrer Albin Tegner hatte in der Schule zu Oberarch die dritte Classe überkommen. Sie bestand aus Kindern beiderlei Geschlechts, theils aus den umliegenden Bauernhöfen und Kleinhäusern, theils aus dem „Bürgerthum" des Dorfes, unter welchem die Kleingewerbsleute und Handeltreibenden zu verstehen sind, und aus den Arbeiterkindern der nahen Fabrik. Dieses gemischte Volk in den Schul-

bänken benahm sich auch darnach. Die Großbauernkinder plump, trotzig, gedankenträge; die Häuslerkinder furchtsam, kriecherisch, verschmitzt; die Bürgerskinder rechthaberisch, empfindsam, findig; die Arbeiterkinder verschlagen, listig und tückisch, und Viele bei einer gewissen Geschmeidigkeit grundverdorben. Da war es manchmal, als ob die Kinder gerade ihre schlimmen Eigenschaften mit in die Schule brächten, um sie dort, wie auf offenem Markte, gegenseitig auszutauschen. Der Herr Oberlehrer in der ersten Classe gab sich zufrieden, wenn sie zur Noth lesen, Buchstaben und Ziffern schreiben konnten; er mochte den weiteren Kampf mit der Welt aufgegeben haben und sich eigentlich nur noch um seinen Gemüsegarten, um seine Kuh kümmern, und um die Hereinbringung gewisser Naturalien, die ihm als angenehmes Ueberbleibsel alter Gepflogenheit von einem Theil der Bauernschaft noch willig ausgefolgt wurden. Die Lehrerin in der zweiten Classe that zwar ihr Möglichstes, um die Jugend zu zügeln, allein die wilden Rangen wuchsen ihr über den Kopf und Mancher legte es eigens darauf an, das Fräulein recht in die Hitze zu bringen, weil ihnen ihre Zornausbrüche und Drohungen Spaß machten. In solchem Zustande kamen die Kinder in die dritte Classe. Hier fanden sie den neuen Lehrer, der ein so ernstes Gesicht machte und eine so sanfte Stimme hatte. Er reichte jedem der Kinder die Hand und sagte, daß sie zusammen gute Freunde werden würden, weil er hoffe, daß sie brav und aufmerksam seien. Ein paar verwahrloste, an Gestalt verkrüppelte und häßliche Kinder waren darunter, mit denen war er doppelt liebreich; er dachte, solche Kinder seien darum in besonderer Gefahr, falsch und schlecht zu werden, weil sie von Allen zurückgestoßen und verhöhnt würden. Allen empfahl er, daß sie miteinander gute Kameradschaft halten

und zu ihm Vertrauen haben sollten; stets heiter sein und ohne Hinterhalt, das habe er gern und so solle es eine frohe Zeit werden, die sie miteinander zu verleben hätten.

Der erste Schultag ging ziemlich glatt ab, und obzwar Einige im Hintergrund der Stube ihre Mätzchen machten, kehrte die junge Gesellschaft doch ihre Wohlgesinnung hervor, so gut es anging. In den nächsten Tagen wurde das Benehmen in der Classe bedeutend ungezwungener und nach einer Woche nahm es hie und da eine bedenkliche Form an. Der Lehrer rügte, da gab es gedrehte Nasen. Eines verschergte das Andere und wenn er dann den Kläger wie den Verklagten „hinausstehen" ließ, so schnitten sie hinter seinem Rücken derartige Gesichter, daß die ganze Classe vor Gelächter aus Rand und Band zu gehen drohte. Der Lehrer hatte es anfangs wie die Schlangenbändiger versucht, sie mit strengem, gewaltigem Blick zu bändigen; das war nichts, sein Auge war so sanft und flehte, wo es drohen wollte. Vor Boshaften warnte er die Uebrigen, stellte Beispiele auf, wie die Bosheit bestraft wird und drohte den Schlimmen, den Verkehr mit ihnen abzubrechen. Es war nichts; sie fühlten sich um so wohler, daß sie dann gewissermaßen außerhalb des Kreises standen, in welchem es so viel Zwang und Rücksichtnahme gab. Die Braven und Fleißigen stellte er als Muster auf, ging mit ihnen spazieren, erzählte ihnen aus dem Naturleben, ergötzte sie durch Märchen, beschenkte sie mit gepreßten Pflanzen, selteneren Steinen, präparirten Schmetterlingen und Käfern. Es war nichts. Die Bevorzugten schauten hochmüthig auf die Anderen und diese Anderen spotteten ihrer und suchten ihnen allerhand Tückisches anzuthun. Besonders das Schakerl war erfinderisch im Necken und in Bösartigkeiten gegen die Mitschüler und den Lehrer. Das Schakerl, das war

der Sohn des Dorfkaufmannes Berger, der sich gern auf einen Großhändler hinausspielte, seinen Namen Bergé schrieb und wie Berschee aussprach und sein Söhnlein Jakob Jacques nannte. Aus Jacques ward im trauten häuslichen Verkehr ein Schakerl und in der Schule ein Schakal. Das „Schakal" vergalt der Junge zehnfach durch Tücke und Bosheit, aber auch, wenn der Lehrer mit ruhigem Ernste ihn Jakob nannte, war's ihm nicht recht, und wo er zur Vergeltung einen Tintenklecks anbringen, einen Kleiderzipf in die Thür klemmen, einen Stoß versetzen, einem Mädel die Haare zerzausen, einen Schimpf sagen konnte, da that er's.

„Jakob!" sprach der Lehrer einmal zu diesem Knaben, „es thut mir leid. Nicht darum, daß Du mich betrübst, sondern darum, daß Du Dir schadest. Alles strebt dem Wohlergehen zu; der Weg, den Du einschlägst, führt Dich weit davon."

„Hungerleider!" kreischte ihm der Junge nach, „iß mehr und predige weniger, schlägt Dir besser an. Auch meine Mutter sagt's!"

Seine Mutter, die Frau Kaufmännin Bergé lud bald darauf den Herrn Lehrer zu Tische ein. Er schrieb ein nicht ganz harmloses Absagebriefchen, zerriß es aber wieder. Nicht der Hunger hieß es ihn zerreißen, sondern das Bestreben, in Frieden und Freundschaft mit den Leuten seines Ortes zu leben.

Es mundete ihm aber nicht recht beim Kaufmann, so köstlich die Mahlzeit auch war. Die Frau Kaufmännin versicherte ihm bei der Suppe und bei den Forellen und beim Braten und beim Pudding und noch beim schwarzen Kaffee, daß ihr Jacques ein überaus lieber, herziger, genialer und vortrefflicher Junge sei. Und der vortreffliche Junge blickte

triumphirend auf den Lehrer und zerkaute dabei den Zipfel des Tischtuches.

* * *

Albin Tegner's Natur war eine gesellige und er hatte sich noch besonders vorgenommen, mit seinen Dorfgenossen in Freud' und Leid gemeinsame Sache zu machen. Nun fehlte ihm aber die Neigung dazu, sein Gemüth war so plötzlich und fast gewaltsam abgekühlt worden. Auch mit dem ganz verbauerten Oberlehrer war kein näherer Verkehr möglich, weil die Berührungspunkte fehlten. Wenn ihm der ältliche Herr so nebenhin doch einmal Wort gab über Pestalozzi oder Diesterweg oder einen anderen Pädagogen, so geschah es, um den Unterlehrer willfährig zu machen für Laubsammeln, Brennholzschneiden oder andere häusliche Verrichtungen. „Wenn der Herr Lehrer so gut ist, erspart man den theuren Hausknecht!" Die Oberlehrersleute waren auch erkenntlich und luden ihn manchmal zu einer Fisolensuppe oder zu gedünsteten Aepfelspalten ein.

Auch um die Lehrerin hatte sich Tegner nicht viel gekümmert; sie war gar jung und munter und er hielt sie für ein kindisches Ding. Bei der Bandelkramerin wurde einmal über die Farbe ihrer Augen gestritten; der Commis des Kaufmannes Bergé behauptete, sie habe blaue Augen, der Bahnbeamte versicherte, sie wären nußbraun; der Caplan sollte entscheiden, der fragte entgegen, was ihn die Augen der Lehrerin angingen? stand auf und verließ die Gesellschaft. Der Unterlehrer wußte, daß Fräulein Wallner lichtblondes Haar, rothe Wangen und milchweiße Zähne hatte, mehr wußte er nicht. Die Ursache dieser allgemeinen Unwissenheit mochte sein, daß die Lehrerin stets Augengläser trug und sich Keiner rühmen konnte, ihre Augen ohne diese Waffe gesehen

zu haben. Die Folge des Gespräches war aber, daß Tegner dem Fräulein demnächst etwas schärfer in die Augen schaute. Sie hielt das für einen vorwurfsvollen Blick und meinte, er sei mit ihrem Unterricht nicht zufrieden.

Bei einer nächsten Gelegenheit, als nach der Schule der Lehrer und die Lehrerin an der Thür standen und den davonjohlenden Kindern nachblickten, sagte sie: „Es ist ein Unglück, ein Weib zu sein — besonders für einen Schulmeister.“ Bei den Mädchen, meinte sie, ginge es noch, aber die Knaben! Dann erzählte sie, wie sie dem gelbhaarigen Jungen dort heute eine Strafaufgabe, die er zu Hause hätte schreiben sollen, abverlangt habe. Der Junge hätte sich, die Hände in den Taschen und ein Liedel pfeifend, vor sie hingestellt und nach Schluß des Liedels gesagt, die Aufgabe mache er nicht. So wirst Du über Mittag in der Schule bleiben, habe sie gesagt, und das jeden Tag, bis Du die Strafaufgabe geleistet hast. Darauf hätte ihr der Knabe ins Gesicht gesagt, daß — weiter erzählte die Lehrerin nicht, es versagte ihr die Stimme; rasch wendete sie sich ab, Tegner sah es aber doch, wie sie sich mit einem Tuche über die Augen fuhr.

Er wollte sich nicht weiter um das Anliegen der Lehrerin kümmern; da hat Jedes selber zu sehen, wie es mit seiner Classe fertig wird. In der nächsten Nacht, im Traume sah er das Mädchen hinter dem Schulhause am Birnbaum lehnen und bitterlich weinen. Sie schluchzte so sehr, daß auch ihm wehe ward ums Herz, und als er darauf erwachte, ging sein Puls rascher als sonst.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Als Tegner auf einem Spaziergang am Hause des Schuhmachers Gollinger vorübergehen sollte, fiel es ihm ein, ob es nicht am Ende doch die Sitte verlange, daß er bei seiner Collegin, die hier

wohnte, einmal einen Besuch mache. Er trat ein. Fräulein Wallner war zu Hause; ihre Sonntagsfeier bestand im Durcharbeiten der Schulhefte, wobei sie mehrmals wehmüthig auf Scheffel's „Ekkehard" blickte, der auf dem Tische lag und für den sie auch an diesem Tage keine Zeit finden konnte. Als Herr Tegner eintrat, schob sie freilich die blauen Hefte von sich und bot ihm ihr gegenüber einen Platz an. Es war traulich da. Ein sonniges Zimmerchen mit schneeweißen Vorhängen. Alles einfach aber ordentlich, und an den lichtgemalten Wänden hingen Kupferstiche zu Dichtungen von Goethe und Shakespeare.

„Sie haben sogar einen Ofen!" bemerkte Tegner mit einem wehmüthig lustigen Gesicht. Sie blickte ihn fragend an. „Ich habe nur einen Schornstein," fuhr er fort, „und der bringt mir manchmal, wenn es recht frostig ist, ein wenig Rauch aus dem Ofen des Herrn Oberlehrers herauf, damit ich auch etwas vom Feuer habe. Ich pflege meine Correcturen im Schulzimmer zu machen, wo wenigstens auch nach der Schule, wenn schon der Ofen kalt ist, die natürliche Wärme der Kinder eine Weile vorhält."

„Ja wohl," versetzte jetzt Fräulein Wallner seufzend, „die Kinder machen Einem freilich warm."

Jetzt sagte der junge Lehrer: „Mich beschäftigt immer noch eine Andeutung, die Sie gestern gemacht. Der gelbhaarige Junge — ich möchte doch wissen —"

„Sie sollen es wissen," sagte das Fräulein. „Als ich dem Knaben drohte, bei mir über Mittag in der Schule zu bleiben, gab er mir zur Antwort: Behalten Sie sich lieber Ihren Katecheten über Mittag in der Schule, läßt mein Vater sagen, ich wäre noch klein."

„Ist das möglich!" sagte Tegner und stand von seinem Sitze auf.

Die Lehrerin eilte an die Zimmerecke, als ob sie dort etwas zu schaffen hätte, und hub so heftig zu schluchzen an, daß ihr ganzer Leib erbebte. Jetzt war es um ihn geschehen. Er trat zu ihr hin, berührte streichelnd ihre Schulter, ihr Haupt und sprach ihr mit innigen Worten Beruhigung zu.

„Es ist eine so niederträchtige Verleumdung!" schluchzte sie, indem er sie wieder zurück an ihr Tischchen führte. „Ich bin etwas über ein Jahr in Oberarch und habe als junges Mädchen auf das ängstlichste alles vermieden, was nur den geringsten Anlaß zu schiefen Deutungen und Tratsch geben könnte. Es ist nicht möglich, man entgeht diesem Geschicke nicht. Ein Mädchen in meinem Alter sollte nicht in die fremde Welt hinausgestoßen, nicht in eine öffentliche Stellung gedrängt werden, wo sie mit allerlei Leuten zu verkehren hat. Abhängig von der Oberschulbehörde, die uns strenge Gesetze und Pflichten vorschreibt, abhängig von dem Ortsschulrath, der uns in der Erfüllung unserer Amtspflichten allerlei Hindernisse in den Weg legt; abhängig von der Geistlichkeit, die, eifersüchtig auf uns, unser Wirken oft zu discreditiren sucht; abhängig von der Bevölkerung, deren unberechenbarer Willkür wir unterworfen sind, sollen wir Frauen uns Respect verschaffen und das Volk erziehen. Das ist nicht möglich. Dazu kommen andere Verhältnisse. Wir müssen essen und bedürfen manchmal ein wenig Geselligkeit, wir sind aufs Wirthshaus angewiesen, müssen uns den freien Ton des Wirthshauses gefallen lassen, können es nicht hindern, wenn die Einen uns roh begegnen, die Anderen uns mit zweideutigen Aufmerksamkeiten verfolgen; unwillkürlich wird man in einen Kreis gezogen, in dem wir selbst zwar harmlos und rein stehen, um

welchen aber bald die Scheelsucht und Verleumdung anfängt ihres Amtes zu walten. Ich spreche von Versuchungen und wirklichen Gefahren nicht . . . ."

Sie brach ab.

„Wie sehr ich Sie verstehe!" sagte Tegner und legte seine Hand auf ihren Arm, weil er nicht wagte, damit ihre weiße Rechte zu berühren. Er zitterte fast.

„Ich ließ mich," fuhr Fräulein Wallner fort, „vom Abendbrot im Wirthshause stets durch eine Magd nach Hause begleiten. Daß sich uns etlichemale der Herr Caplan anschloß, der dieselbe Richtung zu gehen hatte . . . Uebrigens schreibe ich heute das Gesuch um Versetzung auf einen anderen Posten."

„Sie wollen fort!" rief Tegner.

„Sie müssen mir verzeihen, Herr College, daß ich vertrauensselig geworden bin," sagte sie, dann setzte sie aber ganz unvermittelt bei: „Hier fühle ich mich überall von Feinden umspäht."

Der junge Mann verstand den Wink und empfahl sich. In seine Stube zurückgekehrt, war es heute dort doppelt düster und frostig.

* * *

Die nächste Neuigkeit des Dorfes war, daß der Caplan versetzt werde. „Einen so menschenfreundlichen, braven Herrn bekommen wir sobald nicht wieder," sagten die Leute und bedachten nicht, daß ihre eigene Tratschsucht den Mann forttrieb.

Fräulein Wallner hatte zum Glück ihr Gesuch noch nicht abgehen lassen; jetzt durfte es keinesfalls geschehen, sonst müßten die Lästerzungen sagen: „Natürlich, weil der Herr

Caplan und galante Katechet nicht mehr in Oberarch ist, mag das Fräulein Lehrerin auch nicht länger bleiben. Natürlich!

Dem Unterlehrer Tegner war die Wendung freilich wohl lieb. Und oft, wenn es gar zu unbehaglich wurde in seiner Wohnung und nur der blasse Widerschein der winterlichen Schneedächer zum Fenster hereinfiel, war es ihm, als müsse er ein wärmeres Stübchen und eine traute Gesellschaft suchen. Er bezwang sich lange, aber endlich bezwang er sich nicht mehr.

Am Christabend war's. Fräulein Wallner war daran gewesen, über die Feiertage ihre Tante in der Stadt — die einzige lebende Verwandte — zu besuchen. Nun hatte ihr am letzten Tage die Tante geschrieben, daß sie mit ihrem Manne einen Ausflug nach dem Süden mache und die liebe Nichte daher ihren Besuch bis auf Ostern verschieben wolle. Tegner dachte an die getäuschte Freude seiner Collegin und an die Einsamkeit, die sie nun empfinden mußte, während Alles der festlichen Geselligkeit zustrebe. Das Mitleid mit ihr und sein eigener Hang zu einem Wesen, das wie er die Leiden eines hohen Berufes trägt, das wie er einsam und verlassen ist, führte ihn zu ihr.

Er wollte sie eigentlich nur abholen zum Abendmahl bei der Bandelkramerin, aber er blieb im stillen Zimmerchen bei ihr länger sitzen, als er sich vorgenommen. Der kurze schneiende Wintertag war allmählich in Dämmerung übergegangen, die Dämmerung in Dunkelheit und sie nahmen es nicht wahr, daß ihnen kein anderes Licht leuchtete, als der Schein der Straßenlaterne, welcher durch das Fenster auf die gegenüberstehende Wand eine verschobene Tafel goß.

* * *

Am nächsten Schultage führte in der dritten Classe ein Mädchen die Klage, daß ihr Nachbar in der rückwärtigen Bank sie mit dem Federstiel am Nacken kitzle. Der Lehrer schritt, das offene Lesebuch in der Hand, zwischen den Bänken auf und ab und verwies dem Schakerl — denn das war der neckische Nachbar — sein ungebührliches Betragen. Da streckte das „Schakal" dem Lehrer höhnend die Zunge heraus. Durch einen unglücklichen Seitenblick sah es Tegner, ein rascher Schritt und sein Buch klappte auf das Hinterhaupt des Knaben.

Jetzt ging das Geheul los . . . „Er hat mich geschlagen!" zeterte der Junge und den Kopf zwischen den Händen lief er davon, durch das Dorf in alle Winde schreiend: „Der Lehrer hat mich geschlagen!" und nach Hause, wo er eine fürchterliche Revolution anrichtete.

Am letzten Tage des Jahres saßen der junge Lehrer und die junge Lehrerin wieder beisammen im trauten Zimmer und versprachen sich treues Zusammenhalten fürs ganze Leben. Lange wollten sie den Oberarchern das Pikante eines bräutlichen Liebesverhältnisses nicht gönnen, am Tage nach Heilig-Drei-König sollte die Trauung sein. Es war ja auch ungemein einfach. Sie hatten sich lieb, Ehehindernisse lagen nicht vor, der Gehalt der Beiden zusammengethan reichte auf einen ganz einfachen Haushalt. Wie hätten sie es vor wenigen Wochen noch ahnen können, daß sie so glückseliger Stimmung voll in das neue Jahr sollten hinübertreten! In neuem freundlichen Lichte erschien ihnen wieder ihr schwerer Beruf, jetzt sollten sie ihn ja gemeinsam tragen; die süße gewaltige Liebe, die in ihren Herzen entbrannt war, gab ihnen auch wieder die Liebe zu den Kindern, zur Welt; voll Zuversicht leuchteten ihre Augen; voll Muth schlugen ihre Herzen.

Nun stand ihnen aber noch zum Jahresschluß eine niedliche Ueberraschung bevor. Zuerst klopfte es höflich an der Thür, dann kam der Gerichtsdiener zum Vorschein und brachte die Vorladung zur Gerichtsverhandlung am 7. Januar des neuen Jahres. Albin Tegner war angeklagt des Verbrechens der Gewaltthätigkeit, begangen an dem Schulkinde Jakob Bergé. Ich will die bitteren Empfindungen nicht zu schildern suchen, die das Gemüth des Lehrers in den nächsten Tagen peinigten. Seine Braut war unermüdlich, ihn zu versichern, daß er freigesprochen werde, freigesprochen werden müsse. Ein Klappschen mit dem offenen Schulbüchlein und in einem Augenblick, wo der Junge zur höchsten Empörung herausforderte! Nicht die geringste Spur einer Verletzung. Aber der Knabe hatte nach eigenem Geständnisse seit dem Klapps die fürchterlichsten Kopfschmerzen, seine Eltern bestätigten es und der Staatsanwalt rief: Das Gesetz verbietet dem Lehrer körperliche Züchtigung. Der Schlag auf das Haupt war aber keine Züchtigung, sondern ein Act der Rache! Meine Herren Richter! Wenn Sie das Gesetz nicht respectiren, so beschwören Sie über Ihre eigenen unschuldigen Kinder große Gefahren herauf! sie sollen ungestraft mißhandelt werden dürfen? — An demselben Tage, an welchem dem Lehrer Albin Tegner das junge Weib angetraut wurde, verurtheilte ihn das Gericht zu achtundvierzig Stunden Arrest.

Tegner war stets ein entschiedener Gegner der körperlichen Züchtigung von Seite des Lehrers gewesen. Er gab nun dem Staatsanwalte nicht Unrecht, wenn dieser sagte, das, was er gethan, habe gar keine Züchtigung sein wollen, sondern nur ein natürlicher Ausbruch des Zornes. Tegner war der Meinung, daß die körperliche Züchtigung nicht ganz zu entrathen sei, daß sie wohl auf Verlangen, aber nicht von

der Hand des Lehrers, sondern etwa vom Schulknecht auf Beschluß und unter Gegenwart des Ortsschulrathes zu geschehen habe. Wenn der Lehrer Mittel hat, das bösgeartete Kind in solcher Weise der verdienten Strafe zu überantworten, so wird er sich persönlich beherrschen.

Die Frau Kaufmännin jubelte und trug Sorge, daß dem Lehrer das Urtheil unmittelbar nach der Trauung zugestellt wurde. Tegner war im ersten Augenblick tief niedergeschlagen, er genoß nichts von dem kleinen Mahle, mit welchem die Bandelkramerin das Brautpaar bewirthen wollte. Sein junges Weib weinte sich die Augen roth. Plötzlich erhob sich Tegner und sagte: „Sei munter, Julie! Dieser Arrest ist mir die Ausgangspforte. Wir wenden uns einem anderen Beruf zu, der nicht so enge an den Gerichtssaal stößt.“ Jetzt kam der Reisingbauer, der auf seinen breiten Schultern die Obmannswürde des Ortsschulrathes trug. Es war derselbe, bei welchem Tegner sich am Tage seiner Ankunft vorgestellt hatte. Er trug heute das Feiertagsgewand, beglückwünschte das Brautpaar aber nur so nebenbei. „Da hat Er was Sauberes angefangen!“ schnarrte der Mann dann dem Unterlehrer zu, „da hat Er eine rechte Dummheit gemacht!“ Daß der Bauer nicht das Heiraten meinte, ward erst bei den nächsten Worten klar. „Wenn Er diesen nichtsnutzigen Schlingel schon haut,“ fuhr der Herr Obmann fort, „so soll Er's thun, daß es eine Art hat. Zwischen die Füß' nehmen und einen dreidoppelten Schilling auf den Rücken, das gehört ihm! Jetzt sitzt Er in der Schlamaß' und wir werden zu thun haben, daß wir Ihn herauskriegen. Fürs erst' melden wir die Berufung an. Das wär' sauber, daß die Oberarcher ihren Lehrer mir nichts, dir nichts einsperren ließen! Das giebt's nicht. Wir werden schon Zeugenschaft finden, die es sagen, was dem jungen Herrn

Schakerl gehört! Wir nehmen einen Doctor auf. Herr Tegner! Lustig sein! Von dem Spruch', den Ihm der Herr Pfarrer heut' gefällt hat, kann Er nicht mehr freigesprochen werden. Das nicht. Aber vom heutigen Gerichtsurtheil wird Er freigesprochen. Ich hab's gesagt. So, und jetzt wünsch' ich gute Nacht!"

Ein wenig protzig, aber das Herz auf dem rechten Fleck!

Tegner sagte einstweilen nichts mehr davon, einen anderen Beruf zu wählen und von Oberarch fortzuziehen. Nach vier Wochen war die Appellverhandlung. Tegner wurde freigesprochen und an demselben Abende brachten ihm die Musikanten von Oberarch ein Ständchen. Die Frau Kaufmännin Bergé schloß die Fensterläden; wahrscheinlich litt ihr liebes Söhnlein noch immer so sehr an Kopfschmerz, daß es keinen Trommel- und Trompetenschall vertragen konnte.

Der Sturm war vorüber. Ereignißlos ging nun das Leben unserer Lehrersleute hin. Mit strenger Pflichttreue übten sie ihren Beruf, die Beschwerden und Kümmernisse desselben mit Geduld ertragend. Das ging in nüchterner Arbeit so alltäglich dahin und sie wußten es selbst nicht, daß sie Großes wirkten.

Später, als es dem alten Herrn Oberlehrer nahegelegt worden war, daß er den wirthschaftlichen Zielen viel besser nachkommen könne, wenn er nach seiner langen Dienstzeit in den Ruhestand trete, und als der Herr Oberlehrer den Wink auch verstanden hatte und in Pension trat, wurde Herr Tegner an seine Stelle gesetzt. Aber in die eigentlichen Fußstapfen seines Vorgängers trat Tegner nicht; obzwar auch er die kleine zum Schulhause gehörige Landwirthschaft verwaltete, so befaßte er sich immer noch mehr mit der Kinder- als mit der Viehzucht. Er nützte seine Wirthschaft zu einer Art von Ver-

suchshof, in welchem er in seinen freien Stunden die Schüler mit landwirthschaftlichen Vortheilen vertraut zu machen suchte.

Was die Züchtigung der Schulkinder anbelangt, so hatte der Oberarcher Ortsschulrath eine eigenmächtige Verfügung getroffen. Wenn ein Kind etwas wirklich Schlimmes angestellt, so hatte es der Oberlehrer dem Ortsschulrathe zu melden und dieser mußte die Körperstrafe bestimmen und in Gegenwart der Eltern oder deren Stellvertreter ausführen lassen. Zu dieser Maßregel kam's aber äußerst selten. Das öffentliche Gericht war selbst den wildesten Jungen zu schrecklich und in Hinblick darauf herrschte in der Schule Zucht und Ordnung. Zwischen Lehrer und Schüler hatte ein warmes Verhältniß platzgegriffen; die Kinder schlossen sich auch außerhalb der Lehrstunden gerne dem Lehrer an, und die später aus der Schule getretene Jugend blieb in guter Freundschaft dem Schulhause zugethan.

Die Ideale des Jünglings, als er aus den Studien ins Leben getreten, waren überschwänglich gewesen, so überschwänglich, daß jenem alten Schulmanne auf der Eisenbahn das Herz geblutet hatte in Anbetracht der Enttäuschungen, die den jungen Mann erwarten mußten. Und doch scheinen jene Ideale sachte in Erfüllung gehen zu wollen. Es sind eben nicht bloße Ideale. In ihnen liegt auch die Kraft des reinen, liebreichen und opferfreudigen Herzens. Und diese Kraft vermag viel.

## Der Millionär.

Das war vor dem Klosterkeller am See. Draußen glitzerte das Gewässer, jenseits desselben baute sich das Hochgebirge mit den leuchtenden Gletscherschildern, und an meinem Brettertisch, in der grünen Nacht der Lindenschatten, funkelte im Glas der goldene Wein doppelt freundlich. Wahrlich, die Klöster brauchen nicht zu fürchten, von der Erde vertilgt zu werden, so lange sie gute Weine geben. Und die Juden werden niemals zur Herrschaft der Herzen gelangen, so lange jüdische Weinagenten uns mit jenem jämmerlichen Gesüff verfolgen, wie man es in allen Schenken der Straße zu finden, zu trinken und zu verfluchen pflegt.

Der Klosterwein hat schon Manchen zur katholischen Religion bekehrt, und ich selbst schwor zu jener Stunde im Klosterpark, daß in einem solchen Weine die Wahrheit liegen müsse. Auch das Bauernvolk war sicherlich derselben Meinung, das an den übrigen Brettertischen unter den Linden herumsaß, Wein trank, kecke Gespräche führte und Lieder sang.

Auf einmal unterbrach einer der Burschen sein Lied, stieß die Nachbarn mit den Ellbogen und sagte: „Schaut, dort geht er! Dort drüben geht er wieder!“

Die Augen wendeten sich gegen eine Landzunge hinaus, an deren Strand ein schwarzgekleideter Mann hinschritt. Er trug — so viel man von der Ferne ersehen konnte — enge Beinkleider und ein kurzes schwarzes Wams. Und da er den Stock so an die linke Seite preßte, wie einen Degen, gemahnte er fast an den Faust, wenn er im dunklen Sammte neben Mephisto dahinschreitet. Ueber die Schulter hatte unser Wandler am Gestade ein graues Reisetuch geworfen, wie es so die Engländer ins Land gebracht haben. Und auf dieser Gestalt saß ein rother Punkt. Das war der roth bebartete und roth behaarte Kopf, der keine Bedeckung trug.

Ganz hart am Wasser ging der Mann hin, blieb mitunter stehen, als ob er in den See starrte, schritt dann zögernd fürbaß.

„Er will schon wieder!" rief die Kellnerin.

„Und getraut sich nicht!" lachte einer der Bauern.

„Gebt Acht, vielleicht springt er doch hinein!" sagte ein Dritter.

„Man soll ihm einen Krug Wein schicken, vielleicht bringt ihn das auf andere Gedanken," rief ein Vierter.

„Steht sein gestriger noch auf der Tafel," sagte die Kellnerin.

„Seinen heutigen schreib' auf die meine," sagte einer der Zecher.

„Ist gehupft wie gesprungen," versetzte die Kellnerin, „Du zahlst auch nicht."

„Ich zahl' wie die Klosterbrüder zahlen: Gott vergelt's! Im nächsten Jahr soll er wieder gedeihen." So keck redete der Zecher d'rein. Hierauf schossen sie zusammen, die Bauern und Hirten und Waldleute, die an den Tischen saßen. Der Krug Wein wurde dem Schwarzen nachgeschickt, kam aber

wieder zurück, der Wandler am Gestade war nicht mehr zu finden.

Als sich die bäuerlichen Gäste verlaufen hatten, fragte ich die Kellnerin, was es mit jenem Manne denn für eine Sache sei?

„Eine traurige," antwortete die Kellnerin und griff an die Stirne: „Er muß da nicht recht sein. Er steigt schon etliche Tage in der Gegend um, sagt, er will sich umbringen und hat die Courage nicht dazu. Einmal ist er schon in den See gesprungen, muß ihm aber zu naß gewesen sein, weil er sich wieder herausgearbeitet hat. — Da kommt der Pater Anton, der weiß mehr von ihm. Küß' die Hand Hochwürden. Gleich bring' ich's."

So die Kellnerin und lief davon, um dem Ankömmling den gewohnten Trunk zu holen. Der Pater in schwarzem Talar, um die Mitte einen weißen Strick, setzte sich zu mir, gab einen freundlichen Gruß und schaute mich mit seinem runden Gesichte gemüthlich an. Wir waren uns also schon verknüpft; ich wollte etwas von dem räthselhaften schwarzen Manne wissen und der Pater wußte etwas von ihm. So war bald angehakt und der Priester erzählte mir. Etwa eine Woche zuvor sei weiterhin an der Felswand ein fremder Mann aus dem See gezogen worden, nachdem ihn der Fischer um Hilfe rufen gehört. Dann habe der Gerettete dem Retter bittere Vorwürfe gemacht, daß er ihn nicht ertrinken lassen, sei ihm ausgerissen, wieder ans Wasser gelaufen, dort aber am Ufer zusammengebrochen. Hierauf habe man den Armen ins Kloster gebracht, dort geazt und mit Kleidung versehen, denn seine Gewandung sei nur mehr in schmutzigen Fetzen am Leibe gehangen. Im Alter wäre er noch kaum über dreißig Jahre, wer oder was er sonst sei, das wäre nicht

aus ihm hervorzubringen, allem Anscheine nach ein Mensch aus gutem, reichem Hause, aber einer Irrenanstalt entsprungen. Bei einem Mahle, an dem er im Kloster theilgenommen, habe er sich als großer Feinschmecker erwiesen. Sein Benehmen sei ein merkwürdiges Gemisch von Höflichkeit und Trotz, manchmal flackere etwas, wie übermüthige Lust in ihm auf, dann sei er wieder tief niedergeschlagen, starre oft bewegungslos lange Stunden in Abgründe, in das Wasser, sitze mitunter in der Tischlerwerkstatt und starre die Werkzeuge an. Einen Revolver habe er anfangs bei sich getragen, der sei ihm abgenommen worden. Dann wandle er traumhaft umher, man sehe ihn drüben an der steilen Wand, man sehe ihn oben auf den Höhen, man sehe ihn draußen bei den Klostermühlen und am Wasserfalle und an der Brettersäge, wo er seine Augen in das Getriebe vertiefe. Dann wieder laufe er in das Dickicht oder werfe sich auf den Erdboden und klammere sich mit krampfhaften Fingern an den Rasen. Man sei ihm mit der Religion gekommen, dabei wäre er bewegungslos wie ein Taubstummer geblieben; aber einmal habe er auf den Feldern einem pflügenden Bauer zugeschaut und habe dabei angefangen, herzbrechend zu schluchzen und habe sich in die frische Furche gelegt und habe die Erde geküßt, daß der Bauer gar nicht gewußt, was er sich davon denken solle. Einmal am Abend habe er sich bei den Klosterbrüdern bedankt für die Herberge und Gastfreundschaft und gesagt: Morgen, wenn die Sonne aufgeht, bin ich nimmer. Aber als die Sonne aufging, war er doch noch und schlich von den Leuten abseits, und da habe man gesehen, wie er sich mit einem Stein an den Kopf schlage, daß helles Blut niederrinne über das Gesicht, dann wimmere er, und endlich, wenn er etwas zu essen bekäme, zeige er wieder guten

Appetit. Der Abt sage nun, länger sehe er dem Manne nicht mehr zu, er lasse ihn abliefern in die nächste Irrenanstalt.

Derlei hatte mir Pater Anton mitgetheilt, und dabei war es in meiner Seele unruhig geworden.

„Die Leute sagen," setzte der Pater bei und trank aus seinem Krug, „die Leute sagen, es sei der leibhafte ewige Jude."

„Mag wohl sein," antwortete ich, „zum mindesten ein Stück von ihm."

Bald nachher nahm ich Abschied vom Kloster und zog meiner Wege.

Ich strich bergauf und thalab, im Gebirge umher und dachte unterwegs viel an den seltsamen Mann und hoffte ihm sogar zu begegnen. Das geschah aber nicht und so wendete sich mein Herz von den Grauen einer umnachteten Seele wieder der lichten Herrlichkeit der Hochgebirgswelt zu.

Sonst pflegte man die Klöster in gesegnete Gegenden der Hügelgelände hinzubauen; aber der Erbauer dieser Pfaffei hatte das unwirthliche Hochgebirge vorgezogen. Die Liebe zu solchen wilden Gegenden konnte zu jener Zeit der Klostergründungen nicht Ursache gewesen sein, denn diese Liebe war in alten Zeiten nicht so in den Menschen, wie heute. Eher war es der Schutz, den die wilden Berge vor feindlichen Einfällen gewährten, in Hinsicht dessen diese Stätte gewählt worden. Oder die Sache fing etwa mit einer Einsiedelei an, oder einem Jagdschlößchen, das die Priester eines fernen Klosters hier erbaut hatten; zum Jagdschlößchen kam eine Kirche, zu dieser kamen Andächtige, es huben Wunder an zu geschehen, der Wallfahrer wurden von Jahr zu Jahr mehr, die Kirche wurde vergrößert, ständige Priester mußten sich niederlassen und es erwuchs ein Kloster, das von dem, was

die Gläubigen herbeitrugen und was das ferne Mutterkloster abwarf, reichlich gedieh.

Und so konnte die Abtei des heiligen Antonius ganz behaglich daliegen zwischen den schauderhaften Wänden. Sie lag — von oben herab gesehen — mit ihren weißen vielfensterigen Mauern, mit ihren zwei rothen Kuppelthürmen, mit den Wirthschaftsgebäuden und Baumgärten reizend am Gestade des Alpsees, und hinter ihr war ein kleiner, fast ebener Boden von grünen Matten und Fichtenwäldern. In Urzeiten mochte auch diesen von schroffen Felswänden eingeengten Boden der See bedeckt haben; heute ist er wie ein lieblicher Garten, an zwei Seiten bestanden von einer Schutzmauer. Diese Schutzmauer ist mehr als fünftausend Fuß hoch und im Winter hat das Kloster neun Wochen lang keinen Sonnenstrahl. Stellenweise steigt der blauende Wald streckenweit hinan in das steile Gebirge, am See hin ragen die Wände fast senkrecht empor, ja scheinen an zwei Stellen sogar überzuhängen. Oben sind sie scharf abgebrochen, und wie sich dort das Gebirge zurückzieht und im Hintergrunde zu neuen Massen schreckbar großartig aufbaut, das kann man vom Thale aus nicht sehen.

Wer jedoch oben steht auf einer der Kanten des Vorgewändes, dem schwindelt einerseits vor der Tiefe unter sich, in welcher der See wie eine braune, ins Gebirge eingezackte Spiegeltafel daliegt und daneben im dunklen Grün die winzigen Würfelchen des Klostergebäudes — und andererseits vor der Höhe über sich, in welcher die grauen zerklüfteten Bergwuchten stehen, von deren Häuptern und Hochmulden der versteinerte Schnee niederleuchtet. Diese Felsmassen setzen sich nicht zusammen aus einzelnen Stücken und Schichten, sie haben nicht die Art des Zersprungenen, Zerbröckelnden, in

geraden und glatten Linien gezeichnet, so stehen die ehernen quadratischen Blöcke da, mancher im Durchmesser von mehreren tausend Fuß; so liegen ihrer zwei und drei oder noch mehr übereinander und die obersten Zinnen überragen die Gebirgswelt und schauen in ihren äthergrauen, rechteckigen Flächen weit hinaus in die Lande.

Das Gewände jenseits des Sees hat mehr den Charakter des Unregelmäßigen und Plumpen, es baut sich in Pyramiden aus, von deren Schründen gelblichweiße Schuttriesen niedergehen und sich zwischen grünen Wäldern und grauen Klötzen ausböschen in den See. Selten ist das Bild ganz rein, entweder die Gipfel stechen in die Wolken hinein, oder es liegt der Nebel in den Tiefen und die Berge steigen, scheinbar jeder für sich, wie aus einem grauen Meere auf. Oder es schwimmen in der feuchten Luft die Nebelfetzen in halber Höhe hin, hängen wie Wetterfahnen an den Wänden oder dampfen im Morgensonnenschein aus den Steinhäuptern hervor und lösen sich im blauen Aether.

Scheinbar hat der Beschauer die Felswände sich ganz nahe gegenüber, aber wenn er nach Gemsen ausschaut, so sieht er dunkle kleine Punkte, wie Steinflöhe — das sind freilich die Gemsen, aber sie zeigen nur, wie groß der Abstand, wie riesig die Verhältnisse sind, in welchen sich der Beschauer selber wie ein nichtiger Steinfloh vorkommen muß.

Auf solchem Standpunkt wird der Werth des menschlichen Lebens stark verschoben, entweder es verliert gegenüber diesen ungeheueren Naturgewalten alle Bedeutung, oder es stellt sich als Erkenner und Genießer der Natur hoch über sie und ermißt an der seelenlosen Außenwelt seine göttliche Ueberlegenheit.

Als ich in solchen Gedanken dahinging hoch am Grate des Gewändes, das senkrecht in den See hinabtauchte, sah ich plötzlich unter mir auf einem schmalen Felsvorsprung einen Menschen liegen. Er lag in seiner schwarzen Kleidung ausgestreckt auf dem Rücken wie eine Leiche und ich wähnte auch anfangs, es wäre der nun todte Fremdling, den ich ein paar Tage früher unten am See gesehen. Es war aber der lebendige, wie mich eine Bewegung desselben belehrte. Es war eine Bewegung mit dem Arm, wie bei dem Erwachen aus einem traumschweren Schlaf. Ich erschrak vor dieser Bewegung mehr, als früher vor dem leblosen Bilde, eine einzige Wendung des Körpers, und er mußte in die ungeheuere Tiefe stürzen.

Diese Bewegung wurde vermieden, der Mann richtete sich mit Sorgfalt empor und kletterte mit Geschick aber auch mit Zittern und Zagen einem Gemssteige entlang quer heran zur Zinne. Mit einem Sprunge stand er auf der flachen weichen Matte und athmete auf. Dann blickte er wirr um sich und wollte davon eilen.

Ich trat rasch zu ihm und redete ihn an: „Sie können vom Glücke sagen, daß Sie heil heraufgekommen sind!"

„Ja wohl," antworte er gedämpft und säumig, „ich kann vom Glücke sagen. Ich kann vom Glücke sagen!"

„Wollen Sie nicht mit mir kommen, lieber Freund," lud ich ihn ein, „unten im Kloster erwartet man Sie."

„Wer erwartet mich?" schnauzte er auf, „mich hat Niemand zu erwarten, verstehen Sie? Die Pfaffen sollen mir meinen Revolver wiedergeben."

„Das sollen sie auch," sagte ich, „wer im Gebirge reist, muß eine Schutzwaffe haben, nicht der Menschen, sondern der Thiere wegen. Sehen Sie, ich habe auch so etwas."

Damit zog ich mein Terzerol aus der Tasche, er blickte es mit gierigen Augen an und fragte, ob es geladen sei?

„Dreifach. Ich pflege es im Gewände loszubrennen, ich ergötze mich am Echo."

Hierauf ging er mit mir und wies mehrere Stellen, die ein vielfaches Echo hatten. Dabei merkte ich, daß er mit der Gegend einigermaßen bekannt war und es war überhaupt vernünftig und unauffallend, was er sprach, und stand es zu seinem verwahrlosten Wesen, zu seinem verstörten Gesicht fast im Widerspruch. Das lange rothe Haar und der volle Bart, der das blasse eingefallene Gesicht wie eine Wildniß umwucherte, war verworren und es klebten Baumnadeln und Sandkörner daran.

Ich fragte, ob ihm der Hut denn vom Winde entführt worden wäre?

„Ha, ha," lachte er, „Alles frägt nach dem Hute, als ob der Hut das Wichtigste wäre an einem Menschen. Ja, es ist mir einmal einer auf dem Kopf gesessen. Vielleicht schwimmt er unten im See, wenn Sie ihn haben wollen."

„Mir geht's nicht um den Hut," war meine Entgegnung, „aber wenn ich Sie nach Ihrem Kopf gefragt hätte, wer weiß es, ob Sie mir Bescheid gegeben!"

Auf das versetzte er nichts, sondern ging still und stolpernd vor mir her, denn der Steig zwischen dem Gestein und Gezirme war sehr schmal. Plötzlich — wir waren so weit in das Hochplateau hineingekommen, daß man nicht mehr zum See und zum Kloster hinabsehen konnte — blieb mein Begleiter stehen, kehrte sich um gegen mich und sagte: „Wenn Sie klug wären, hätten Sie mich jetzt von hinten niederschießen müssen."

„So? Sie halten mich für einen Banditen?"

„Ei, was Sie denken!“ rief er und leg seine Hand wie besänftigend auf meinen Arm. „Sie sind ein braver Mann und gerade darum sollten Sie an mir ein gutes Werk thun. Ich bin ein Thor, ich bin dem Wahnsinn nahe, aber ich weiß noch ganz genau, was ich will und habe das Endziel meines Lebens nicht aus den Augen verloren. Leider Gottes, es geht mir nach dem Worte der Schrift: Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Mir beben die Beine.“

Er setzte sich auf einen breiten Stein, der schief aus der Erde hervorragte. Ich setzte mich ihm gegenüber auf einen zweiten Stein und bot dem Gefährten meine Feldflasche an.

Er that daraus einen durstigen Zug und der Klosterwein brachte seine Mittheilsamkeit in ganz ungeahnter Weise zum Rieseln. Nachdem er mehrmals getrunken, sagte er: „So ist das jetzt schon der dritte Monat, seit ich Almosen nehme. Wer hätte sich das je gedacht, daß die Liebe zum elenden Leben stärker sein soll als der Stolz des Millionärs, als die Weltverachtung eines alten Lumpen! Wer hätte sich das gedacht! Aber ich sage es: das ist noch das Erbärmlichste unter allem Erbärmlichen am Menschen, daß er feig ist — eine feige Bestie. — Also im Kloster erwartet man mich!“

„Und spricht von Ihnen,“ setzte ich bei, „und ich muß gestehen, daß auch ich seit ein paar Tagen oft an Sie denke.“

„Sie denken an mich. Das ist schön.“

„Nach dem, was man von Ihnen erzählt, vermuthe ich, daß Ihnen die Leute übel mitgespielt haben.“

„Die Leute, meinen Sie! Wenn das wäre, so könnte ich mich rächen!“ rief der räthselhafte Mann lebhaft und wühlte mit den Fingern in seinem Vollbart, was er allemal that, so oft er in Erregung kam; „leider bin ich es selber

der mir schlimm mitgespielt hat und den ich nun mit dem Tode bestrafen soll, weil er einen Menschen zugrunde gerichtet hat — sich selber."

„Daß Sie der guten Gesellschaft angehören, ist mir kein Zweifel," sagte ich.

„Der guten Gesellschaft!" lachte er auf.

„Ihrer Aussprache nach sind Sie ein Wiener."

„Nur ein halber. Ein geborner Prager, studirte ich in Berlin. Als mein Vater starb, war ich dreiundzwanzig Jahre alt und Erbe einer Million. Allsogleich hub ich ein standesgemäßes Leben an, machte Streiche, ward relegirt und ging nach Wien. In Wien lebt sich's flotter, das Studium gab ich auf, nachdem ich zweimal gefallen war und ich fand Genossen, die hatten einen guten Grundsatz, der gefiel mir: Die Million verjuxen und sich dann erschießen!"

Mit cynischer Geberde wühlte er wieder in seinem Bart, als wäre ihm das Eine wie das Andere zur Lust, schlenkerte die Arme aus, schnalzte mit den Fingern und wieherte: „Die Million verjuxen und sich erschießen!"

„Hoffentlich," so warf ich im Scherze ein, „waren Sie wie die liebe Jugend, diese ist leichtsinnig und pflegt ihren Grundsätzen nicht treu zu bleiben."

„Den ersten Theil desselben habe ich auf das Gewissenhafteste befolgt," versicherte er. „Ich habe jeden Tag meinen Tausender in die Welt geworfen, habe Lakaien, Pferde, Freunde, Freundinnen gehabt, habe Alles versucht, was sie Genuß heißen; ein dreijähriger Hexensabbath war's, theils in Wien, theils in Petersburg, theils in Baden-Baden und Homburg. Oh, wenn ich ein Tagebuch geschrieben hätte! Es war anfangs ganz ergötzlich, aber eher als man denken kann, eine Last, ein Ekel zum Erbrechen. Das Geld mußte

fliegen Tag für Tag, die Langweile that sich auf wie ein Abgrund, ich schlenderte Unsummen hinein, manche Stunde fraß das Jahreseinkommen eines Ministers, und die Langweile war nicht zu tödten. Es giebt nichts, woran ich mich nicht übersättigt hätte, noch bevor ich es eigentlich genossen. Es ist mir heute Alles nebelhaft, ich sehe nur zu Tod gehetzte Pferde, rollende Würfel, üppige Gelage, Weiberbusen mit Schaumwein getauft, blasse Gesellen im Nachtaumel des Katzenjammers. Und nie hätte ich geglaubt, daß diese Welt für einen Millionär so arm ist an Genüssen. Das ewige Einerlei des ruhelosen Wandels, des Schnaubens und Schnappens nach Neuem, Pikantem. Die Sinne wurden stumpfer, ich verschmachtete fast in der Oede des Reichthums."

„Haben Sie denn nicht Reisen gemacht, waren Sie nicht auf dem Meere, in den Alpen?" so meine Frage.

„Ich war überall, aber nur als Raubthier," antwortete er, „ich sah nicht den schönen Wald, ich sah nur das Reh und den Hirschen. Ich sah nicht das Hochgebirge, sondern nur den Adler und den Lämmergeier, ich sah nicht den klaren Alpfluß, die hohe See, sondern nur die Fische drinnen, und fangen, tödten, an mich reißen — sonst wußte ich von nichts. Ja doch! Eines Tages, es war auf dem Wege von Salzburg nach Berchtesgaden, brach mir auf der Straße ein Wagenrad und während des Aufenthaltes beim Dorfschmied sah ich, wie das Weib des Schmiedes, das auf dem Acker Kartoffeln jätete, zur Jause in der heißen Tageszeit ein Krüglein Wein vom Wirthshaus holen ließ. Eben will sie sich d'ranmachen, da kommt ein alter Mann des Weges gehumpelt, der setzt sich vor der Schmiede auf die Bank, trocknet sich den Schweiß und sagt nichts. Jetzt kommt das Weib mit dem Weinkrug, ladet den Alten ein, sich daran

zu laben, er bedürfe der Labe nothwendiger als sie. Da geht mir ein Licht auf: Der Wein ist doch ein großer Genuß, wenn man Durst hat, aber das Almosengeben muß ein noch größerer sein, sonst würde ihn das Weib nicht dem Trunke vorziehen. Den Genuß kann ich mir verschaffen. Ich lasse alles Bettelvolk der Gegend zusammenrufen, alte Männer und Weiber, Krüppel, Cretins, und sage: Jedes bekommt einen Thaler, wenn es über den Wassergraben springen mag, in welchem der Hammerbach rinnt. Ha, wie die Joppen und Röcke fliegen, den Meisten glückt der Sprung, aber Etliche fallen kreischend in den Bach. Auch diese sollen ihren Thaler haben, sage ich, wenn sie mir auf dem Anger ein Ballet aufführen, während die Kleider am Zaun trocknen. Da ist etwas. Ein alter Mann kommt auf mich zu, spuckt mir ins Gesicht, dann eilen sie schreiend und fluchend hinweg."

Ich war unwillkürlich aufgesprungen.

„Es ist weit mit mir gekommen," fuhr er fort, „aber niemals hätte ich geglaubt, niemals, meine Schande Jemandem so ins Gesicht sagen zu können. Wenn das nicht die größte Schamlosigkeit ist, so ist es Muth, und wahrlich, den hätte ich zu brauchen. — Nach wenigen Jahren war die Million dahin und ich floh vor den Gläubigern. Und nun — das Erschießen! — Wer eine Million verpuffen will, der soll sich zuvor prüfen, ob er nicht zu feig ist für die Consequenzen; sonst geht er einem elenden Leben entgegen, einem verdammten Leben, das zehnmal ärger ist als der Tod und das Fegefeuer."

Er schwieg, ich ebenfalls, denn ich wußte in der That nicht recht, was hier zu sagen war. Theoretisch sehr viel, aber wo ein unglückliches Menschenherz mit im Spiele ist, da muß man die Worte mit Bedacht wiegen. Die Wahrheit und

die Vernunft und die Moral sind oft zu rücksichtslos; den Sünder richtet man am besten auf, wenn man als Sünder zu ihm spricht.

Der Mann war in sich zusammengesunken, als habe ihn der Schlaf übermannt. Plötzlich fuhr er jedoch empor und starrte mich erschrocken an.

„Habe ich nicht den Hahn eines Revolvers knacken gehört?“ fragte er.

„Der Stoppel dieser Feldflasche hat gepafft,“ antwortete ich, „wollen Sie sich bedienen?“

„Ich kann mich nicht bedienen,“ war seine Entgegnung, „wenn ich aber einmal fest schlafe und Sie jagen mir die Kugel durch den Kopf, so bedienen Sie mich am besten.“

„Sie sind nicht klug!“ sagte ich und wahrlich, ich hätte was Klügeres sagen können.

„Mein Leben ist eine Pyramide,“ bemerkte der unheimliche Geselle. „Auf breiter Basis steht es und in eine scharfe Spitze läuft es aus. Schon die ersten Linien dieser Pyramide vom Grund aus streben der Spitze zu, dem obersten Punkt. Und der ist die Pistolenkugel. Und ich kann nicht. Ein Hundeleben ist eine Götterexistenz gegenüber der meinen. Das Leben verspielt und nicht sterben können! Das Leben verachten und nicht den Muth haben, es zu enden! Vom Sonnenlicht übersättigt und vor dem Grabe schaudernd! Eine Million verpuffen und sich erschießen! Wie leicht ist's gesagt. Ich setzte mir das Feuerrohr an den Kopf, zehnmal, o, weit öfter als zehnmal, aber mein Finger, der am Hahn lag, gehorchte mir nicht, lahm war er, lahm, und ich schleuderte die Waffe von mir. Ich hing am Hanf und habe die Schlinge gelockert. Ich nahm Gift und flehte den Arzt um Gegengift an. Ich sprang ins Wasser. Es wäre gut gewesen, da kommt der

Klosterbruder. Immer habe ich gehört, von den Pfaffen komme nichts Gutes; nie habe ich mich mit ihnen eingelassen und hab' es doch erfahren. So ziehen sie mich aus dem See. Nun übe ich mich in Muth und suche meine Schlafstelle da drüben an der Seewand, vielleicht stürze ich einmal unbewußt hinab. — Des Menschen Leben bläst der leise Windhauch aus. Steht's nicht so in einem alten Buche? Oh über die Hypochonder! wenn sie ahnten, wie schwer das Leben abzuschütteln ist! Ausgelebt haben und nicht sterben können!"

„Wie alt sind Sie?"

„Achtundzwanzig Jahre."

„Und wollen ausgelebt haben?" fragte ich. „Freund, Sie mögen den Abschaum des Lebens kennen gelernt haben, aber das Leben nicht. Mit einer Million kauft man sich kein Leben, noch weniger ein Glück. Sie müssen gerungen haben ums tägliche Brot. Sie müssen einmal aus einer schweren Krankheit genesen sein, Sie müssen Gutes empfangen und Gutes gegeben haben, Sie müssen sich ein Haus gebaut haben, und einen geliebten Menschen gefunden, und einen geliebten Menschen sterben gesehen haben, um zu wissen, was Leben ist. Sie haben noch nicht gelebt. Auf Ihrem Herzen liegt der Rost der Uebersättigung, den müssen Sie herausbluten, und es wird wieder jung sein. Sie haben bisher nur ihre rohesten Sinne gefüttert, den eigentlichen Menschen in sich haben Sie wahrscheinlich noch gar nicht entdeckt. Sie haben jene Organe noch gar nicht entdeckt, deren Bethätigung und Befriedigung erst das Glück giebt. Das Sehen des Schönen in der Natur, das stille und beständige Pflegen und Ueben der Liebe zu seinen Mitmenschen, das Wiedergenießen dieser Liebe, das Bewußtsein erfüllter Pflicht, das, mein armer Freund, sind weit tiefere und raffinirtere Lebensgenüsse als jene thierischen, die Sie sich mit Ihrer unseligen Million erkauft haben."

Der Mann that eine Bewegung mit der Hand, als wollte er damit sagen: Das gäbe es für ihn nicht.

Ach du arme, vom Schimmel zerfressene Seele, wie hat dich der Materialismus zugerichtet!

„Sie müssen nicht glauben, daß ich hier bei Ihnen sitze, um mich von Ihnen beschulmeistern und bedauern zu lassen!" sagte der Mann, indem er aufstand. „Ich habe mit Ihnen nicht angebunden, Sie haben es mit mir gethan. Gehen Sie hinab und sagen Sie den Pfaffen, sie mögen mich nicht erwarten und mit Seelenmessen läßt sich an mir nichts verdienen. Ihr seid alle Wichte! Alle! Adieu!"

Nun eilte er davon, zwischen Zirmsträuchern hin und schaute gar nicht mehr um. Ich war nicht Samaritan genug, um ihm zu folgen; ich hatte nicht das demütige Trostwort gefunden, welches der Sünder zum Sünder spricht. Schwer verstimmt stieg ich niederwärts gegen den See.

* * *

Das war die erste Begegnung mit diesem Menschen in den Tiroler Bergen. Später ergab sich Gelegenheit, mit seinen Schicksalen näher bekannt zu werden. Er hieß Friedrich Kürbaum mit Namen und war der einzige Sohn eines Prager Banquiers. Mit seinen Studienjahren und seiner Million verhielt sich's so, wie er selbst angedeutet hatte. Es wären aus der unsauberen Zeit wunderliche Einzelheiten zu erzählen, aber mir widerstrebt es und ich denke, es wird auch der Leser kein großes Verlangen darnach tragen, die erbärmliche Existenz eines bis zum Ekel übersättigten Schlemmers zu betrachten. Es war ein Leben ohne Kopf und Herz, es war das Welteinsaugen eines menschgewordenen Polypen. Das Beste an seiner Million war, daß sie endlich zur Neige ging; mit dem Ringen um die Existenz und der Angst vor dem

Untergange kamen wenigstens menschliche Regungen in seine Brust. Es ging ihm das Bewußtsein auf, ein Leben verloren zu haben und das verlorene Leben wie ein unerlöstes Gespenst weiterschleppen zu müssen durch alle Entbehrungen und Demüthigungen hin, und wie sozusagen sein Gewand und sein Leib stückweise von der gemarterten Seele abfallen müsse, bevor diese ihr Dasein aufgebe.

Mit solchem Jammer trat der durch Ueberfluß und Uebermuth entherzte Verschwender wieder in die Rechte der Menschheit ein, aber es dauerte lange, es bedurfte viel, bis es so weit kam, daß er nicht mehr höhnte und fluchte, sondern daß er weinte.

Lange strich er um im Gebirge; es war, als banne ihn die Größe oder als bedürfe er für seine innere Wildheit und Zerrissenheit die Wildheit der äußeren Natur. Planlos strich er um, in dieser Hütte bat er um Nachtherberge und um die Gnade, ihn während des Schlafes zu erdrosseln; in jener Hütte sprach er zu um ein Stück Brot und labte sich an dem freundlichen Laut einer Menschenstimme. Hier bettelte er um den Tod, dort bettelte er um Leben. Es war der allerärmste Bettler, der je in dieser unwirthlichen Gegend umhergestiegen.

Einige Tage war es nach unserer Begegnung auf der Zinne der Seewand, als Friedrich Kürbaum im Walde zu einem halb verfallenen Holzbaue kam. Einst mochten Kohlenbrennerleute darin gewohnt haben, wenigstens war vor der Hütte ein runder Platz mit Kohlenlösche, aus der Nesseln und anderes Krautwerk wuchsen. — Wenn er sich in diese Hütte einschlösse, die Fenster und Löcher verstopfte, mit Kohlenresten darin ein Feuer machte, um daran zu ersticken! — Mit diesem Gedanken stieß Kürbaum den Bretterverschlag auf, der die Thür bildete und trat in den dumpfigen Raum. Sofort

merkte er, wie sich in einem Winkel der Hütte etwas bewegte und eine Stimme war: „Mein Gott hat mich erhört. Friedrich! wie danke ich Dir, daß Du uns aufgesucht hast!" Dann hörte er nur noch ein leises Schluchzen.

Als sich seine Augen an die Dunkelheit etwas gewöhnt hatten, sah er im Winkel auf Heu ein junges Weib kauern, am Busen ein kleines Kind. Er erkannte sie sofort. Vor Jahresfrist auf einer Reise in die Schweiz war er ihr das erstemal begegnet in einem Flecken bei Innsbruck. Ein frisches, unschuldiges Landmädchen, das war noch etwas Ungewöhnliches für ihn. Das Schmuckkästchen half nicht, wie beim Gretchen, der Weltling mußte all seine Verstellungskünste aufbieten, um sie zu gewinnen. Und ein Bauernmädchen ist durch zarte Aufmerksamkeiten, durch glühende Beredsamkeit und leidenschaftliche Schwüre um so leichter zu bethören, als es derlei in seinem eigenen Stande so fein und hinreißend selten erfährt. Nach zwei Wochen zog Herr Kürbaum lustig weiter und hatte das süße Naturkind auch bald vergessen.

Floriana jedoch hatte auf ihn gewartet, anfangs mit Inbrunst, später mit Bangen, endlich in Verzweiflung. Als sie vor ihrem Vater das Geständniß that, wollte er sie tödten, traf mit seinem Schlage aber die abwehrende Mutter, die ohnmächtig zu Boden sank. Das Mädchen floh ins Etschthal, wo ein Oheim von ihr lebte, dort fand sie zur Noth Unterstand für die schwersten Tage, aber des Oheims Weib hielt es der Armen stündlich vor, daß sie hier nicht daheim sei, und so nahm sie das Kind, um damit wieder dem Elternhause zuzuwandern. Sie bettelte sich von Thal zu Thal, bis sie vor Erschöpfung endlich nicht mehr weiter konnte und in jener Waldhütte liegen blieb.

Das hatte Floriana nun dem Manne erzählt, oft unterbrochen durch ihre Schwäche und das Weinen vor Freude, daß er erschienen.

Kürbaum war rathlos, was hier zu thun oder zu sagen sei.

Um einen Schluck Wasser bat sie ihn; er war selber dem Verschmachten nahe. Da bot sie ihm ein Körbchen mit Heidelbeeren, die sie gesammelt hatte.

„Friedrich," sagte sie dann, „hier ist das Kind, Frieda habe ich's geheißen. Sieh es an. Sieh doch auch mich einmal an. Bin ich denn so sehr verdorben, daß Du mich nicht mehr erkennen kannst? Das Kind mußt Du hüten, daß es groß wird und brav. Ich glaube, bei mir ist's zum Sterben." Er wendete sich ab. Sie faltete die Hände: „Friedrich, ich mag noch nicht sterben. Auf der Welt ist es so schön und bist ja Du wieder bei mir! Ich mag nicht sterben. Noch so jung und schon auf die Todtenbahr!"

Er blieb stumm. Nicht einmal die Kraft der Verstellung hatte er mehr, um ihr ein beruhigendes Wort zu sagen.

Das Kind, in Lumpen gehüllt, schlief an der schwerwogenden Brust des Weibes.

„Wenn die Thüre offen wäre!" sagte Floriana. Er öffnete sie. Das Abendroth lag draußen auf den Bäumen.

„Nicht wahr, die Waldluft, sie soll ja gesund sein!" sagte sie.

„Gewiß," versetzte er.

„Meine Eltern laß ich grüßen. Auch den Vater," fuhr sie wie traumhaft fort. „Aber nicht wahr, mein lieber Mann, Du machest mich gesund. Du bist ja ein großer Herr. Du hast mir Geld geben wollen. Nichts wünsch' ich mir als die liebe Gesundheit. Ich will betteln mit dem Kind, ich will

Dir keine Last sein, nur leben laß mich. Mein junges Leben, nur das verlang nicht von mir!"

„Das meine gebe ich für Dich mit Freuden!" rief er aus. „Nimm es! Nimm es!"

Sie haschte nach seiner Hand: „Du bist gut, Friedrich!" hauchte sie und legte ihre Wange zärtlich an seine Hand und streichelte sie, „ich hab's ja gewußt, daß Du gut bist. Kreuz mußt Du mir keines setzen auf das Grab. Aufs Kind denkest Du ja und mich mußt Du vergessen. Es wäre kein gutes Gedenken. Du wärest brav geblieben und ich bin Dein Unheil geworden. Ich habe auch für Dich gebüßt, mein guter Knab', und Du sollst noch recht glücklich sein auf dieser Welt." Sie schwieg, hielt ihren rasselnden Athem ein, um zu horchen: „Hörst Du es? Hörst Du es?"

Auch er horchte. Nichts war, als der stille Abendfrieden.

„Die Glocken läuten," sagte sie leise.

Es war keine Kirche weit und breit und die kleine Kapelle, die draußen an der Straße stand, hatte keine Glocke.

„Es ist schon die Gebetstunde," sagte sie müde und legte über dem Kinde an der Brust ihre Hände aneinander, „sie läuten zum englischen Gruß, Bete ein Vaterunser, Friedrich!"

Er neigte den Kopf, aber er betete das Vaterunser nicht, denn er wußte nicht mehr, wie es lautete. Sie betete still und er saß neben ihr bewegungslos, wie hingebannt. Im traumhaften Zustande starrte er zur Thür hinaus, das Gold der Wipfel begann zu erblassen, die lichten Aeste und Steine verdämmerten mählich und in dem Schatten sang ein einziger Vogel weiche kurzabgebrochene Töne.

Das Weib war noch immer still und betete.

Herr Kürbaum hatte eine Empfindung wie nie bisher in seinem Leben, es war, als ob in seiner Seele etwas zu

thauen beginne. Dieses junge Weib — es war seltsam! seltsam! Fast ward ihm heimlicher, wenn er dachte, mit ihr den Rest seines Lebens gemeinsam zu verbringen. War in diesem kranken, weichen Herzen doch so viel Lebensdurst, so viel Muth zum Ertragen und Entsagen nur des lieben Sonnenlichtes willen! Vielleicht konnte auch ihm etwas davon zutheil werden. Sollte doch etwa auch er das Glück noch finden. Es muß ja so groß sein, das Glück zu leben, wenn es selbst der Aermste, Verlassenste nicht lassen will.

Als der Mann sich niederbeugte gegen ihr Angesicht, um zu sehen, ob die Betende nicht in den Schlummer gesunken sei, war ihr Auge starr und gebrochen. . . . .

Er rüttelte sie, er rief sie laut beim Namen. Sie war gestorben.

Da besann er sich nicht lange, erfaßte eine Kohlenschaufel, die neben anderen verrosteten Geräthen in einer Ecke lehnte, und ging, um draußen zwischen den Bäumen ein Grab zu graben.

Er grub und schaufelte mit Hast, aber der Moosboden war zähe, die Baumwurzeln waren hart und wollten nicht weichen. Erschöpft sank ihm die Schaufel aus der Hand. Dieser Leib, dem er eine Million zum Fraß geworfen, vermochte nicht einmal eine Grube zu schaffen für ein armes Wesen, das seinetwegen gestorben war. Ohnmächtig an Seele und Leib, und nicht sterben können!

Erschreckt fuhr er auf. In der Hütte begann das Kind zu schreien. Es war erwacht, es war ihm nicht behaglich an der todten Brust.

Herr Kürbaum wankte hinein und hob das Kind auf. Die Mutter wollte es nicht lassen, ihre Arme schlangen sich starr um den Säugling. Aber als er das junge warme Leben

nun an seiner Brust hielt, das Kindlein mit dem rosigen Antlitz, da ging eine heiße Fluth in sein Herz; wie ein Erdbeben der Seele erschütterte es sein Wesen und über seine Wangen rannen heiße Thränen.

* * *

Noch in derselben Nacht ist er mit dem Kinde davongegangen. Ein verspäteter Jäger begegnete ihm, dem theilte er mit, daß in der Waldhütte ein Todter liege, der zu begraben sei.

Er selber mit dem Kinde fand nach langem Irren Herberge und Atzung in einem kleinen Hause, das an einem Steinbruche stand. Dort lebte ein betagtes Weib, das kurze Zeit früher ihren Mann und Ernährer durch den Tod verloren hatte. Der war Steinschläger und Kalkbrenner gewesen. Bei einem Steinsprengen durch Pulver war ihm ein Felsstück an das Haupt geflogen.

„Es ist halt so traurig in meinem Hause," sagte die Witwe.

„So wollt Ihr mir vielleicht das Kind abnehmen," fragte Herr Kürbaum, nachdem er in Kürze die Schicksale desselben mitgetheilt.

„Es wäre recht," antwortete die Witwe „aber der Tod hat mir das Tuch vom Tisch gezogen."

„Wenn ich für Euch steinbrechen wollte?" fragte der Mann.

„Das wäre gut, aber das Steinbrechen allein lohnt sich nicht. Mein Mann hat auch noch die Kalkbrennerei betrieben. Man verkauft den Kalk jetzt gut hinaus nach Zirlschlag."

„Und wenn auch ich die Kalkbrennerei betriebe? Und den Erwerb brächte ich Euch, damit Ihr mir dieses Kind pfleget?"

„Ja, dann sind wir handeleins," sagte die Alte und machte einen Handschlag. „Aber — mit dieser Hand wollt Ihr Steine brechen?"

„Ein anständiger Selbstmord," murmelte Herr Kürbaum „und ist noch ein Verdienst dabei, da ich schon einmal so weit bin, sentimental und ein braver Mann zu werden. Es ist fabelhaft, was aus einem Millionär bisweilen werden kann!"

Einige Zeit mußte er sich von der alten Witwe pflegen lassen, bis er im Stande war, sein Vorhaben zu versuchen. Es war ihm ernst damit, und er selber staunte ob der wunderlichen Wandlung. Und dann geschah es, daß ein Mann, der die vornehmste Erziehung genossen hatte, der zu Lebzeiten seines Vaters zwölf Jahre lang allerlei Wissenschaften betrieben, sich mancherlei bewundernswerthe Fertigkeiten erworben, der hierauf eine Million zu erben bekommen, daß dieser Mann bei einem Halbcretin in die Schule gehen mußte, um sich und seinem Kinde das kümmerliche Brot zu erwerben.

Der schiefäugige, halbtaube Knecht des Verstorbenen unterwies Herrn Kürbaum, wie man den Eisenschlägel handhabt, wie die Steine am richtigsten zertrümmert werden, daß sie nicht zu groß und nicht zu klein bleiben, wie man sie in Prismen schichtet und mißt und verrechnet; unterwies ihn in der Kalkbrennerei, welche Gattung von Material man nimmt, wie man heizt, röstet, löscht u. s. w.

Kürbaum hätte es nicht ausgehalten, seine ganze Natur bäumte sich oft auf gegen solche Dinge, aber wenn er das Kind sah, das herzige blauäugige Kindlein, das ihn bisweilen so traurig und treuherzig, und dann auch wieder munter anblickte, da gewann er innere Kraft, und mit dieser stählte sich allmählich auch die äußere. Sein Wille erstarkte und rang

mit seinen Neigungen, die auch wieder zu erwachen begannen, furchtbare Kämpfe. Ein paarmal drohte ihm das Unterliegen. „Nur den tausendsten Theil von dem, was ich der Langweile und dem Laster in den Rachen geworfen, und das Kind wäre geborgen!" rief er und wollte das Werkzeug von sich schleudern und in den Abgrund springen. Immer wieder war es das Gedenken ans Kind, das ihn aufrecht hielt.

Nach und nach stellten sich auch Freuden ein. Das Kind lächelte, streichelte mit dem Händchen seine bebarteten Backen, faßte den Lederschild seiner Mütze und lallte: „—ut!"

Die Pflegemutter verstand: „Hut", der Vater wußte es besser, „Muth!" rief es ihm zu. Und er gewann ihn ganz zu eigen. —

Nach einer Weile vernahmen die Fratres des Klosters zum heiligen Anton am See, daß der wunderliche Mensch, der seinerzeit aus dem See gezogen worden war, draußen in Träusundbergen bei einem Steinbruch wacker arbeite. Nach näher eingeholten Erkundigungen ließ der Abt an ihn folgendes Brieflein schreiben:

„Eine Million verjuxen und sich erschießen! Wie jämmerlich! Aber eine Million verjuxen, dann Steine schlagen, das ist tapfer! Das Kloster braucht gegenwärtig einen Straßenmeister. Wollen Sie die Stelle haben, so mögen Sie sich melden."

So steht es heute. Friedrich Kürbaum ist wohlbestellter Straßenmeister und bewohnt mit seinem heranblühenden Töchterlein und der alten Witwe das im Schweizerstil gebaute kleine Haus, das rechterhand der Straße steht, wo sie sich gegen den See hineinbiegt und ins enge Klosterthal. Vom Fenster aus sieht man die Seewand und die im Hintergrunde aufragenden Felsriesen.

Ist das Alles? fragt Ihr. Und der Mann, der so fein erzogen worden, der so viel Glanz erfahren, der sich so heldenhaft emporgerafft hat, soll Straßenmeister bleiben?

Was wollt Ihr denn? Das, was Andere suchen und erjagen, hat er hinter sich, die Million. Er weiß, wie hohl sie ist, und diese Erfahrung giebt dem nun Geläuterten Ruhe und Weisheit für den Genuß des kleinen, innigen Lebens in der großen Natur.

# Der Beinrichter.

## Eine Abelsberger Geschichte.

Na, da kann die heilige Margaretha eine Freude haben, wenn an ihrem Namensfeste zu Oberabelsberg allemal Einer erschlagen wird.

Was willst Du denn? Ist ja Keiner erschlagen worden diesmal, nur den Fuß haben sie dem Fleischhauer gebrochen, oder vielmehr er sich selber, als er zur Thür hinausflog auf den Antrittstein. Das ist ja genug! sagt Ihr in Euerer Bescheidenheit. „Das ist zu wenig," schreit der Lederer Franz, „er hat schon aufgezogen mit dem Lehnstuhl, und wenn der Fleischhacker einmal aufzieht, da weiß man's, was es bedeutet."

„Das ist zu viel!" ächzt der Fleischhauer, „den Steffel ruft mir, Ihr lieben Leut', Ihr guten Leut', um Gottes-Christi-Willen, den Steffel!" wimmert er. Ach Gott, wenn ein Fleischersmann so wimmert, ein Fleischersmann, der sich vor keinem Blut fürchtet, wenn es nicht aus seinem eigenen Leib rinnt! Ein solches Wimmern ist possirlich. Soll's doch von seinen Ochsen lernen, ein Fleischer, wie man hinfällt, wenn man getroffen ist, und weiters kein Aufhebens macht.

Aber ein Aufhebens muß man diesmal doch machen, denn liegen lassen kann man ihn nicht, den Fleischhauermeister Fallent; die Bachwirthin schlägt ein helles Zetern an, als sie erfährt, er hätt' sich was gebrochen.

Also den Steffel! Den Beinbrucharzt, den Bruchrichter in der Wamsen. Als sie den Fleischer in sein Haus tragen, erheben im Stalle die Kälber ein fröhlich Geplärr, aber ihre Mutter, die Kuh, brummt: „Halt's die Mäuler, dumme Vieher, um den Steffel ist geschickt. In drei Wochen ist der Satan wieder auf den Beinen."

Mittlerweile kommt der Bote: „Mit dem Steffel ist's nichts. Der Steffel ist eingesperrt."

„Jesses! na, was hat er denn angestellt?"

„Beinbrüche hat er geheilt!"

„Dodl, das ist ja nichts Schlechtes."

„Und den Doctor hat er geschimpft. Und hat ihn der Doctor einsperren lassen."

„Weil er geschimpft hat?"

„Weil er Beinbrüch' geheilt hat."

„Geh', Trefler (Schwätzer), Du wendest Dich im Kreis wie ein narrischer Stier."

„Ehrlich wahr auch," sagt der Bote, „Beinbruchheilen, das ist verboten, das dürfen nur die Geprüften."

„Aber, Halbesel Du, wenn sich einer gach das Bein bricht, da hat der Steffel nicht erst Zeit, sich prüfen zu lassen."

„Deswegen soll man zum Doctor gehen, sagt der Doctor. Der Doctor i st schon geprüft, sagt der Doctor."

„Oh! — oh! — oh! die Schmerzen!" wimmert der Meister Falent.

„Es ist schon der Afel dabei," sagen die Leute.

Draußen in der Schlaghütte hängt eine frische Ochsenhaut, ist erst gestern Abends vom Leib gezogen worden, die wedelt ein wenig mit dem Schweif.

„Kein Knochen kann mehr ganz sein," klagt der Meister, „Alles wackelt, ach, ich unglücklicher Mensch!"

Jetzt was ist zu machen, den Doctor holen?

„Thät' ich nicht," sagen die Nachbarn, „der Doctor hat's aus den Büchern. Mit dem Kopf wird er's gut können, das Beineinrichten, aber mit der Hand, das ist eine andere Frage. Und woher denn? Er hat ja keine Gelegenheit, daß er sich übt. Jeder, der sich was bricht, braucht den Steffel."

„So ist's," sagte ein Anderer. „Nachher das auch: die Doctoren thun so viel gern studiren, Jeder will selber was profitiren bei so einem Fall, wenn's auch weh thut, das macht nichts, leiden thut's ja der Kranke, und dafür ist er krank."

„Ich will nicht sagen, daß sie's nicht können, die Doctoren, das will ich nicht sagen," rief wieder ein Anderer drein, „nach der alten Weis' einen Fuß einrichten, das ist ja keine Kunst. Aber sie thun herum, ob's nicht auch nach einer neuen Weis' ginge. So was muß man ja auf verschiedene Art machen können; der Mensch lernt nicht aus und auf die Wissenschaft muß man denken, heißt's. Und nachher ist's nichts nutz und muß es doch wieder frisch gebrochen werden, das Bein, wenn ein ordentlicher Beinrichter dazukommt. Na, na, zu einem Probirstein ist gerad' nicht jeder Mensch hart genug."

„Wo sitzt er denn, der Steffel?" schrie der Fleischhauermeister in heller Verzweiflung.

„In der Wamsen drüben sitzt er, im Gemeindekotter."

„Meine Gesellen sollen hinübergehen, die Schlaghacken mitnehmen, den Kotter aufsprengen."

„Nachbar, das geht nicht," mahnte der Bachelwirth, „aber ich weiß was Anderes. Mit dem Wamsener Richter bin ich gut bekannt. Ist ein kamoder Herr. Kannst auch einmal ein feistes Schweindl springen lassen zu Weihnachten, oder so. Wird ihn gefreuen. Ich schicke hinüber. Wastel, geh' her, da hast einen Sechser. Lauf' eilends zum Herrn Richter in die Wamsen hinüber, Du kennst ihn ja, den lustigen Herrn mit dem rothen Bart; ist erst vorige Woche bei uns gewest. Ich und der Herr Fleischhauermeister lassen ihn bitten, er wollt' uns den Steffel auf ein Stündel herüberlassen, nur auf ein Stündel, der Herr Falent hätt' Unglück gehabt, und wir thäten — na wart', bleib' da, ich muß schon selber gehen, wird gescheiter sein. Nur nicht verzagt sein, Nachbar, ich bring' den Steffel. Dieweilen Alles herrichten. Das Bett in die Mitten von der Stuben rücken, Weiberleut'! auch ein paar Stricke werden wir brauchen. Behüt' Gott, werden bald da sein."

So der Wirth zu Oberabelsberg; da stand auch schon der Einspänner mit dem Steirerwäglein bereit — ein feines Zeugl — und in zwanzig Minuten d'rauf war er in der Wamsen.

Der Richter ist beim „Goldenen Fuchsen" auf dem Scheibenschützenstand. Wird brav scheibengeschossen in der Wamsen und stehen prächtige altdeutsche Sprüche auf dem Schützenstand in der Wamsen.

Der Oberabelsberger Wirth brauchte sich nicht zu ducken, er trifft auch mitunter ins Schwarze — besonders wenn er die Zechschulden der Wamsener Bürger an die Tafel kreidet. Aber heute schleicht er so wunderlich an und läßt durch die

Kellnerin den Herrn Richter bitten — nur auf ein paar Wörtel.

„Was giebt's Neues, lieber Bachelwirth!" lacht ihm der Richter zu.

Der Wirth winkt ihn so ein wenig abseits gegen die Linde. „Ein großes Gebitt!" hebt er an und trägt sein Anliegen vor. „Bei einem Raufhandel dem Oberabelsberger Fleischhauermeister ein Fuß gebrochen!"

„Wo sind denn die Gendarmen wieder?" brauste der Richter auf.

„Ist nichts, Herr Richter."

„Und dann allemal zum Richter, zum Richter. Der Richter kann das Krumme nicht gerad' machen."

„Ist nicht krumm, ist ganz ab."

„Haben Sie ihn schon?"

„Liegt elendlich dahin."

„Ob sie den Raufbold schon haben?"

„Das weiß ich nicht. Der thut jetzt auch nicht weh. Aber das Bein soll so viel höllisch weh thun. Wir bitten um den Beinbrucharzt."

„Habe ich Beinbruchärzte?" lachte da der Richter grell auf.

„Einen hat der Herr Richter, einen hat er. Und recht gut aufgehoben. Nur auf ein Stündel Urlaub, wenn der Steffel Zeit hätt'.

„Aber zum Teufel!" sagte der Richter, „ein Beinbruch, da geht man zum Doctor. Ihr habt ja Euren Doctor in Oberabelsberg."

„Ist nicht daheim," log der Bachelwirth, „ist nach Nieder-Lassing gerufen worden, hab ich gehört, soll erst Abends heimkommen. So lang' kann aber der arme Meister unmöglich

warten, unmöglich! Der Fuß schwillt auf, unterlauft mit Blut, ist nachher nichts mehr zu machen. Kunnt ein Krüppel bleiben auf sein Lebtag."

„Ja mein Gott! Ihr werdet einsehen, daß man einen Arrestanten nicht auslassen kann, und schon gar nicht, um ihn wieder etwas vollführen zu lassen, weswegen er abgestraft ist."

Faßte der Bachelwirth den Richter sachte am Arm und sagte leise: „Wir wissen es Alle miteinander. Der Curpfuscherei wegen wird der Steffel nicht eingesperrt werden. Beinbruchdoctorn thut er und hat er dabei wohl mehr Gutes gestiftet als wie Schlechtes! Wohl mehr Gutes! Von weit um laufen die Leut zu ihm zusammen. Soll ihm ja nächstens ganz und gar erlaubt werden, sagt man."

„Mag sein, mag Alles sein," wehrte der Richter ab.

„Mit Verlaub," fuhr der Wirth fort, „der Steffel sitzt, weil er den Doctor hat geschimpft. Und soll sitzen. Soll sitzen, so lang' er will. Nur für das Stündel, für das einzige Stündel! Es ist eine Freundschaft, die wir Oberabelsberger dem Herrn Richter nie vergessen werden."

„Wer bürgt mir denn, daß er wieder zurückkommt?" fragte der Richter.

„Ich, Herr Richter, ich! Mit meinem Kopf, mit meinem ganzen Haus, mit Küch' und Keller, Herr Richter, das Faß Kerschbacher, ich nehm's nicht aus. Der Fleischhauer bürgt auch mit was, ich weiß es! Und wenn ich ihn am Strick muß führen, ich bring' ihn wieder."

„Es ist schwer zu verantworten —"

„Wenn er ihn nur schreien kunnt hören, der Herr Richter, den armen Teufel! Es geht Einem durch Mark und Bein."

„Schwer zu verantworten für einen Richter —"

„Nicht Richter! Nicht Richter, diesmal, Herr Richter. Diesmal nur Mensch, der helfen kann, der helfen will und Niemand davon einen Schaden hat. Ich weiß es gewiß und ich habe gesagt: ich geh' nicht umsonst, hab' ich gesagt. Zum Wamsener Richter geht man nie umsonst, wenn man in der Noth ist, der hat nicht allein den Kopf, hab' ich gesagt, der hat auch das Herz am rechten Fleck."

Der verstand's, der Bachelwirth! Richter sollen nie feuchte Augen haben, wenigstens nicht vor den Leuten, der zu Wamsen hatte sie. War's das Mitleid zum gebrochenen Fleischhauer, war's die Rührung über das Vertrauen, das man in ihn setzte, kurz, er war gerührt, und um das zu verbergen, schrie er nun fast wild auf: „Aber ohne Gendarm laß ich den Kerl nicht fort!"

„Vergelt's Gott!" antwortete der Wirth.

Bald darauf sind drei Männer gen Oberabelsberg gezogen, voran der Bachelwirth, hinten der Landsknecht mit dem aufgepflanzten Spieß, in der Mitte ein kleines, nach vorne geneigtes, raschtrippelndes Männlein, machte zwei Schritte, so oft der Gendarm einen that. Das war der Steffel. Seines Zeichens ein Kleinhäusler und Schuhmacher, hatte er mit dem menschlichen Fuß nähere Bekanntschaft gemacht, hatte es vom Schusterpech zum „Dürrband" (Harzpflaster) gebracht und war — er wußte selbst nicht wie — auf einmal Beinbruchrichter. Mit einem Pferd hub er an, er richtete das zerbrochene Bein so weit her, daß es zum Schinder gehen konnte, da sagten die Leute, der Steffel kann Beinbruch heilen. Er vervollkommnete sich auch bald in dieser Kunst, aber so recht kam er erst ins Zeug, als er die Tochter eines alten „Beinbruchdoctors" heiratete, die ihm als Heiratsgut die Wissenschaft und die Werkzeuge zum „Doctorn" mitbrachte. Er war

froh, das Schusterhandwerk auf den Nagel hängen zu können, weil ihm — wie er sagte — das Sitzen nicht gut thue. Und jetzt auf einmal ein solches Sitzen! Es ist leicht zu glauben, daß der Steffel über den Spaziergang nach Oberabelsberg vergnügt war. Er nahm die Fahrgelegenheit des Bachelwirthes nicht an, er wollte ein wenig Bewegung machen und als Märtyrer vor dem Gendarmen hergehen, und daß ihn, den wegen Curpfuscherei Eingenähten, jetzt der Gendarm zu einem frischen Beinbruch hinführen mußte, das war doch auch was werth.

Mittlerweile war beim Fleischhauer die Krippen-Urschel geholt worden, ein kümmerliches Weibsbild, das aber Krankheiten abbeten und Wunden beschwören konnte. Sie hockte vor dem bloßen Fuß, den ihr der Fleischhauer vom Bett unter der Decke heraushielt, machte darüber mit dem Daumen fortwährend Kreuzzeichen und sprach: „Beinbruch, ich segne dich auf diesen heiligen Tag, daß du wieder wirst gerad bis auf den neunten Tag, wie es Gott Vater, Sohn und heiliger Geist haben mag. Heilsam ist diese gebrochene Wunden, heilsam ist dieser Tag, da Jesus Christus geboren ward. Jetzt nehm' ich diese Stunde, stehe über diese gebrochene Wunden, daß diese gebrochene Wunden nicht soll schwellen im Namen Gottes Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!"

Jetzt traten sie ein.

Das erste war, daß der Steffel mit seinem grämigen Gesicht — es war im Kotter nicht holdseliger geworden — sich in die Runde wendete, zu sehen, ob Alles vorhanden. Verbandzeug, Stricke, „Eisenklampfen" und starke Männer. Was nicht da ist, das soll gebracht werden! — Dann zog er sein blaues Blusel aus und streifte an den Armen das Hemd auf.

„Die Schmerzen hätten nachgelassen, Gott Lob und Dank!“ boselte die alte Krippen-Urschel.

„Den Teufel haben sie nachgelassen!“ knirschte der Fleischhauer.

„Nein! nein!“ begehrte die Alte jetzt plötzlich auf und versteckte ihre runzeligen Hände unter die Schürze, denn die Fleischhauermeisterin wollte ihr eine Gabe auf die Hand legen. „Ich nehm' nichts! Ich darf nichts nehmen! Das thät nicht helfen, wenn ich was wollt' nehmen! Um Gotteswillen muß es sein, sonst thät's nicht helfen. Ein andersmal, wann mir die Frau Mutter was will schenken.“ Dann humpelte sie mühsam über die Thürschwelle hinaus.

„Werden wir halt die G'schicht' angeh'n!“ sagte der Steffel mit einer scharfschnarrenden Stimme, stellte sich ans Bett und begann das nackte Bein zu betasten und zu kneten.

Der Kranke rief alle Heiligen an vor Schmerz. „Nur aushalten, Falent,“ mahnte sein Weib, „jetzt ist der Steffel da, jetzt wird's bald besser sein. Ist vielleicht eh nur angesprengt.“

„Aus und ab,“ murmelte der Steffel. Was der Mensch doch mit drei kurzen Wörtlein Großes sagen kann! Der Fuß war a u s gerenkt und a b gebrochen.

„Die Eisenklampfen an die Wand schlagen!“ befahl der Steffel. Es geschah, vier handfeste Bursche waren in Bereitschaft. Kienspäne und Schindeln wurden hergerichtet zum „Spannen“, auf einen Leinwandfleck wurden Salben gestrichen.

„Die Weibsbilder sollen hinausmachen!“ verordnete der Steffel, „dieweilen ist für sie nichts zu schaffen da!“

Die Ehegesponsin verzog sich und versicherte noch an der Thür, ihr Weg gehe schnurgerade in die Kirche und sie höre

nicht auf zu beten, bis er eingesetzt wär'! Der Gendarm ging, den Raufbold zu suchen, der den Fleischhauer so unfein vor die Hausthür gelegt hatte. Und jetzt wies es sich, es war's Keiner. Der Mann muß sich rein selber hinausgeworfen haben. Mittlerweile wurden dem Armen um den Leib und um die Beine feste Stricke gebunden. Diese Stricke hatten schon ihre Probe abgelegt bei den stärksten Ochsen. „Nachher thun sie's," hatte der Steffel gesagt. „Jetzt hinstellen, Burschen! Zwei zu Betthaupten, zwei zu Bettfüßen. Die Stricke fest um die Faust wickeln. Sobald ich sag': Anziehen! alsdann anziehen."

Der Meister Falent jammerte.

„Jetzt ist's noch zu früh," bedeutete ihm der Steffel und stellte sich in Bereitschaft zum „Einrichten". Ein Blick noch, ob Alles in Ordnung, dann: „Anziehen!" Ein klägliches Aechzen: „Fester anziehen! Stemmt's Euch! fest anziehen!" Ein schreckbares Geheul, ein Krachen im Bein, ein lauter Aufschrei der Burschen — und der Fuß war aus den Fugen.

Wie ein Lauffeuer ging es durch Oberabelsberg: „Der Schuster-Steffel hat dem Fleischhacker den Fuß ausgerissen!"

„Wie einer Heuschreck den Fuß ausgerissen!"

Als sie kamen um zu sehen, war das Bein in große Pflaster geschlagen. Die Fleischhauerin stand am Bett und labte ihren Mann mit Essig. Und der Steffel? Der hatte gesagt: „Wenn Einer mit einem Fuß im Kotter steht, da soll der höllische Erbfeind ein Bein einrichten! Und überhaupt, wenn einmal wo ein altes Weib dabei ist, da müßt der Mensch rein Wunder wirken. Aber nur fleißig Pflaster auflegen, nachher wird's schon gut werden."

Dann ging er, von der Leibwache begleitet, wieder zurück in den Kotter.

Seit dieser Geschichte sind fünf oder sechs Jahre verflossen. Der Fleischhauermeister hinkt armselig herum in Oberabelsberg. Das eine Bein ist zu kurz, das andere zu lang, und der eine Witz, den der Mann noch macht, ist: sein Bein schreibe er fürder nicht mehr mit einem weichen, sondern mit einem harten P. Der Steffel ist besser zu Fuß, aber — hatte sich insgeheim der Richter geschworen — wenn ich *den* noch einmal in den Kotter krieg', Urlaub geb' *ich* ihm nicht mehr.

# Tabakraucher.

**Aus den Erinnerungen eines Waldschulmeisters.**

„Der gottverblitzte Tabak!" sagt unser Herr Pfarrer, und offen gestanden, ich sage dasselbe.

Da ist in diesen Gebirgen eine fast unglaubliche Sitte im Schwung, über die man sich verzweifelt ärgert oder toll lacht — wie man will. Im Anfang habe ich das erstere gethan, da hat mir der Tabak geschadet, den Andere genießen; jetzt thue ich das letztere und befinde mich wohl dabei.

Die erste Zeit, als ich in dieser Gegend umstieg, habe ich mich weidlich darüber gewundert, daß jeder Holzer und Kohlenbrenner und Halter so ein schiefes Angesicht hat. Einen Auswuchs am Backen. Und was das für eine besondere Mode ist, denke ich, in den Winkelwäldern, daß man die Kröpfe nicht blos am Hals, sondern gar auch an der Wange trägt. Hab's aber bald erfahren. Hühnerei große Tabaksknäuel tragen sie im Munde und kauen und ballen d'ran den ganzen Tag. Kommt die Mahlzeit, so thun sie ihn heraus und nach derselben einen frischen hinein, oder wer's weniger kostspielig giebt, den früheren wieder. Wer ihn während des Essens

drinnen lassen mag, auch gut, er duckt sich hübsch in den Winkel und läßt freie Durchfahrt.

Selbst in die Kirche ist zuweilen Einer gekommen und hat dem lieben Gott sein Gebet aus dem Tabaksknäuel vorgekaut. Die Meisten sind aber fein gesittigt, legen, bevor sie ins Gotteshaus treten, jeder sein Ding auf das Mauerleistel, um es nachher wieder zu sich zu nehmen. Daß manchmal kleine Verwechslungen vorkommen, führt Gottlob zu keiner Streitigkeit.

Arg erschrocken bin ich aber, als eines Tages auch ein Schulknabe mit dem Auswuchs an dem Backen kommt. Jetzt kann ich's nimmer verwinden. „Bübel," sage ich, „Dein linker Backen ist geschwollen. Wenn's nicht bald besser wird, so müssen wir den rechten auch geschwollen machen, sonst wärest Du schiefwangig."

Es ist bald besser worden.

Der Pfarrer hat's noch ernster genommen als ich. Wenn ihm so Einer die Hand hat küssen wollen, hat er sie eilends zurückgezogen und gesagt: „Protestir' gegen das Wundmal, ich bin kein heiliger Franciscus!"

So haben sie es endlich gemerkt: „Dem Pfarrer und dem Schulmeister scheint unser Mummel nit recht zu sein." Zuerst haben es die Dorfalten bleiben lassen oder wenigstens etwas schämiger betrieben, alsdann haben es denen auch die Anderen nachgemacht. Hingegen aber —!

Ach Gott, ein eingewanderter Holzmeister hat den ersten Tiegel ins Land gebracht. Steckt er das Unkraut hinein, gloset es an, saugt der Kerl durch ein Rohr den Rauch in den Mund und pustert ihn wieder aus.

Nicht sechs Wochen steht's an, so hat schier Jeder ein Zeug am Munde hängen, läßt sich Rauch in den Mund und

frißt ihn nicht. Und was für einen Rauch? Der Gestank ist unbeschreiblich.

Wird auch Jedem anfangs wind und weh, dann thut er „Bröckerle lachen", wie die Schwaben sagen; aber es ist einmal der Brauch zu rauchen. Und was „der Brauch ist", das thun die Leute, und wenn es das Halsabschneiden wäre!

Jetzt bringen die Hausirer Pfeifen mit. Hölzerne, irdene, gar blecherne, mit flachen, spitzen, durchbrochenen Messingdeckeln. Aber solche ohne Deckel, das wären die besten. Manche Rohre sind kurz und stark gebogen, daß die Pfeife hart unter der Nase steht, weswegen solche Zeugln auch „Nasenwärmer" heißen. Der Graßsteiger hat wieder ein so langes Rohr, daß die Pfeife am Fußboden aufsteht und der kleine Bub anzünden muß, weil der Raucher selber nicht dazu kann. So was Langes wäre fürnehm, sagen sie, und der Rauch thäte sich unterwegs von der Pfeife bis zum Munde abkühlen. Der Holzmeister hat ein „Zeugl" mit Silberbeschlacht und am Rohr ein Schnürlein mit Quaste. Der Schirmtanner hat eine weißerdene Pfeife, auf die ein sauberes Weibsbild gemalt ist. Der Lautenbrunner-Hies hat Eine mit einem „Wasserbeutel". Die soll gar besonders gut sein, da geht der Rauch durch das Wasser und wird so abgekühlt und von Giftstoffen gereinigt. Manchmal geben sie es zu, daß Giftstoffe drin sind, manchmal nicht. Mancher will rauchen und nichts von Tabakgestank dabei spüren. Es sind wunderliche Leute.

Auch die alten Weiber rauchen, müssen aber ihre Pfeifenstummel allweg mit der Hand in den Mund halten, weil kein Zahn da ist zum Anbeißen. Gerade bei den alten Frauen, sagt man, wäre das Rauchen von großem Gewinn; der Reim-Rüppel singt: „So lang sie sutzeln an den Pfeifen, thun sie nit keifen."

Aber auch die Anderen suchen Ursache zum Rauchen. Der Eine sagt, es sei gut für die Augen, der Zweite, es sei Arzenei gegen ansteckende Krankheiten; der Dritte raucht, damit er gescheite Gedanken kriege, der Vierte ist ehrlich, der raucht, weil's ihm schmeckt.

Wie sie früher den ganzen Tag gekaut haben, so rauchen sie jetzt von Früh bis Abends, darum haben wir neuzeit so viel blauen Dunst im Land. Dunst könnte man billiger haben, sagt der Pfarrer.

Und an Sonntagen, da stehen sie denn auf dem Kirchplatz, stopfen ihre Tiegel, schlagen Feuer und nebeln. Alsdann geht das Pfeifentauschen an. Jeder lobt die seine und will die andere. „Die besten sind die Erdenen!" sagt der Schirmtanner, „wenn so eine auf den Boden fällt, braucht man sich nicht zu bücken".

Sitzen sie in den Kirchenstühlen, so lassen die Burschen ihre Pfeifenrohre hübsch aus dem inwendigen Rocksack hervorlugen, daß sie von den Mägdelein gesehen werden können. Wenn der Knabe raucht, hält er sich für einen Mann. Was die Dirnlein in dieser Sache für eine Meinung haben, weiß man nicht recht.

So hat in Anbetracht solcher Dinge der Pfarrer einmal mit großer Entrüstung ausgerufen: „Dieser gottverblitzte Tabak!"

Ich nicke mit dem Kopf. Da setzt sich der Pfarrer zu mir und sagt: „Schulmeister, das Rauchen ist ein Weltübel. Ich habe nachgelesen, es raucht die ganze Welt. Von den Wilden Amerikas ist der Brauch ausgegangen. Die Deutschen schnupfen und rauchen seit dreihundert Jahren. Von einem Augsburger Arzt ist das Rauchen als Medicin eingeführt worden. Es hat aber nicht gesund, eher krank gemacht. Trotz-

dem hat's immer weiter um sich gegriffen und kein Mittel hat dagegen genutzt. Es muß ein verzwickelt feines Ding sein ums Rauchen. Was meint Ihr, Schulmeister?"

„Gott behüte mich!"

„Nicht wahr?" ruft der Pfarrer. „Arg ist nur das, daß wir Zwei, die zum Lehramt und Vorbild für die Gemeinde aufgestellt sind, in dieser Sache so ganz und gar unerfahren dastehen. Was hat mir gestern der Schirmtanner gesagt? Herr Pfarrer, sagt er, kaufet Euch ein Zeugel, man kriegt's wohlfeil, und rauchet. Und wenn Ihr drei Wochen geraucht habt und noch dagegen predigt, alsdann will ich mich bekehren. Was meint Ihr, Schulmeister?"

„Unter dieser Bedingung müßte man das Opfer bringen," antworte ich. „Halt in Gottesnamen ein Pfeifel kaufen."

„Da ist es schon," sagt der Pfarrer und zieht aus seinem Sack eine Erdene heraus und aus der Brusttasche ein langes Rohr, und aus dem Wandkastel eine Tabaksblader mit grünem Saum, und aus dem Hosensäckel Feuerzeug.

„Christi eleison!" schrei' ich, „der Teufel hat ihn schon! — Was kostet denn das Zeug zusammen?"

„Um sieben Groschen kriegt man den ganzen Krempel," sagt der Pfarrer, hebt an zu basteln und zu stopfen, schlägt Feuer und pafft und schmunzelt, und nebelt mir Eins vor.

Weil ich hüsteln muß vor dem scharfen Gestank, so sagt er: „Wer den Tabaksrauch bei Anderen nicht leiden kann — nichts besser als selber rauchen."

„Das ist ein höllisches Laster!" rufe ich aus und geh' hinab zum Krämer.

Als ich mit dem Zeug in den Pfarrhof zurückkomme, daß ich's nun auch versuche, ist der Pfarrer nicht in der

Stube. Die Pfeife liegt auf dem Tisch und ist das Feuer noch nicht ausgegangen.

Nach einer Weile kommt der Pfarrer herein, wischt sich den Schweiß von der Stirn. „Der Mensch ist über alle Maßen dumm," sagt er und raucht weiter.

Meine eigene Erfahrung übergehe ich, sie nutzt ja nichts. Nach drei Tagen geht's ohne Unterbrechung.

„Wenn die Racker schon rauchen müssen," sagt der Pfarrer und meint die Pfarrgemeinde, „so wollen wir ihnen Eins vorrauchen mit Maß und Ziel, all' Tag ein Pfeifel."

So sitzen wir des Abends im Wirthshaus beisammen, rauchen das Pfeifel und wie es aus ist, klopfen wir am Tischrand recht hörbar den Tiegel aus und sagen: „So, für heut ist das genug."

Da meinen Andere: „Wenn's beim Pfarrer und beim Schulmeister genug ist, so mag ich's auch gut sein lassen. Morgen wieder eins."

Bald ist's Mode. Die Angesehenen des Tags nur eine Pfeife. Angesehen will Jeder sein. Der Schirmtanner hat sich nun aber Eine angeschafft mit einem sehr großen Bauch, das dampft stundenlang, und man gehört doch zu den Angesehenen.

Die drei Wochen vergehen, die Predigt gegen das Rauchen, durch welche sich der Schirmtanner bekehren lassen will, bleibt aus. Hingegen fällt dem Pfarrer eines Abends in der Gesellschaft zufällig seine Pfeife zu Boden. Ist eine gewesen von denen, die das Gute haben, daß man sich nach ihnen nicht mehr zu bücken braucht. Der Herr bückt sich auch nicht, sondern singt: „Ihr Leib, der geht der Erde zu, von der er ist genommen," und schiebt mit der Stiefelspitze die Scherben beiseite.

Ich lobe heimlich den Pfarrer ob seines Verlustes und mein Gewissen räth mir zu demselben Unglück. Meine Pfeife fällt mir vom Rohre weg zu Boden, aber wie ich mit der Stiefelspitze die Scherben seitlings schnelle, gibt's mir einen Stich im Herzen. Jetzt erwarte ich, daß auch dem Schirmtanner und allen anderen Angesehenen die Pfeifen zugrunde gehen sollen, aber da sagt Einer: „Aus dem Schaden Anderer muß man klug werden," und hängt seine Pfeife mit einem grünen Schnürchen ans Rohr. Sie behandeln seither ihre Zeugeln mit vieler Vorsicht.

Ich winde mich ein paar Tage durch und mir fehlt immer etwas. Es ist kein Hunger, es ist kein Durst, und ich bin doch nicht satt. Wenn der Mensch verliebt ist und er kann den Schatz nicht haben, das muß schier so öde sein.

Jetzt kommt einmal der Pfarrer zu mir auf Besuch. „Habt Ihr denn noch Keine?" fragt er.

„Nein," antworte ich, „die ich möcht', krieg' ich nicht, und die ich krieg', mag ich nicht."

„Schulmeister!" ruft er, „woran denkt Ihr denn wieder? Ich meine, ob Ihr noch keine neue Pfeife gekauft habt!"

„Habt Ihr schon eine?" ist meine Gegenfrage.

„Lieb ist er mir geworden, der gottverblitzte Tabak," sagt er. „Es ist ein Genuß, den man nicht nennen kann. Sind es die blauen Wölklein, die vor unseren Augen aufsteigen und uns das Harte und Herbe des Lebens verschleiern? Ist es die Gluth im Tiegel, die unser Blut erwärmt? Die Sorgen gehen schlafen, wenn man raucht, und milde Gedanken und Bilder wachen auf. Der Rauch ist ein Sinnbild von unserem Leben und Wünschen und Besitzen und mahnt uns freundlich: Vergiß was vergangen, wenn's weh gewesen; gedenke daran, wenn's schön gewesen. Hege keine ungestümen Ver-

langen, begegne Deinem Geschick mit Gleichmuth und Ergebung. Keiner hat gehadert mit Gott, so lange ihm ein Pfeiflein geschmeckt; Keiner hat sich ums Leben gebracht, ehe das Feuer in der Pfeife ausgegangen war. — Solche Gedanken sind mir beim Rauchen gekommen, sonst wären sie mir mein Lebtag nicht eingefallen."

„Also habt Ihr nicht allein das Pfeifel im Wirthshaus geraucht!" sage ich, „denn da haben wir beständig geschwatzt und beim Schwatzen ist keine Zeit zum Denken. Also habt Ihr auch daheim in der Stube etwan täglich noch Eins geraucht?"

„Zweie, mein lieber Schulmeister, und auch Dreie," gesteht der Pfarrer. „Und nachher, wie mir mein Zeug verunglückt ist, will ich's lassen. Es geht aber nimmer. So ist's mir. Und jetzt, Schulmeister, wie ist's Euch?"

Ich sage nichts d'rauf. Kein Wort sage ich, sondern reiche ihm die Hand und gucke ihn an. Da haben wir uns verstanden.

Am nächsten Abend sitzen wir wieder beisammen und rauchen, aber nicht im Wirthshaus, sondern in der Stube beim Pfarrer. Wir rauchen, aber nicht mehr aus Erdenen, sondern aus festen Salzburger Holzpfeifen. Wir rauchen, aber nicht mehr Ein Pfeifchen, sondern mehrere. Dabei führen wir kluge Gespräche, aber nicht mehr über die Thorheit des Rauchens.

„— Besonders für Unsereinen," sagt der Pfarrer einmal und pafft. „Für einen alten Junggesellen ist ein warmes Pfeifel das halbe Eheglück. — Schulmeister, stopfet eine Frische an!"

# Die Hildegard.

### Erzählung des Vetters zu Mühldorf.

Heute am Ostersonntag ist die erste Blume aufgestanden auf dem frischen Grabhügel des jungen Weibes. — Es war ein Maßliebchen.

Vor sechzehn Tagen haben wir den Sarg hinabgesenkt in die finstere Tiefe. Die Kindlein in den Armen der Großen schauten ein wenig verblüfft drein. — Die lange braune Truhe in ein Loch hinab! so etwas hatten sie bisher noch nicht gesehen. Die Großen blickten starr auf die feuchte Erde, oder weinten still in sich hinein. — Gar so arm, gar so geduldig und gar so jung war sie gewesen, und vier kleine Kinder hatte sie zurücklassen müssen fremden Leuten. Das Sterben muß hart sein.

Vor acht Jahren, an einem Frühlingstag war's, ich band in meinem Baumgarten eben einen Apfelsetzling an den Stab — kam das neunzehnjährige Mädchen zu mir. Sonst nüchternen stillen Wesens, trat sie heute kräftig auf und sagte: „Vetter, Ihr müßt mir einen Rath geben."

„Ja, mein Kind," sagte ich, „da willst Du gewiß den Dienstort wechseln."

„Freilich," antwortete sie.

„Geht's Dir schlecht im Hagenhof?"

„Schon gar nicht."

„So, warum willst denn fort?"

„Weil ich's noch besser haben möchte," ist ihre Antwort.

„Zu wem gelustet's Dich?"

„Zu meinem Mann!" schreit sie munter heraus. „Ich will heiraten, Vetter, und das ist's."

Wenn meine Bäumchen, die ich gestern gesetzt, über Nacht große, rothwangige Aepfel bekommen hätten, ich hätte nicht schärfer überrascht sein können, als von diesem Geständniß des jungen Dienstmädchens. Ich schaute ihr ins Gesicht, sie hielt den Blick tapfer aus. Dann zog ich das Birkenreis fest um Setzling und Stab und sagte: „Wenn man heiraten will, mußt Du wissen, so frägt man Niemand um Rath, oder man sagt wie jene Müllerin: Rathe mir gut, aber rathe mir nicht ab. — Wer ist er denn?"

„Ein Eisenwerksarbeiter in der Langau. Michael Stamreiter heißt er."

„Ich kenne ihn," sagte ich hierauf. „Er ist ein großer kräftiger Mann, bei den Soldaten gewesen und verdient sich im Eisenwerk täglich einen Gulden." Dann ließ ich von der Arbeit ab, stellte mich fest vor das Mädchen hin, um ihm das, was zu sagen war, ernsthaft ins Gesicht zu sagen. „Täglich einen Gulden. Davon lebt er heute und bleibt nichts übrig. Ihr werdet Beide davon leben und nicht verhungern. Aber wenn Euer Drei und Vier und Fünf werden? Du bist nicht stark, Gardel (Hildegard), und wirst Dir nichts erwerben, wirst Dich aufzehren. Dann ist die Noth da, und wo früher die Liebesseligkeit war, ist der Kummer. Das schöne Brautgewand wird zerschnitten und um die Kinder

gewickelt, daß sie nicht erfrieren. Jetzt erkrankt Dein Mann oder kann im Eisenwerk verunglücken. Das Radwerk mit seinen wilden Armen und Zähnen greift oftmals auch nach Menschen aus. Am ersten Tag, wo er nicht arbeitet, mußt Du betteln. — Sieh, dort geht Eine auf der Straße. Ein Kind hat sie an der Brust, ein zweites auf den Rücken gebunden, zwei größere halten sich an ihre Kittelfalten und schleifen, in Fetzen gehüllt, neben ihr her. Kommt, gute Frau!"

Ich rief die Bettlerin und reichte ihr eine kleine Gabe. Blaß war ihr Antlitz, rothgeweint ihr Auge. Den Kindern schaute der Hunger aus dem Gesicht.

„Wer seid Ihr denn?" war meine Frage.

„Das Weib eines Fabriksarbeiters," schluchzte sie, „mein Mann ist krank schon im zweiten Monat. Es ist hart." Damit wendete sie sich ab und zerrte die Kinder hinter sich her.

„Hildegard," versetzte ich nun zu dem jungen blühenden Mädchen, „das ist mein Rath. Ich bin Dein einziger Verwandter; ich hab' Dir's gesagt. Nun thue, wie Du willst."

Ich arbeitete wieder. Lange stand Sie neben mir und sagte nichts. Endlich nahm sie ihr rothes Tüchlein, preßte es mit ausgespreiteten Fingern ins Gesicht und schlich davon.

Am nächsten Sonntage verkündete sie der Pfarrer von der Kanzel als Braut des Michael Stanreiter.

Bei der Trauung war ich Zeuge. Der Bräutigam derb, eckig und breitschulterig, stand neben ihr wie ein Riese; ihr zartes, schlankes Gestaltchen — ein veilchenfarbiges Kleid hatte es an — reichte ihm nicht bis zu den Schultern. Auf dem dunklen Haar, etwas schief geneigt, lag ein Kranz aus

Myrten und Jasmin. Und ihr feines, blasses Gesichtlein — die Augen waren feucht und strahlten vor Glück.

Als wir von der Kirche den Wiesenweg entlang gegen das Wirthshaus gingen, pflückte ich ein Maßliebchen, steckte es dem Bräutigam ins Knopfloch: „Das ist auch ein Hochzeitsgeschenk, lieber Freund."

Er zog sein gutmüthiges, einfältiges Gesicht zu einem Lächeln über meinen Spaß. Aber der zweite Trauzeuge, der alte Kreuzpeter, schien mich halb verstanden zu haben, seine schwielige Hand gegen das Maßlieb hinschlenkernd, versetzte er: „Alles mit Maß, das wäre freilich das Beste."

Im ersten Jahre der Ehe kam ein Mädchen. Da die Leute sagten, es sei um Einiges zu früh erschienen, so that es das Vernünftigste, was ein unvernünftiges Kind thun kann: es machte sich wieder davon. Aber die Mutter war von dieser Zeit an kränklich. Sie arbeitete im Garten, stützte sich aber oftmals auf den Spatenstiel und schaute träumend ins Weite.

Im zweiten Jahre kam wieder ein Mädchen. Das hegte und pflegte die Mutter Tag und Nacht. Das Kind gedieh, die Mutter wurde noch schmächtiger, aber nur für kurze Zeit. Im dritten Jahre — wieder seltsam früh — kam das dritte Mädchen und starb. Die Mutter war vor eitel Trauer wie ein Schatten und lag auf den Wandbänken um in der kleinen Stube, weil man sich über den Tag doch nicht ins Bett legen kann. Es sei ihr hart, sagte sie bisweilen, weiter klagte sie nicht. Und jedes Jahr kam ein Mädchen. Zwei davon starben noch, die übrigen lebten in der dumpfen Stube wie welke Zimmerpflanzen dahin und husteten und wimmerten und wuchsen doch. Die arme Hildegard wankte hüstelnd mit dem Stock umher, um zur Noth noch den Haushalt zu be-

sorgen. Mehrmals war sie am Herde ohnmächtig zu Boden gesunken, und einmal war's die Flamme, die an der rußigen Holzwand emporleckte, welche ihr die Kraft des Schrecks verlieh, um den Brand mit einem Topfe Wassers zu dämpfen. Oft während der Arbeit kam ihr in die Finger ein Krampf, daß ihr die Dinge aus der Hand fielen. Ihr Mann war selten zu Hause, in den freien Stunden ging er zu fremden Häusern herum, oder lag auf einem Strohsack des Arbeiterhauses im nahen Eisenwerk. Er brauche Ruhe zum Schlafen, um sich seine Kraft zu erhalten, sagte er. In der engen Wohnung — neun Geviertmeter Raum dienten als Wohn-, Schlafstube und Küche — mitten in der lärmenden Kinderschaar konnte von Ruhe freilich nicht viel die Rede sein.

Die Gardel war verzagt und gemüthskrank. Der einzige Trost des Weibes war der Arzt, und so oft er kam, bat sie ihn mit aufgehobenen Händen, ihr eine Medicin zu geben, die sie gesund mache. Und da ihr Zustand immer im Gleichen blieb, ja sich sacht verschlimmerte, so fragte sie den Arzt geradezu einmal unter Weinen, was sie ihm denn gethan habe, daß er so gar keine Barmherzigkeit mit ihr haben wolle! —

Der Arzt kam immer seltener, denn diese Besuche waren weder für ihn noch für sie von Nutzen. Er wußte es, wie's mit ihr stand und einmal sagte er zu ihrem Manne: „Michel, wenn Du ohnehin so ungern nach Hause gehen willst zu Deinem Weib, so ist es besser, Du gehst gar nicht mehr zu ihr. Es ist besser. Versteh' mich wohl!"

Die Folge lehrte, daß der Michel ihn nicht verstanden hatte.

Ein altes Weib aus dem Armenhause ward jetzt aufgenommen, eine entfernte Verwandte des Michel, eine giftige,

unsaubere Keifmühle, um die Wirthschaft zu führen und das kranke Weib und die Kinder zu pflegen.

Wenn ich manchmal hinüber nach Langau kam und die Gardel besuchte, um ihr Trost zuzusprechen und mich zu erkundigen, wie sie gehegt und behandelt werde, weinte sie still und sagte nichts. In der Wohnung war beständig eine so hohe dumpfige Temperatur, daß an der Wand und den Fenstern immer Wassertropfen niederrannen, und doch fröstelte die Kranke fortwährend in ihrem Bette, das sie kaum mehr verließ. Ich drang auf Reinlichkeit und regelmäßige Lüftung der Stube, aber die alte Afra näselte der Kranken zu: „Nichts ist so schlecht für einen serbenden (abwelkenden) Menschen, als frische Wäsche und Fensterluft. Daran ist im vorigen Herbst die alte Tonibergerin draufgangen, und der Schäftel-Schuster kunnt' heut noch leben, wenn der Doctor nit das Fenster hätt' aufgerissen, wie der Schuster gerad' im besten Nervenfieber ist gelegen. Ich bitt' Dich, Michelin, Du stehst eh' schon mit einem Fuß im Grab. Dich ganz hineinstoßen und heut' schon — mein Gott soll mich behüten!"

Indeß verhielt sich's so, daß der Alten das Besorgen der Wäsche zu mühsam war und das Oeffnen eines Fensters, behauptete sie, bringe ihr Zahnweh, obgleich der alte Drache keinen einzigen mehr im Munde hatte.

Ich hatte der guten Gardel, als sie mich damals um Rath gefragt des Heiratens wegen, das Elend so groß vorgestellt, als ich es mir nur denken konnte; in der Wirklichkeit war es noch weit größer, und jenes Bettelweib auf der Straße mit den zerlumpten Kleidern erschien mir reich und glücklich im Vergleiche zu dieser Dulderin.

Mehrmals war mir der Vorwurf, daß sie einst meinen Rath mißachtet, schon auf den Lippen geschwebt. Meinem

Gott sei Dank, daß ich die Grausamkeit nicht begangen habe. Manchmal wollte ich mit tausend Dônnerwetter dreinfahren, um die Lage zu ändern, aber das kranke Weib bat mich, es zu lassen; wäre doch Alles umsonst und ihr Michel habe Kummers genug, müsse hart arbeiten und verdiene jetzt im Monat kaum so viel, wie früher in einer Woche. — Ob er ihr stets den Lohnzettel zeige? — Das nicht, sie brauche ihn auch nicht zu sehen, sie vertraue ihrem Michel, das sei ein guter Mann.

Oefters kamen Nachbarinnen, um sie zu besuchen und zu beklagen. Die drei Kinder erhoben — so oft ein Fremder in die Stube trat — ein Angstgeschrei, weil ihnen manches Weib schon gedroht hatte, sie einmal ordentlich zu waschen und zu strählen. Das kleinste Mädchen hatte wunderbar schöne Augen, war aber so verkrüppelt, daß es weder stehen noch sitzen konnte. Kaum dieses ein Jahr alt war, ließ mich die Gardel rufen, theilte mir unter herzerschütterndem Weinen wieder eine Neuigkeit mit und bat mich, daß ich — es aus der Taufe hebe. Es kam und war ein Mädchen.

Man war höchst verwundert, daß ein so kranker Leib noch so viel Leben auskeimen könne. Andere waren empört gegen die Ungerechtigkeit Gottes, die dem steinreichen Brückenbacher das Kinderglück so ganz und gar versage, während sie diese arme, sterbenskranke Haut damit überschütte und zugrunde richte.

Aber Gott hörte die Vorwürfe nicht, er war in den Hintergrund getreten.

Eines Tages ließ mich die Hildegard bitten, zu ihr zu kommen. Als ich eintrat, hob sie mir nur mit Mühe ihre hagere Hand entgegen und weinte nicht wie sonst, wenn sie mich gesehen hatte. Ihr Gesichtlein kam mir jetzt merk-

würdig jung und rosig vor. In einem Arm, halb unter den vergilbten Lappen der Bettdecke, hielt sie das jüngste Kind.

„Vetter," sagte sie ruhig, „jetzt sehe ich's wohl."

Die wenigen Worte, mir drangen sie wie Messer ins Herz. Den Tod zu leiden, das muß Jeder, aber ihn zu sehen! Diese Grausamkeit übt das Schicksal nur an Wenigen aus.

„Das Kind sollst Du jetzt nicht bei Dir haben," sagte ich, um etwas zu sagen. „Gieb es mir, ich weiß eine brave Frau, die pflegt es wie ihr eigenes. Und wenn Du wieder stärker bist, giebt sie Dir's zurück."

Sie machte eine leichte Bewegung: Das sei ihr schon recht, ich solle es nur nehmen.

Die Augen sanken ihr, als übermanne sie der Schlaf, und wie ich das Kind von ihr nahm, um es zu fremden Menschen zu tragen, ließ sie es ruhig geschehen. Wer da wußte, wie sehr dieses heiße Mutterherz je an seinen Kindern gehangen, der wußte nun auch, daß dieses Mutterherz gestorben war.

In der Abenddämmerung nahm ich nun das von der alten Afra unter Jammern und Keifen in einen Ballen von Fetzen eingewickelte Kind und ging damit die Dorfgasse entlang. Es war nicht so, wie ich der Gardel erzählt; ich wußte keine brave Frau, die dieses Kind pflegen wollte, wie ihr eigenes. In der lauen Abendluft ging ich mit meiner wunderlichen Last — das kleine Ding war so leicht wie ein Vöglein — die Gasse entlang. Aber bis in mein Mühldorf war es starke zwei Stunden, und war ich daheim nichts weniger, als für ein kleines Kind eingerichtet.

Weil ich immer niederschaute auf meinen Schatz, ob er wohl warm zugedeckt sei und andererseits, ob er nicht ersticke unter den Fetzen, stieß ich plötzlich an einen Mann, der

gerade mit dem Anzünden seiner Pfeife beschäftigt war. Beim Scheine des Streichholzes erkannte ich den reichen, kinderlosen Brückenbacher.

„Grüß Gott!“ rief ich erfreut aus. „Bauer, Euch führt uns der Schutzengel entgegen. Schaut einmal her, da habe ich ein gesundes, liebes Kindel, ein bildhübsches Kindel! Ich such' ihm Vater und Mutter. Seine Mutter liegt im Sterben. Schaut her da, ein ganzes Himmelreich hab' ich im Arm. Nehmt es mit Euch.“

„Ho, ho!“ lachte der Bauer derb auf, „laßt mich aus mit so Sachen da! Ich brauch kein Kind.“ Und trottete weiter.

„Auch gut,“ sage ich, „mein Fräulein, so wollen wir selbander jetzo nach Mühldorf wandern.“

Nun hub mir aber der Wurm an zu wimmern, ich schaukelte ihn und hopste fürbaß auf der Straße und trillerte und that, als wären wir auf einem Tanzboden.

Hörte ich hinter mir etwas pfauchen.

„Da schreit ja was Liebes, da!“ rief eine kleine dicke Frau, die förmlich nachgekugelt kam. „Lauf' ich schon die längste Zeit hinterher, weil ich kein Kind kann weinen hören. Was ist ihm denn?“

Die Thorbinderin war's, ein dorfbekanntes gutherziges Weib, das sich mit Sticken und Glätten feiner Wäsche für die Honoratioren von Langau zu beschäftigen pflegte. Der erzählte ich Alles und band ihr in fünf Minuten das Kind so fest ans Herz, daß es — denke ich — für Lebenszeit daran hängen bleiben wird.

„Was Müh' und Auslagen sind,“ sagte ich und klopfte mit dem Zeigefinger auf meine Brust, weil man für seine

Bravheit ja auch gern ein wenig groß thut, „da steht der Zahler.“

„Uh Gott!“ rief die Frau mit heller Stimme, „die Hauptsache ist, daß es gesund bleibt.“

Aber als ich dann allein hinschritt auf nächtiger Straße, da war mir so öde und einsam zu Muth, als hätte ich das weggegebene Kind bisher zeitlebens mit mir herumgetragen. Immer wieder wollten sich meine Arme krümmen und etwas schaukeln. Sehr wohl, da kann ja leicht geholfen werden. Die Gardel hat ihrer noch mehr.

Nun verging die Nacht, und es verging der nächste Tag. Und als wieder die Nacht kam und Hildegard die Zeit her im Halbschlummer, nur manchmal stöhnend und um einen Schluck Wasser bittend, dahingelegen war, munterte sie sich plötzlich auf, weckte die alte Afra und befahl ihr, daß sie eilends den Michel holen lasse aus dem Eisenwerk.

Nach einer halben Stunde kam der Gerufene schlaftrunken herbeigetaumelt.

„Mußt nicht bös' sein, Michel, daß ich Dich hab' wecken lassen,“ sagte sie, „bei mir wird's aus werden. Wie viel ist es auf der Uhr?“

Er hob die trübe Ampel gegen die rauchige Schwarzwälder Uhr. Es war die zweite Stunde.

„Du kommst mir heute besser vor,“ versetzte der Mann.

„Wenn Du einmal zu der Johanna kommst,“ fuhr sie ruhig und mit klarer Stimme fort, „ich habe sie freilich wohl schwer beleidigt, aber nicht mit meinem Willen. Ich lasse sie grüßen und bitte sie um Verzeihung.“

Die Johanna war vor vielen Jahren die erste Liebschaft des Michel gewesen, und da sie sich heimlich einem Anderen

zugewendet, ließ er sie sitzen. Als er hierauf aber die Gardel heiratete, soll die Johanna schauderlich geflucht haben. Und das that dem armen Weibe weh, jetzt auf dem Sterbebett.

„Hernach das auch noch," sagte die Hildegard zu ihrem Manne: „wenn Du wieder solltest heiraten, Michel — rede jetzt nicht drein, Du weißt es nicht und kannst nichts dafür — so vergiß auf selbiges Blümel nicht, das an unserem Hochzeitstag Dir der Vetter hat in den Rock gesteckt. Ich habe Dir's in Dein Gebetbüchel gethan. Vergiß nicht drauf."

„Hildegard!" stöhnte der Mann, sonst brachte er kein Wort hervor.

„Und die Kinder! Unsere Kinder!" so sagte jetzt das Weib und faltete die Hände vor ihm. „Verlaß sie nicht! — Aus meinem Gewand laß ihnen Kleider machen. Aber die neue Pfaid gehört der Afra für ihre Müh' und Plag'. — Nicht weinen, Michel, das wäre so hart. — Um mich soll Dir nicht leid sein, ich bin mit Dir glücklich gewesen, mein lieber Mann, und ich dank' Dir's, und jetzt gebe ich mich in den Willen Gottes drein zum Sterben."

Laut ächzend und wimmernd barg der Mann sein Gesicht in ihr Bettgewand. Sie hob noch ihre schneeweiße Hand, legte sie auf sein Haupt und sagte: „Michel, mußt nicht weinen."

Die Ampel zuckte hin und her, als wehe ein Lufthauch durch die Stube. Das Ticken der Uhr ward lauter und lauter. Die Kinder schliefen ruhig auf dem Stroh im Winkel. Hildegard verlangte nicht, daß man sie wecke.

„Wird's nicht bald Morgen?" fragte sie jetzt. Bald hernach hörte man vom Dorf her die Kirchenglocke läuten zum Ave Maria.

Afra begann laut den „Englischen Gruß“ zu beten. Der Michel, immer noch zusammengekauert zu Füßen des Bettes, murmelte mit. Als das Gebet zu Ende war und die alte Afra nach dem Athem der Hildegard horchte, sagte diese mit sehr leiser Stimme: „Betet noch ein wenig.“

Sie beteten noch sieben Vaterunser, und als diese aus waren, da war es in der Stube wunderbar still.

Der Michel erhob sein Haupt gegen Hildegard und that einen heiseren Schrei. Das Antlitz des Weibes war starr, das Auge gebrochen . . . .

Zwei Tage lang lag sie noch in dieser Hütte auf einem schmalen Brett, ganz zugedeckt mit einem weißen Leintuche. Zu Häupten auf einem umgestülpten Kübel brannte die Ampel und stand ein kleines Crucifix. Die Kinder schlichen etlichemal ein wenig scheu an der Bahre vorüber, machten sich aber weiter nichts daraus. Als eines einmal weinerlich nach der Mutter fragte, tröstete man sie damit, daß sie beim Leichenbegängniß in die Kirche und auf den Friedhof mitgehen dürften. Des waren sie vergnügt einverstanden.

Am dritten Tage legte man den Leichnam in einen braunen Sarg, trug ihn hinaus in den sonnigen Frühlingsmorgen und senkte ihn in die finstere Tiefe.

Heute, am Ostermorgen, stand auf dem Grabhügel die erste Blume auf. Es ist ein Maßlieb. Ihr jungen Weiber und Männer, die Hildegard schickt es euch.

# Die heilige Katharina.

Als der achtzehnjährige Bursche, die Hände in den Hosentaschen, durch das Städtchen schlenderte, guckten ihm die Mädchen und Weiber nach.

„Das ist er!" flüsterten sie.

„Er muß entsprungen sein," sagte Eine, „es ist nicht denkbar, daß sie einen Mörder nach vierzehn Tagen wieder auslassen. Die Standarn werden ihn gleich haben?"

„Wenn ihn der Schutzengel nur in mein Haus wollt' führen. Bei mir findet ihn Keiner."

„Ich habe gar gehört, er soll gehenkt werden."

„Um den wär's schad'!"

Der Bursche kümmerte sich um solches Schwatzen der städtischen Weibsleute nicht. Er trachtete, daß er aus dem „Stadtl" kam und schritt dann über die winterlichen Felder dahin. Die Welt war voller Nebel und der Bursche voller Freuden. „Hübsch ausgerastet sind wir, und morgen ist der Faschingstanz daheim beim Scheibenwirth in der Baldau. Der Arrestdiener hat uns gesagt, jetzt, weil wir den Raufhandel haben gehabt und gesessen sind, jetzt werden wir uns

vor den Dirndln nicht erwehren mögen. Wollen halt einmal sehen, was an der Sache ist."

Ein hübscher Junge war's. Feine Stiefeln trug er, vorne gespitzt und Wichsleder! eine schwarze Tuchhose, ein grauer Lodenrock, aus dessen Brustschlitz eine „juchtene" Cigarrentasche lugte, ein Hütchen aus Hasenhaaren, etwas schief auf dem lichtblonden Köpfel; eine rothseidene Halsbinde flatterte am schneeweißen Hemdkragen, im frischen Gesicht ein junges Schnurrbärtchen, die braunen Augen munter in den Nebel blickend! Entsprungene Sträflinge sehen nie so aus, entlassene selten.

Plötzlich hörte er hinter sich eine Stimme: „Muß doch sehen, ob der Herr Arrestant nicht zum derwischen ist!"

Das war schon Eine. Die feine Chorsängerin von der Baldau war's, des Stegrochel Anna Maria. Sie sah aus wie das junge Leben; dem Winter sagt man nach, daß er nur Eisblumen wachsen lasse. Verleumdung. Auf die Wangen der herzigen Dirnlein malt er Rosen, wie sie der Frühsommer nicht schöner hat. Trotzdem sie unter dem Arm einen in blaues Tuch gewickelten Gegenstand trug, der nicht zu leicht zu sein schien, schwebte sie zierlich auf dem Schneeweg heran, bis sie vor dem Burschen stille stand und sich ausschnaufte.

„Jetzt hab' ich Dich," sagte sie.

„Und ich Dich auch," sagte er.

„Thust eh' auch in die Baldau hinüber," sagte sie, „nachher gehen wir miteinander."

„Und macht's Dir nichts, daß Du mit einem Verbrecher gehst?" fragte er munter.

„Hast Recht," antwortete sie, „mit Dir soll Eins jetzt gar nimmer umgehen. Der Thoma thut zwar schon wieder

Holz schneiden. Die Schramm' am Kopf wär' schon lang heil, wenn er der Zwickel-Schusterin ihr Pflaster nicht d'rauf hätt'. Kunnt'st ihm aber auch den Schädel eingeschlagen haben, Du Wildling, Du! Wegen was ist's denn eigentlich hergangen?"

„Kannst Dir's wohl denken, der Weiberleut' wegen. Er hat mir vor allen Leuten zugeschrien, ich wär' noch ein junger Rotzlecker und thät' Keine kriegen. Aber Du kriegst Eine! hab' ich gesagt, da hat er auch schon Eine gehabt."

„Vetter," sagte das Mädchen, als sie nun auf dem enggeleisigen Schlittweg nebeneinander hingingen, wobei einmal er an sie, einmal sie an ihn anstrich, „daß ich Dir's nur sage, mir ist's nicht alles Eins gewest, wie sie Dich haben fortgeführt. Gelt, Lenz, von jetzt an bist wieder brav und daß Du nimmer eingesperrt wirst."

„Wenn mich wieder Einer schimpft, so schlag' ich wieder zu!" versetzte er schneidig.

„Ist denn das ein Schimpf, wenn Einer sagt, Du kriegst Keine?"

„Das ist einer."

„Und weißt es denn, daß Du Eine kriegst?"

„Bis jetzt hab' ich Keine mögen."

„Da hast Du ganz Recht gehabt, Vetter, das ist ganz gescheit von Dir."

„Was heißest denn Du mich alleweil Vetter?" war seine Frage.

„So, daß weißt nicht? Wie wir Zwei miteinander verwandt sind, weißt nicht? Von Deiner Mutter die Schwester ist meine Godl (Pathin)."

„Du, Annamirl," sagte der Bursche. „Da weiß ich eine viel nähere Verwandtschaft miteinand. Dein Vater und mein Vater sind zwei Brüder g'west."

„Jesus Maria!"

„Das ist gewiß. Der meine dem Stockbauern sein Bruder, und der Deine der Scheibenwirthin ihrer."

Kriegte er einen Klapps auf den Mund.

Der Weg stieg bergan, sie hatten den Kilmstock zu übersteigen und zu trachten, daß sie noch vor dem Einbrechen der Nacht in die Baldau kämen.

„Geh', Annamirl," sagte der Bursche nun, „wirst Deinen Stritzel selber schleppen, gieb' ihn her."

„Das ist ja kein Stritzel nicht," versetzte das Dirndl lachend, „und ich will meine Sach' schon selber tragen."

„Was ist es denn?"

„Kannst rathen. Aber nicht greifen."

„Das Ding," meinte der Lenz, mit dem Blicke prüfend, „schaut sich gerade an wie ein Stiefelknecht."

„Wenn Du so tief unten anhebst, kannst hundert Jahr' rathen," lachte sie.

„Ist's am End' das Wetterfahndl zu Eurem neuen Hausdach?"

„Noch zu tief."

„Wenn das auch noch zu tief ist, nachher laß ich's sein."

„Magst nicht so gut sein und ein Stückel in den Himmel hinauf rathen?"

„Von wo hast es denn her?"

„Aus dem Stadtl, vom Anstreicher."

„Himmel? — Anstreicher?" überlegte der Bursche. „Nachher hast gar ein blaues Firmament bei Dir."

Das Mädchen schlug an ihrem Bündel ein wenig das blaue Tuch auseinander. Ein hellglänzendes Kindergesicht mit einem messing'nen Heiligenschein ward sichtbar.

„Kennst sie? Kennst sie nicht? Die heilige Katharina! haben sie zur Schutzpatronin für unsere Hauscapelle! In der Fastenzeit wollen wir wieder beten dabei. Da hat sie der Vater anstreichen lassen und da bin ich sie heute holen gewest."

„Deck' sie nur wieder zu," sagte der Lenz, „sonst darf man unterwegs nicht einmal fürwitzig sein."

„Daß Dir der Fürwitz nicht vergangen ist im Arrest!" entgegnete sie und verhüllte das Bild.

„Du, da ist er mir erst gekommen. Den ganzen Tag liegen auf der Pritschen, bei der Nacht auch. Gesunde Kost und gute Behandlung. Ein bissel Karten gespielt haben wir, ich und der Diener. Wer einmal ein paar Wochen lang Feiertag haben will, etwan im Sommer, wenn die heiße Mahdzeit ist — kunnt ihm nichts Besseres rathen, als Einen prügeln."

Unter solchem Gespräche waren sie hinan- und immer weiter hinangestiegen. Da kamen sie in den Sonnenschein; tief unter ihnen in den Thälern, wie ein graues Meer lag der Nebel, und die hohen Berge standen in der Ferne wie leuchtende Inseln empor, deren höchste Spitzen aber kreisende Wolkenhauben hatten. Die Bäume und Sträucher, an denen unser wanderndes Paar vorüberkam, waren über und über vom Stamme bis zum feinsten Zweige mit silbern schimmernden Eisnadeln umgeben. Im Schnee zogen die Spuren von Rehen und Hirschen und von allerhand Gevögel.

Der Lenz blieb stehen, schaute eine Weile hinaus und sagte dann: „Eigentlich, wenn man's nimmt, schöner ist's doch auf dem Berge als wie im Arrest."

Da die Anna Maria auf dem Schneewege ein paarmal ausgerutscht war, so führte er sie Arm in Arm, und je müder sie wurde, desto enger zog er sie an sich.

Als sie um den Rockstein gebogen hatten und durch das von Felswänden eingeschlossene Kar hinaufstiegen den holperigen Schneepfad, verdüsterte sich allmählich der Himmel und es begann ein sachtes Schneien und Schneetreiben.

Auf dem Sattel des Gebirges, wo der Weg sich abwärts senkt in den weiten Thalkessel der Baldau, steht das Alpenhaus. Es ist vom Oesterreichischen Touristenclub erbaut worden, steht aber in der Winterszeit, wenn nicht etwa zu Weihnachten Städter kommen, leer und verschlossen.

Weil die Annamirl den stundenlangen Berg heran schon gar so müde geworden war, weil ein eiskalter Wind strich, der ganze Wolken von Schnee herantrieb, so versuchte der Bursche an der Thüre des Alpenhauses, ob sie aufgehe. Beim ersten Druck ging sie nicht auf. That er einen erklecklich stärkeren, sie ging auch noch nicht auf. Stemmte er sich mit aller Gewalt an, da brach sie ein.

„So, da wären wir," sagte der Lenz und zog das Mädchen mit in das Haus. Da drinnen war's aber schreckbar finster und frostig; doch nach wenigen Minuten brannte auf dem Herd ein prasselndes Feuer.

„Aber Lenz," hauchte die Annamirl, „was treiben wir denn da?"

„Jausen wollen wir," entgegnete er, begann in den Schränken herumzusuchen und fand Schnaps, Kaffee, Zucker und Cigarren.

„Also, Hausfrau, pack' an!" rief der Bursche.

„Nicht einen Finger rühr' ich," sagte sie, „ich will meines Weges!"

„Schau hinaus," entgegnete der Lenz.

Draußen tobte ein solches Schneegestöber, daß sie nicht zwei Klafter weit in die Luft hineinsahen. Die Schneemassen

schienen aus dem Boden zu wachsen und die Fenster, an denen der Bursche eben die Läden aufgemacht hatte, schien der Schnee wieder vermauern zu wollen.

„Mach' Dir nichts draus, Annamirl," sagte der schalkhafte Lenz, „zu Ostern oder Pfingsten wird's schon wieder aper sein, und jetzt wollen wir Kaffee trinken."

Der heiße Trank machte das allverzagte Dirndl ein wenig munterer. Das Stübchen war mittlerweile auch warm geworden, wenn zwar ein bischen räucherig, weil der Sturm den Rauch nicht durch den Schornstein ließ.

„Im Gottesnamen," sagte der Bursche, eine Cigarre anbrennend, „so wär ich halt wieder im Arrest; aber besser," er schlang seinen Arm um den Nacken der Annamirl, „besser gefällt mir doch dieser auf dem Berg, als wie jener unten in der Stadt. Jetzt wollen wir halt einmal in einem Herrnhaus unseren Fasching halten, wir Zwei."

Die heilige Katharina wurde von der feucht gewordenen Umhüllung befreit und auf den Tisch gestellt. Die Annamirl kniete davor nieder und betete zu der heiligen Märtyrin und Jungfrau um Hilfe und Erlösung aus dem drohenden Schneegrab. Plötzlich sprang sie auf, gegen den Strohbund hin und schlug mit dem feuchten Tuche hastig d'rauf los. Was das bedeute? fragte der Lenz. Ja, ob er's denn nicht gesehen hatte, wie vom Herdfeuer ein Funke in das Stroh gespritzt sei? Da könne das „schönste Malheur" geschehen! Der Lenz lobte die vorsichtige Hausgenossin.

Sie konnte ihm nun aber nicht ins Gesicht blicken. Es kochte in ihr etwas wie Zorn gegen ihn, und doch war ihr klar, daß sie heute, bei dem Einfalle dieses schrecklichen Scheegestöbers verloren gewesen, wenn nicht er mit ihr des Weges gegangen wäre. Das einzig Angenehme war ihr, daß sie

kein böses Gewissen zu haben brauchte. So mit ihm allein zu sein — es geht ja gar nicht anders. Und er ist im Grunde doch ein herzensguter Bursch!

„Ich weiß nicht, warum ich alleweil den nassen Rock auf dem Leibe herumschleppen soll!" sagte der Lenz, zog die Jacke aus und hing sie über den Herd. Es waren aber auch die übrigen Kleider naß.

„Das ist nicht gesund," sagte die Annamirl, und legte auch ihre Joppe ab.

„Wir müssen auch inwendig einheizen," meinte der Lenz und reichte ihr den Schnapsplutzer.

„Mir ist gerade warm genug," war ihre Antwort.

„Die Nacht ist lang," sagte er und nahm selbst einen guten Schluck zu sich, „wenn wir auch das Herdfeuer nicht ausgehen lassen! Wir werden zu thun haben, daß wir uns warm halten!"

Darauf sagte die Annamirl nichts mehr, sondern strich an den Tisch hin und hüllte die heilige Katharina mit der Schürze zu.

Draußen toste der Sturmwind und pfiff schrill zu den Fensterfugen herein Es war finster geworden, die Fensterscheiben waren weiß belegt mit Schnee. Bisweilen ächzten die Wände.

Dem Dirndl war angst und bang, und als der Lenz sich nun zu ihr setzte, hübsch nahe — es war ihm heiß und kalt — schob sie ihn nicht zurück.

So saßen sie auf dem Strohbunde. Als wäre Jedes von ihnen das Untergehende und klammerte sich ans Andere zur Rettung, so war es. Anfangs, als sie sich anschauten schlug ein Blick den anderen zu Boden. Aber endlich hielten sie einander muthig aus und blickten sich fast krampfig starr

an. Wie es ist, wenn man aus scharfer Kälte in eine weiche Wärme kommt, sie waren halb betäubt und verloren sich sachte in die Ungründe eines süßen Traumes. Aller Winterschnee — so empfand es das Dirndl — war geschmolzen in einem seltsamen Föhn, rosige Knösplein sproßten aus der Erde, zwitschernde Vögel umkreisten die grünen Wipfel — der Lenz war da. Der Lenz war bei ihr. Fast schon schmolz sie selbst dahin im Föhn seines Kusses, da war plötzlich in der Stube ein wildes Gepolter. Die Träumenden fuhren empor, das Dirndl ächzte vor Schreck. Die heilige Katharina war vom Tische gesprungen.

Auf dem Boden lag sie hingestreckt und die Annamirl war nüchtern im Augenblick.

„Wer weiß, was das bedeutet!" sagte sie.

„Ich weiß es: daß der Wind das Fenster aufgerissen und die Figur umgeworfen hat."

„Lenz!" versetzte sie hierauf mit ernster und doch unsäglich weicher Stimme. „Ich habe die heilige Katharina vorhin gebeten um ihren Schutz. Es wäre aus gewesen. Lenz, ich hab' Dich viel zu lieb!"

In diesem Augenblick ein derbes Pochen an der Thür. Das war nicht der Sturm. Der Bursche öffnete. Zwei Schneemänner traten herein mit aufgepflanzten Gewehren. Gendarmen. Sie forderten den Lenz auf, mit ihnen zu gehen, denn er hätte in das Alpenhaus eingebrochen.

„So, Bub," sprach das Mädchen mit dem Humor der Verzweiflung, „Dir hat's ja gar so gut gefallen im Arrest, jetzt kannst gleich wieder hinein."

„Oho!" rief der Bursche und stellte sich scharf vor die Gendarmen hin. „Jetzt frage ich die Herren, für was ist denn dieses Schutzhaus erbaut, als für Leute, die im Gebirge

vom Unwetter überfallen werden? Hätten wir da draußen vor dem Haus stecken bleiben und erfrieren sollen?"

Das sahen die Herren ein. Sie waren zufällig an dem Alpenhause vorübergekommen, weil sie in die Baldau wegen des Faschingballes gingen; und weil sie im Hause etwas gewahr worden, so hätten sie gemeint, es wären Schelme drin. Ob nicht ein warmer Tropfen zu haben wäre?

Nachdem sie sich mit dem Reste des Branntweins geazt, verließen nun die vier Personen selbander das Schutzhaus und kämpften sich zur Noth durch Schnee und Gestöber hinab in die Baldau.

In der Capelle des Stegrochel steht heute die heilige Katharina. Der Lenz ist fortgezogen von der Gegend, so erweist die Annamirl der lieben Heiligen alles mögliche Gute. Ein seidenes Bändchen, eine brennende Ampel, ein Kranz von Rosen — sie ehrt frommen Sinnes in dem Bilde die Blutzeugin und unversehrte Jungfrau. Wohl an der Nase hat es eine ganz kleine Narbe, das Bildniß — Niemand als die Annamirl weiß, was das bedeutet.

# Das Modell.

**Aus der Sommerfrische eines Malers.**

Vor einem Jahre war ich in einen Gesundheitszustand gerathen, nach welchem die Aerzte mir riethen, ja geradezu mir befahlen, mein Atelier in der Stadt mit Allem, was d'rum und d'ran ist, zu verlassen und mich wenigstens für einige Monate lang auf das Land zurückzuziehen. Gute Luft, Wald und vor Allem Ruhe. Ich gestehe es, sie hatten mir etwas stark zugesetzt da drinnen, aber es war schwer, mich loszureißen von meinem Element, und anfangs glaubte ich im Dorfe vor Langeweile vergehen zu müssen.

Mein einziger Trost war der Reichthum von Objecten, der mich überall umgab, auf Schritt und Tritt verfolgte. Ich fühlte mich zurückversetzt in frühere Jahre, wo ich das Land durchwandert und Gegenstände gesucht hatte, um sie zu zeichnen. Damals suchte ich noch Gegenstände, ohne zu wissen, daß das Nächstliegende das Natürlichste und das Beste ist.

Mitunter kann das Nächstliegende aber auch das Eigenartige und Seltene sein, wovon mein alter Sebastian ein niedliches Beispiel ist.

Ich dürfte ihn vielleicht übersehen haben, wenn er mich nicht eines Tages auf der Gasse etwas entschieden, aber sehr höflich angebettelt hätte.

„Sie haben gewiß etwas Geld bei sich, geschätzter Herr," sagte er, „und es wird Ihnen unangenehm sein, wenn einer Ihrer Mitbrüder heute ohne Abendbrot schlafen geht."

Ich reichte ihm eine Münze. Er hielt sie eine Weile in der flachen Hand, als ob er mir Zeit lassen wollte, mich zu besinnen und sie durch eine andere auszutauschen. Als das nicht geschah, neigte er wiederholt das Haupt und schmunzelte. Da er sich bei dieser Gelegenheit ein wenig aus seiner sehr gebückten Stellung aufrichtete, sah ich, was das für ein schöner Greisenkopf war. Ich arbeitete damals an einem Altarbild, die Geburt Christi darstellend, welches eine bekannte hohe Persönlichkeit für ihre neue Schloßcapelle bestellt hatte. Ich hatte schon längere Zeit nach einem Modell für den Nährvater Josef gefahndet, um die landläufige Schablone dieses Heiligen einmal umgehen zu können. Daran dachte ich, als ich nun den alten Mann betrachtete, aber bald war mir klar, daß dieser verwilderte, knochige Kopf mit der übergroßen Glatze und dem struppigen, grauen Vollbart, mit der langen, scharfkantigen, stark bronzirten Nase und den glühenden, fast wirren Augen nichts war für den gottseligen Zimmermann aus Nazareth. Hingegen ein köstlicher Hirtenkopf, eine charakteristische Schäfergestalt, wie sie um Betlehem gewesen und zur Krippe zusammengekommen sein sollen.

„Freund," sagte ich also zu dem Alten, „wollt Ihr nicht morgen am Vormittag ein wenig zu mir kommen? Ich wohne beim Mohrenwirth."

„Was soll ich Ihnen denn?" war seine Frage.

„Nichts als ein Stündchen bei mir sitzen"

„Ich will wohl kommen," sagte er, „als die besseren Zeiten gewesen sind, bin ich oft beim Mohrenwirth gesessen."

„Ist möglich, daß es auch wieder was zu trinken giebt," meinte ich, worauf er fragte, ob er nicht lieber gleich mitgehen solle.

Wir bestimmten aber doch den nächsten Morgen.

Er kam lange vor der festgesetzten Stunde, blieb aber an dem Einfahrtsthor des Mohrenwirthshauses stehen, bis die Glocke schlug; und damit die Zeit nützlich angewendet würde, bettelte er die Vorübergehenden an. Die Leute gingen an ihm vorüber, ohne seiner zu achten; Einer oder der Andere rief ihm die Worte: „Schon fleißig, Sebastian?" zu, oder irgend einen harmlosen Spott, und gab auch nichts. Der Bettler machte sich nichts d'raus, und mit dem Glockenschlag siffelte er die Treppe herauf zu meiner Stube.

Ich hatte für ihn Brot und gewässerten Wein bereitet und für mich das Zeichenheft. Der Alte hatte einen schlotternden Lodenhabit an; um die Schäden des Beinkleides zu verdecken, hielt er eine blaue Schürze umgebunden, aber auch diese Schürze hatte ein großes Loch. Als er merkte, daß er gezeichnet werden sollte, suchte er sich rasch herauszuputzen, kämmte seinen Bart mit den Fingern durch, legte seine Mütze so auf den Schoß, daß man das Zerrissene an der Schürze nicht sah; aber die Mütze hatte ebenfalls ein Loch. Die rechte Hand hielt er mit ausgespreiteten Fingern an die Brust gedrückt, an den Fingern hatte er nämlich mehrere Ringe aus Messing und Pakfong.

Bevor er sich in diese Stellung gebracht, hatte er vom Weine getrunken. Nach dem ersten Schluck hüstelte er, zog seinen Mund unter die Nase hinauf und sagte: „Ah, das ist stark!"

„Ich habe ihn doch gewässert."

„Darum sage ich's ja, es ist stark. Es treibt alle Mühlen. Ich trinke es sonst nur, wenn's Branntwein zu löschen gibt da drinnen."

„Gift nehmt Ihr?"

„Schon seit dreißig Jahren."

„Das hat Euch zum Bettler gemacht."

„Laß ich gelten," antwortete er, „und glückselig hat es mich auch gemacht. Oft, sehr oft! Wir armen Leute müssen unser Gutsein im Brennwasser suchen oder im Wein, aber das Brennwasser ist wohlfeiler. Man möchte sich in was hineindenken, und es geht nicht. Der Branntwein heizt unter die Gedanken, da heben sie an zu kochen und brodeln so. Um drei Kreuzer bin ich wieder der Ebensteinhofer, als den sie mich vor sechsundzwanzig Jahren abgetrennt haben. Um sechs Kreuzer bin ich gar schon einer von den Herren, die mich abgetrennt haben — heißt das, wenn's ein Wachholdener ist."

„Und nun erst um zehn Kreuzer?" war meine Frage.

„Um zehn, da ist's freilich noch am besten, da lieg' ich draußen neben der Straße und schlaf'."

„Sagt mir einmal, Vetter," sprach ich, indem ich den Stift spitzte, „wie ist Euch denn zu Muth, wenn Ihr die wohlhabenden Leute anbettelt, die an Euch vorübergehen, und sie geben Euch nichts?"

„Wie soll mir denn da zu Muth sein?" war seine Gegenfrage, indem er sich immer noch Mühe gab, durch Hin- und Herrücken und Glattstreichen der Falten eine feine Figur hervorzukehren.

„Ich meine, da müßte man ja in Zorn gerathen," sagte ich.

„In Zorn? Ueber wen?"

„Ueber die herzlosen Leute."

„Heiliger Gott!" rief er schnarrend zwischen seinen Bart heraus, „wenn die Leut' ein Herz hätten, ginge Alles betteln. Sind ihrer ohnehin schon zu Viele. — Sollen nur schuldig bleiben, das Almosen, werden es mit Zinsen geben. Es ist aber halt doch auch schön, mein lieber Herr, wenn man so auf der Straße unter allerhand gebildete Leute kommt und lernt ein Benehmen, und wenn Einer sagen kann: Ich bin bettelarm! Man hat keinen Dieb, keinen Borger und Neider, und man hat alleweil sein Unglück aufzuzeigen, da weiß man doch, wesweg Einem armselig ist. Reichen Leuten ist auch oft armselig, und sie wissen nicht warum. Das muß erst ein Elend sein."

„Also seid Ihr zufrieden?" fragte ich.

„Wer sagt denn das?" entgegnete der Alte und drückte den Mund gegen die Nase hinauf, daß der Schnurrbart noch struppiger über die Wangen hin stand. „Kein Mensch ist zufrieden auf der Welt, auch nicht der Bettelmann. Mir geht es schlecht genug. Ich warte aber aufs Besserwerden."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen gedieh das Bildchen, und als ich dem Alten sein Conterfei zeigte, wendete er das Blatt hin und her und beschaute es und sagte endlich: „Recht brav! recht sauber! Aber der Fuß ist ein klein wenig zu lang worden."

Ich erschrak schier bis zu Tode über das künstlerische Sehvermögen dieses Mannes. Es war auf dem Bilde weder Fuß noch Hand, ich hatte nur das Haupt gezeichnet, und da hatte er denn die Nasenlinie für einen Fuß gehalten. Ich machte gar keinen Versuch, ihm das Bild zu erklären, er freute sich aber doch darüber. Ich legte es in die Mappe,

lud ihn noch für den nächsten Tag zu mir und bedeutete ihm, daß er nun gehen könne.

An der Thür blieb er stehen, als ob er noch ein Anliegen hätte. Endlich kehrte er um und fragte in vertraulichem Tone, ob dieses sein Bild zum Papst käme?

„Zum Papst? Warum nicht gar!"

„Ich thät' wohl bitten, wenn es zum Papst käme," sagte er mit treuherzigem Blick.

„Zum Kaiser vielleicht, wenn es Glück hat."

„Wäre schon auch recht. Aber lieber wäre es mir woltern viel, wenn es zum Papst thät' kommen."

„Warum denn, Alter?" sagte ich. „Schau, wir gehören dem Kaiser zu, dem sind wir eingeschrieben. Der Papst weiß nichts von uns und verlangt sich vielleicht auch nichts zu wissen."

„So!" versetzte jetzt der Bettelmann, „nichts zu wissen von seiner Christenheit! — Mich kennt er. Ich hab' ihm eh' Zeit Peterspfennig geschickt. Er hat mir den Segen geschickt und den Ablaß. Den Himmel hat er mir versprechen lassen, auch Glück auf der Welt, denn — daß ich's nicht verleugne — ich bin ihm nicht zu sparsam gewest."

In ähnlicher Weise fuhr er fort, und aus seiner mitunter verworrenen Erzählung ging hervor, daß er einmal ein wohlgesessener Bauer gewesen sei, daß aber seine Sache der Kirche zugeflossen, theils durch ein größeres Legat seitens seines Vaters, theils von seiner eigenen Person, durch Zureden der Stiftsfreunde und in der Absicht, damit den Segen des Himmels zu gewinnen. Dieser Segen war aber bisher ausgeblieben, es war ihm, je frömmer er gewesen, desto schlechter ergangen, und je mehr er dem Kloster zufließen ließ, desto weniger blieb ihm merkwürdigerweise selbst, bis alles

dahin war; und dann konnte er von dem Vorrechte der Auserwählten Gebrauch machen und — betteln. Da mußte wohl ein Versehen mit unterlaufen, denn er hatte sich den Segen des Himmels anders gedacht. Und so wollte er nun mit seinem Bilde sich beim Papst ins Gedächtniß rufen.

Das alles hatte er mir mit einer gewissen Aufregung dargethan, daß ich wohl merkte, es gehe ihm tiefer, als er im Allgemeinen scheinen lassen wollte, und er gehöre zu Denen, die durch heimliches Grämen und Spintisiren allmählich im Kopf ein wenig kraus zu werden pflegen.

Ich habe den Greis nun darauf aufmerksam gemacht, daß die geistlichen Herren den Segen Gottes gemeiniglich nicht für diese Welt, sondern für jene Welt meinen.

„Das hat mir unser Pfarrer auch gesagt," entgegnete er, „und habe ich ihm darauf scharf Antwort gegeben: Daß der geistlich' Herr nur selber so viel nach Geld und Gut trachtet und sich um den weltlichen Segen alleweil stärker bekümmert als um den ewigen! Das verstehe ich halt nicht."

„Ich auch nicht," war meine Entgegnung.

„Alsdann auf solche Weise wären wir die Angeschmierten," pfauchte er und machte wieder seine Grimasse, wobei die rothe Nase fast ganz in den Bart hineinkroch.

Ich suchte ihn auf andere Gedanken zu bringen und fragte, ob er ein Freund vom Christkindlein sei? Ob er nicht auf einem schönen Altarbilde stehen wolle als Einer der Hirten, die das Kind anbeten? Ich würde ihn als solchen malen.

Er kraute sich den Bart und schaute mich so von der Seite an. „Wenn mir's der Herr," meinte er endlich mit einiger Befangenheit, „wenn mir's der Herr schon so gut meinen, so hätte ich wohl eine andere Bitt'."

Und rückte endlich damit heraus. „Auf dem Altarbild, ja, das wäre freilich eine Ehr' und Fürnehmheit," sagte er, „aber wenn ich schon aufrichtig sein soll, lieber wäre mir doch ein Glasel Schnaps."

* * *

Das Altarbild ist nun fertig. Die Leute loben daran das Eine und tadeln das Andere. Der anbetende Hirte aber mit dem weißen Bart und dem seligverzückten Auge gefällt Jedem. — Wenn sie wüßten, was die Ursache dieser seligen Verzückung ist!

# Der gewaschene Hagestolz.

In Venedig in der Stadt lebte ein alter Hagestolz. Der war sehr reich und sehr borstig und sehr alt. Reich war er erstens, weil sein Urgroßvater mit Besen und Körben gehandelt und gespart hatte, zweitens, weil sein Großvater die Fischerei betrieben und gespart hatte, und drittens, weil sein Vater auf großen Schiffen einen Welthandel geführt und gespart hatte. Borstig war er, weil er sich weder die Nägel schnitt noch die Haare, noch den Bart, noch die Börstlein, die ihm auf dem Gesicht wuchsen. Alt war er, weil jeder Hagestolz alt ist, und wäre er auch erst in den Dreißigern. Wer sich einmal im Ernste vornehmen kann, auf die liebe Weiblichkeit zu verzichten, der muß ein eisgraues Herz haben, dem muß das Blut in den Adern gefroren sein, wie im Januar das Wasser im Brunnenrohr. Das Weib kann die Jungen alt machen und die Alten jung. Manchem Greise sind die Lebensgeister wieder erwacht blos durch den Zorn, den sein Weib in ihm entfacht hatte. Der Hagestolz ist eine Mißgeburt, durch sich selbst erzeugt und geboren, weder Fleisch noch Fisch, eine versteinerte Zeit-

lose, ein Sommer mit Eiszapfen, ein Winter mit Thau aus Nase und Mund; keine Thräne im Auge, kein Funken im Herzen. Am jüngsten Tage, wenn die Männer gerufen werden, kann er sich nicht melden, und wenn die Weiber gerufen werden, kann er sich auch nicht melden — er gehört weder zu den Einen noch zu den Anderen, muß froh sein, wenn er sich wieder darf auflösen in eitel Erde, während die Uebrigen ein neues Leben weiter tanzen können.

Unser Hagestolz in Venedig hätte, freilich erst von seinem Vater her, der allerlei zusammengekauft, einen so schönen Namen gehabt, der wohl werth, eine Nachkommenschaft zu schmücken. Baron d'Estime! Damit hätte sich ein Dutzend Generationen glänzend durch die Welt geprahlt. Der Baron hatte zwei alte Diener, davon stand einer an der Pforte des alten Patricierpalastes, der andere im dunklen, gothischen Vorgemach von Seiner Gnaden. Auf den Möbeln, Prunk- und Schmuckkästen, mit Silber und Elfenbein reich besetzt, in den indischen Teppichen und chinesischen Seiden nistete der Staub, und so oft der Wind an den Fenstergardinen rüttelte, wirbelte eine Staubwolke durch das Zimmer und die Fliegen und Motten irrten auf den Mahagonischränken dahin wie verirrte Kameele in der Wüste Sahara. Die Pracht, die in der fürstlichen Wohnung aufgehäuft war, roch nach Moder, und der ganze Mann, nein, Mensch, nein, Baron, nein, Hagestolz verbreitete, wenn er einmal ins Freie ging, um sich einen athemhemmenden Modergeruch. Das Alter dieses Wesens war nicht bestimmbar; von den Schicksalen seiner Jugend wußte man nichts, als daß es früh seine Verwandten verloren hatte, daß es dann eine Zeitlang an der Welttafel mit sieben Löffen auf einmal gegessen, sich dann in einer langen Krankheit erbrochen hatte und seither stumpfsinnig weiter athmete, nicht

anders, als wäre es mit einem Spinnengewebe umhüllt. Wie rührend, wenn unter diesem grauen Schleier still ein Herz geblutet hätte an der Wunde einer unglücklichen Liebe! Aber nichts dergleichen, Trägheit, Kälte und Unsauberkeit waren die Eigenschaften, die unter dem Namen d'Estime von ehrlichen Leuten bedauert, von Boshaften verhöhnt, von Wichten noch bekrochen wurden.

Das einzige, wirkliche Lebenszeichen, das der Baron von sich gab, war zur Hochsommerszeit eine Reise nach Kärnten, die er alljährlich unternahm. Dort besaß er Güter, welche er besichtigte, ob die verrottete Wirthschaft wohl noch immer ihren ruhigen Gang habe, ob die Schlösser, die zu Rumpelkammern geworden waren, noch ihr gutes Dach hätten, daß nicht etwa Regen hineinträufle auf die morschende Täfelung früherer Prunkgemächer.

Da es auf dieser Reise ein paarmal passirt war, daß man in Gasthäusern und Postkutschen seinen Diener für den Herrn und ihn selbst für einen absonderlichen Kauz gehalten hatten, wie hohe Herren manchmal sich mit solchen abzugeben und Staat zu machen belieben, so hatte er den Diener abgedankt und war als Herr und Diener in einer Person gereist. Was ihm Angenehmes unterwegs passirte, das that er dem Herrn zugute, das Mißliche schob er auf den Diener. Verlangte auf Herbergen der Hausknecht die bekrusteten Stiefel zu putzen, so schnauzte der Baron: „Das thut mein Diener!" Bis einmal ein schneidiger Lohnbursche versetzte: „Euer Gnaden! einen solchen Schlingel von einem Diener soll man prügeln. Er thut ja gar nichts."

„Darum habe ich ihn auch verjagt," antwortete der Baron und verkroch sich wieder hinter seine Vorsten.

Sein Landgut Asang hatte einen neuen Verwalter. Als bei diesem der Baron eintrat, wollte der Verwalter ihm einen Groschen schenken. Der Baron nahm ihn nicht, sondern sagte, er sei der Besitzer Baron d'Estime. Hierauf wollte ihn der Verwalter zur Thür hinauswerfen. Der Baron berief sich auf einen alten anwesenden Knecht. „Kann nichts sagen", gab dieser an, „unser gnädiger Herr hat wohl Haar' am Backen und Nacken, an Kinn und Stirn, aber auf den Wangen hat er keine."

„Narr!" schrie der Baron, „Haare können ja wachsen."

„Ist alleseins," sagte der Knecht, „ich will unseres gnädigen Herrn wegen keine leichtsinnige Zeugenschaft abgeben und ich kann erst reden, wann ich diesem Mann ins Gesicht gesehen hab'."

Dem Baron blieb nichts übrig, als sich die Haare von den Wangen rasiren zu lassen, worauf er denn richtig als der gnädige Herr anerkannt worden ist.

Auf dem Gute Asang lebte nun aber eine kernfeste Wirthschafterin. Die wußte mit ihrem blitzenden Auge Leut' und Vieh in Zucht zu halten, und wo das Auge und gelegentlich die helle Stimme etwa nicht langen wollten, da griff sie frisch mit den Händen zu. Alles hatte vor ihr eine heilsame Furcht und doch fühlte sich Alles behaglich unter ihrer Herrschaft. Es gäbe ja überhaupt noch viel mehr bereitwillige Knechte auf der Welt, wenn man es verstünde, Herr zu sein. Die Wirthschafterin Frau Therese war zwar nur eine Frau, aber sie wußte Herr zu sein. Sie war früher in einem Pfarrhof gewesen, doch als der Pfarrer gestorben, kam die Witwe auf das Gut Asang, wo sie nun schon der Jahre sieben treu und tüchtig waltete und das Erträgniß des Gutes in solchem Maße hob, daß es sogar der einge-

knöcherte Besitzer merkte. Durch diesen Umstand fand sich der Baron bewogen, der Wirthschafterin die sieben mageren Jahre, da sie ihm gedient, möglichst zu vergüten; so verschrieb er ihr aus seiner Vaterstadt Venedig einen feinen Spiegel, der einen durchbrochenen Silberrahmen hatte; und dieser Silberrahmen war extra noch besetzt mit sieben wie Blutstropfen leuchtenden Rubinen.

Als Frau Therese in diesen Spiegel blickte, fand sie, daß sie noch ein ganz jugendlich frisches Ebenbild Gottes sei. Auch hielt sie sich immer blank, wie es überhaupt ihr Liebstes war, im Hause stets abzustauben, zu scheuern und zu waschen. Und obzwar sie sagte, daß an einem thätigen, rührigen Menschen kein Unrath kleben bleibe, so that sie doch ein Uebriges, stieg jeden Abend, wenn das Getriebe der großen Wirthschaft zur Ruhe gekommen, stillvergnügt in ihre Badwanne und während sie an die Schmutzhammel dachte, die anderswo herumliefen und lagen, wusch und scheuerte sie ihre eigene Haut, bis sie ganz rosenfarbig ward. Stieg sie aus dem Bade, so war das Wasser kaum weniger krystallrein, als bevor sie hineingestiegen.

Wenn sich der Baron, mehr brauchshalber als grundsätzlich, mit der Frau Therese in wirthschaftliche Dinge einließ, fand er immer mehr, daß sie eine ganz appetitliche Person sei, eine Annahme, in der ihn die gute Küche, mit welcher sie ihn bediente, nur bestärken mußte. Er blieb länger auf dem Gute Asang und einmal, als er der Wirthschafterin mittheilte, daß er die Absicht habe, ihr eine Freude zu bereiten, leuchteten seine Augen wie Waldfeuer aus der Bartwildniß seines Gesichtes hervor.

„Was nutzt das!“ antwortete Frau Therese, „was ich will, das thut der gnädige Herr doch nicht. Es wäre aber

schon mein jahrelanger Wunsch und so oft der gnädige Herr zu uns kommen, plagt's mich darnach."

„Wenn ich ihn erfüllen kann —"

„Es kommt nur auf den guten Willen an."

„Der ist da."

„Möchte den gnädigen Herrn nur erst einmal in die Hand kriegen."

Auf diese Worte hatte der Baron eine ganz eigenthümlich angenehme Empfindung, doch schnitt ihm die Wirthschafterin alle näheren Vorschläge ab und bestimmte zu seiner Verwunderung den Vormittag des nächsten Tages zum Stelldichein.

Zu diesem traf Frau Therese denn auch die nöthigen Vorbereitungen. Sie ließ die Badewanne in die große Stube stellen, belegte den nebenstehenden Tisch mit Scheere, Kämmen, Rasirmesser, Nägelfeilen, Ohrlöffelchen, mit Seifen, Badeschwämmen und Flanellappen und ließ im größten Kessel des Hauses eine Lauge bereiten. Ein offener Schrank barg blendend weiße Wäsche und den Jägeranzug, welchen der Baron vor Jahren bestellt, aber nie am Leibe gehabt hatte.

Der Baron erschien genau mit dem Stundenschlag. Die gute Frau Therese! sie setzte sich der Gefahr aus, in den Geruch einer Mörderin zu kommen, denn man sah diese Gestalt das Haus, in welches sie trat, nicht mehr verlassen.

In einem Vorzimmer empfing ihn Frau Therese. Der gnädige Herr hatte wieder seine Waldfeuer in den Wildnißhöhlen des Gesichtes und wollte seine Huldigung sofort beginnen. Sie bedeutete ihm mit freundlicher Entschiedenheit, daß dieser Vormittag nicht aller Tage Abend sei, und daß sie sich nun die Gnade und Freiheit ausbitten werde, die er

ihr zu erfüllen versprochen. Er möge sich jetzt einmal ihren Händen anvertrauen, es geschehe ihm nichts Schlimmes; er möge nur folgsam und geduldig wie ein braves Kind alles geschehen lassen, was nöthig sei; in einer kleinen Stunde, hoffe sie, sei alles vorüber, und dann würde er einmal sehen, warum der Herrgott die Welt erschaffen habe! Damit öffnete sie die Thür in das große Zimmer. Er trat betroffen einen Schritt zurück und stöhnte: „Verrätherin, Du hast Folterknechte bestellt!"

„I bewahre, gnädiger Herr!" rief sie, „das laß ich mir selber nicht nehmen."

Solches schien dem Baron einigermaßen eine Genugthuung zu sein. Halb widerstrebend, halb hingebend ließ er seinen Mantel fallen und setzte sich auf den bereiteten Stuhl. Der Frau Therese zuckten schon alle Nerven in den Händen und nun begann sie die große Arbeit. Diese war jedoch leichter gedacht als gethan. Der verfilzte Bart wollte kaum die Scheerspitze durchlassen; der Kamm stak in den Haaren, wie der Pflug im verwurzelten Edgardboden, an welchem das Roß vergeblich zerrt. Die Talgseife und das lösende Wasser mußten d'ran, dann erst konnten die anderen Instrumente mit Erfolg angewendet werden. Einen Kübel Wasser um den andern goß Frau Therese über das Haupt und die entblößten Schultern; er sprudelte gewaltig, blieb aber standhaft und ließ die Hüllen über Brust und Rücken gleiten.

„Das geht ja prächtig, gnädiger Herr," sagte Frau Therese und rieb mit einem Hanftuchlappen in beiden Händen sein Haupt so rücksichtslos und kräftig, als hätte sie einen widerhaarigen Pudel vor sich. Der Baron schnob und pfusterte jämmerlich. „So," sagte sie, „jetzt ist das Aergste schon vorbei. Kann sich der gnädige Herr dann schon in die Wanne legen,

das Wasser ist gerade recht schön warm und wird der Michel gleich da sein."

Damit war sie verschwunden, ein strammer Bursche trat ein und übernahm zur größten Ueberraschung des Herrn Barons die weitere Arbeit.

Nach einer Stunde konnte Frau Therese wieder erscheinen, erstens um die Wanne, deren Wasser mit einem bläulichen Grau gefärbt war — die erste Füllung wurde schon früher abgeführt — fortschaffen zu lassen und zweitens um nun an dem gnädigen Herrn die Toilette zu besorgen.

Am hohen Mittage ging ein hübscher, noch jugendlicher Mann in Jägertracht durch den Garten. Es mochte ein aus schwerer Krankheit Wiedergenesener sein, denn er schritt etwas gebeugt einher und hatte ein blasses Gesicht. Dieses war glatt rasirt, hatte ein schwarzes Schnurrbärtchen und das Haupthaar war so hübsch geordnet, daß man gleich sah, der Mann halte was auf Nettigkeit im Aussehen. Sein Blick war gutmüthig, wenngleich noch etwas müde. Der Gärtner trat auf ihn zu und fragte, wen er suche. Ohne Antwort schritt der Fremde weiter. Als hernach eine Magd durch den Hof lief, um den gnädigen Herrn zu Tische zu rufen — es war ohnehin heute spät geworden — fand sie ihn nicht; Niemand hatte ihn seit Morgens gesehen. Im Garten schritt immer noch der Fremde auf und ab. Das war dem Gesinde höchst verdächtig, der Michel flüsterte den Leuten etwas ins Ohr. „Geh, mach' uns nichts weiß!" sagten sie. Der Michel legte schmunzelnd den Finger an die Nase und entgegnete: „Ich habe Euch schon etwas weiß gemacht."

Nach Tische — es war eine Art Festmahl gewesen, welches Frau Therese dem Herrn bereitet — fand sich Gelegenheit, daß der Baron einen Blick in den neuen mit

Rubinen besetzten Venezianerspiegel warf. Er erschrak und blickte rasch hinter sich nach dem hübschen Cavalier, den Frau Therese im Gemach habe. Es war aber Keiner anwesend, denn er selbst.

Wenn Einem schon ein so feines Schnurrbärtchen im Gesichte sitzt, so muß man es auch ordentlich in Spitzen drehen, nicht wahr, Herr Baron?

Er fühlte sich wie neugeboren und so lind war die Welt um ihn und so leicht sein Wesen, daß er meinte, er sei ein Vöglein geworden und könne fliegen.

Er flog aber doch nicht davon. Unerhört war es nur, daß Frau Therese gegenüber dem Baron d'Estime Bedingungen stellte. Sie gebe ihm ihre Hand, wenn sie ihm damit wöchentlich einmal den Kopf waschen dürfe. Und seither geht von jeder schneidigen Ehefrau das Sprichwort: Sie wascht ihm tüchtig den Kopf.

# Zwei Stück Schneider.

## Sonnenstrahlen.

Auch in unserem Kalender stand Sonnenschein und trübes Wetter, unabhängig von Sturm oder blauem Himmel draußen.

Noch pfiff der Meister ein fröhlich Liedel, rief die Bäuerin herbei: „Geh' her, will Dir einmal etwas hinaufhängen." Die Bäuerin kam, der Meister warf ihr das lose zusammengeheftete Jöppel um, strich da mit der Kreide an, zerrte dort an einer Falte und sagte: „Gut ist's, passen thut's." Aber das Pfeifen war dahin. Zu trennen begann er und zu schneiden am Jöppel und zu brummen dabei. Der Geselle Christian schimpfte, wenn ein Kleid nicht lag, schimpfte über die Weibsbilder, die so höllisch schlecht gewachsen wären und so unzuverlässig, daß sie sich noch, während die Joppen schon in der Arbeit stünden, änderten. So ungerecht war der Meister nicht. Er knurrte höchstens über „den Zeug", der beim Bügeln zusammenschlieft oder schon ursprünglich zu wenig gewesen für ein Bloch übereinand, als es die kugelrunde Bäuerin ist. Ein einzigmal hatten die Mäuse Schuld, die ein Joppenmuster derart zugenagt, daß

es den Meister beim Zuschneiden arg irregeführt hatte. Es begann dann ein unerquicklich Schnitzeln und Stückeln und trübselig war es in der Stube, es mochte draußen die Sonne noch so freundlich leuchten.

Wenn hingegen die Joppe in der That wie angegossen auf dem Weibel saß, da pfiff der Meister lustig d'rauf los, pfiff hell wie eine Drossel und war gar vergnügt. Wenn es zudem auch noch war, daß wir in einem Hause gut gefüttert wurden, so hatten wir alles erklecklich beisammen, was hienieden zu einem echten Schneiderglücke nothwendig ist.

So glücklich saßen wir einmal im Statzhofe. Die junge Bäuerin hielt viel auf Schmuck und Zier und nachdem der Meister gesehen hatte, daß ihr die neue Sammtjoppe wie angemalt saß, beschloß er, sie mit unterschiedlichem Zierat, als „Perteln," Schnürlein, Seidenmaschen, Knöpflein u. dgl. so prächtig auszuputzen, wie man in der Gegend bisher an Pracht nichts Aehnliches erlebt. Ueberlaut sagte die Bäuerin zwar: So schön! Das wäre wohl aus der Weis', so schön thäte sich's für eine Bauersfrau doch nicht schicken, so schön hätte es nicht einmal die Baderin, und die Schulmeisterin schon gar nicht! — Insgeheim flüsterte sie aber dem Meister zu, wie sie es bei der Amtmännin gesehen, daß jetzt die Perteln und „Paßpulaturen" angenäht würden, und so ein Goldschnürl an den Aufschlägen, wie es die Verwalterin trage, stünde freilich wohl sauber. „Sollten sich gerad' einmal giften, die Herrenfrauen, wenn's jetzt auch die Bäuerinnen nachmachen oder besser machen; möcht' wissen, wesweg' die Bauersfrauen alleweil zurückstehen sollten. Man hat eh sonst keine Freud' auf der Welt, wenn man kein sauberes Gewand auch nit hat, nachher kann sich Eins gleich lebendig eingraben lassen."

Dachte sich insgeheim mein Meister: Dumm bist, Statzhoferin, aber mir kann's recht sein. Kommt die Ausbandlerei auf, beim Weibergewand, so giebt's mehr Arbeit, und so gut wie der ungarische Schneider bandeln wir auch noch aus, Gott sei Dank.

Um dieselbe Zeit fiel unter Anderm der erste April. Und beim Statzhofer hatten sie eine niedliche aber einfältige Magd, die auch ein wenig lüstern war nach uns Schneidern, heißt das nach unserer Ausbandlerei, obwohl ich einen ganzen Tag lang auf dem Witz herumritt: Mit Der möcht' ich lieber anbandeln als ausbandeln, mit Der!

Der muntere Meister mochte auch so ein Böcklein reiten, denn plötzlich sagte er zu mir: „Was meinst, das treuherzige Wabel soll man doch ein wenig in den April schicken?"

„Thu'n wir das! Foppen wir sie!" stimmte ich bei. Es zeigte sich aber bald, daß des Meisters Auffassung lange nicht so niederträchtig war als die meine.

„Wabel," rief er die Magd, als er sah, wie sie an ihrem Kasten stand und ein Feiertagsröckel anzog, „mir scheint, Wabel, Du gehst in die Hauptstadt Fischbach hinab."

„Freilich," antwortete sie, „die Bäuerin schickt mich um Kaffee und Zucker." Mir sprang vor Freuden das Herz auf die Zunge und es schrie zum Mund heraus: „Juchhe!"

„Wabel," sagte der Meister, „weil Du schon nach Fischbach gehst, wolltest nicht so gut sein und mir beim Bandelkramer was holen? Für der Bäuerin ihre Joppe thät' ich drei Ellen Sonnenstrahlen brauchen zum Aufnähen. Aber von der feineren Sorte."

„Gern," antwortete die Magd, „was werden sie denn kosten?"

„Zwölf Kreuzer, denke ich, die Elle. Aber vom vorigen Sommer müssen sie sein, gut getrocknete, und daß sie Dir

nicht etwan abgelegene geben! Sag' für den Schneider-Natzel, und soll's aufschreiben."

„Aufschreiben thut er nichts, der Bandelkramer," wußte die Wabel zu sagen, „wie ich vorige Wochen Seidenbandeln hab' aufmerken lassen wollen, hat er gesagt: Das Rechnen hätt' er wohl gelernt, aber das Schreiben nit."

„Nachher muß ich Dir schon zwei Zwanzigerlein mitgeben," sagte der Meister, „was übrig bleibt, wirst mir wohl fleißig zurückbringen."

„Halt ja," versicherte das Wabel und ging.

Als hierauf die Magd beim Bandelkramer zu Fischbach für den Schneider-Natzel drei Ellen Sonnenstrahlen begehrte und die zwei Zwanziger hinhielt, sagte der Krämer: „Saggra, Dirndl, diese Waar' ist mir ausgegangen! Noch ein altes Büschel vom Sechzigerjahr ist da, aber das ist ganz abgestanden, weil es in demselbigen Sommer so kalt gewesen ist, daß die Sonnenstrahlen gefroren sind. Sie sind alles zu spröd' und lassen sich nicht biegen, die kann er nicht brauchen, der Meister. Ich geb' Dir aber einen guten Rath, Wabel, geh' ins Wirthshaus hinüber, laß Dir für die zwei Zwanziger eine Halbe Wein geben und einen Schweinsbraten und laß Dir's auf die Gesundheit des Meisters schmecken."

So hat die treuherzige Magd denn auch gethan. Als sie am Nachmittag nach Hause kam, hatte sie ein so strahlendes Gesicht, daß es schier hell ward in unserer düsteren Stube. Wir ahnten aber nicht, daß dies die Sonnenstrahlen wären, um die wir sie geschickt hatten.

Den Pack mit Zucker und Kaffee legte sie in die Hand der Bäuerin. „Nun," fragte der Meister, „und auf uns hast vergessen? Was ist mit den Sonnenstrahlen?"

„Jessseles ja!“ rief das Wabel, „er hat jetzt keine. Alte hätt' er noch, sagt er, wären aber ganz abgestanden und nicht mehr zu brauchen.“

Der Meister schwieg und schmunzelte. Nach einer Weile fragte er die Magd: „Wabel, fällt Dir nichts auf?“

„Gar nichts,“ antwortete sie.

„Geh',“ schmunzelte er, „geh', Wabel, guck' einmal in den Kalender!“

Sie ging ihrer Arbeit nach und that nichts desgleichen. „Sonderbar,“ sagte der Meister gegen Abend zu mir, „sie thut nichts desgleichen.“

Nach dem Abendmahl, als man sich allerseits zum Schlafengehen rüstete, ging ihr der Meister nach, sie blieb an der Kammerthür stehen und glaubte, er wolle ihr eine neue Joppe anmessen. Aber der Meister erinnerte sie höflich an die zwei Zwanzigerlein.

„Schneider,“ schmunzelte sie, „guck' einmal in den Kalender. . .“

Mit dieser Erfahrung bereichert, kam mein Meister kleinlaut zu mir zurück. „Und das,“ so machte er endlich seinem Gemüthe Luft, „das ist das einfältige Wabel!“

Von dieser Zeit an hatten wir Keine mehr in den April geschickt. Der Statzhoferin stand die neue Joppe auch ohne Sonnenstrahlen vortrefflich und mein Meister bemerkte, als der Spaß von der vornehmen Zier auf Weiberjoppen wieder einmal aufgetischt wurde: „Mit Sonnenstrahlen arbeiten ist nicht so einfach. Ich habe mir damit einmal die Finger verbrannt.“

* * *

## Der Zuschauer.

Der alte Kerl beschloß ein weiser Mann zu werden und machte sein Testament. Sein Werkzeug verschrieb er dem Meister Natz, sein Gewand dem Trödler Absalon, seine Seele Gott dem Herrn und seinen Leib der braunen Schafmarl.

Die braune Schafmarl aber sagte: „Wozu brauch' ich seinen Leib, ich hab' selber einen."

„Eben deswegen," hatte hierauf ein loses Maul bemerkt, „Gott ist dreifach, und wann der Mensch Gott ähnlich werden will, wie es auf der Kanzel verlangt wird, so muß er wenigstens zwiefach sein, sonst kann er dreifach sein Lebtag nicht werden."

So thöricht redete der lange Toni nicht, der beschlossen hatte, ein weiser Mann zu werden.

„Wann sie meinen Leib nicht will, die braune Schafmarl," sagte er, „es macht nichts; er soll der armen Seel' noch als Ausgedinghäusel gut sein, bis sie Gott der Herr zu sich nimmt."

Nun bedurfte aber das Ausgedinghäusel ein Dach. Der weise Toni hätte sich zwar nicht geschämt, das Ebenbild Gottes unverhüllt herumspazieren zu lassen, aber die Leute haben schwache Augen und endlich durfte er es auch der edlen Schneiderzunft nicht anthun, sie mit einem neuen Brauch zugrunde zu richten. Also der Trödler Absalon muß das Gewand noch ein wenig hängen lassen auf dem langen Anton und sonach darf der Meister Natz einstweilen seine Hand auch nicht ans Werkzeug legen, das ihm von dem liederlichen Handwerksburschen Schulden halber zu Recht verschrieben ist.

So blieb es äußerlich beim Alten. Wer aber, wie ich, Gelegenheit hatte, näher mit dem Gesellen zu verkehren, der

konnte wohl erfahren, was der Toni für ein schreckbar weiser Mann geworden war.

„Leute," sagte er trostweise, wenn ihnen irgend etwas schief ging, und als der Schnaller Hies der Welt die Drohung in das Gesicht schleuderte: wenn sie fortfahre, so jämmerlich zu sein, so werde er sich erhängen! „Leute," sagt der Toni, „machen wir den Spaß mit, so lange er dauert. Er dauert nicht lang und wir haben noch immer Zeit genug, todt zu sein."

Der Schelm! Nach diesem Grundsatz kann der größte Weltverächter das Leben hundert Jahre oder länger tragen. Zum Todsein haben wir immer noch Zeit genug. Der Grundzug der Weltanschauung meines Gesponses war aber ein anderer. So sagte er einmal zu mir: „Kind, die Welt ist ein Theater."

„Ganz recht," warf ich ein, denn auch ich wollte weise sein, „ein Theater! Aber ein Trauerspiel, und wir müssen mitspielen, mein Lieber!"

„Wer schafft (befiehlt) mir's denn?" fragte der Toni. „Ich bin Zuschauer, habe mein Eintrittsgeld gezahlt und will mich unterhalten."

„Du hast ein Eintrittsgeld gezahlt? Wie so?"

„Oder meine Eltern für mich."

„Deine Mutter vielleicht. Dein Vater schon gar nicht, der hat bei Deinem Eintritt noch was herausbekommen. Ja, mein Lieber! Der Eintritt in dies Theater ist umsonst gewesen, aber den Austritt mußt Du zahlen!"

„Ich kapricir' mich nicht auf den Austritt," lachte der Toni, „ich bleibe meinetwegen in Ewigkeit da sitzen und schau' der Komödie zu. Langweilig wird mir nicht, wenn ich sehe, wie der dumme Teufel geschunden wird und der Schlechte

zieht die Haut des Geschundenen an, bis er darunter selber erstickt."

„Schindest Du oder wirst geschunden?"

„Ich thu' nicht mit, ich bin Zuschauer. Ich pfeife oder klatsche, und geht's mich weiter nichts an."

„Und wenn sie vor Deinen Augen Deinen Bruder sengen und brennen?"

„Ja, mein Schätzbarer!" rief hierauf der lange Toni, „das, was man so unter Brüdern Mitleid nennt, das muß man sich abgewöhnen, sonst ist man das elendeste Geschöpf auf Gottes Erden. Bei Auftritten, wo Du nicht lachen kannst, mußt Du weidlich schimpfen, und wo das auch nicht geht, da halte Dir Augen und Ohren zu und gieb Acht, daß Dich selber nichts zwickt."

„Aber ehrenhalber mußt Du Dich doch kümmern um die Mitmenschen!"

„Ehrenhalber? Mein junger Genosse und Milchbruder beim frischen Wasser, was heißt ehrenhalber? Ehre ist das, wenn Du so tapfer und klug bist, Dir die besten Bissen zu verschaffen, und Schande ist das, wenn Du ein armer Schlucker bleibst."

„Ja, Herr Schneidergeselle!" rief ich aus, „Ihr seid ja ein Rindvieh!"

„Nicht ganz genau," antwortete er, „Rindvieher haben bei diesem schönen Theater zwar auch keine großen Rollen, sie sind Choristen; ich aber bin Zuschauer, und wie oft soll ich Dir das sagen?"

Einmal war ein Kirchweihfest und als Glanzpunkt desselben beim Schanzwirth ein martialisches Raufen. Der lange Toni war auch dabei, aber er duckte sich hinter den Ofen und guckte hervor und kicherte und schrie „Bravo!" als sie

aneinandergeriethen. Sie zogen die Schlagringe und Messer, die Unbetheiligten wollten beschwichtigen, der Zuschauer hinter dem Ofen aber klatschte — als der erste Geschlagene auf den Boden hingetaumelt war — mit den Händen und schrie: „Bravo! Bravo!“ Alsbald rief Einer: „Was geht's Den an, hinter dem Ofen! Frotzeln will er uns!“ Sie zerrten ihn hervor und tractirten ihm den Buckel unter gewaltigem Applaus aller Anwesenden.

Als der Philosoph arg zertrillt zur Thür hinauswankte, zischelte ihm Einer zu — wetten mag ich nicht, ob ich's nicht selber war — diesmal hätte der Zuschauer auch seinen Theil bekommen an der Handlung, diesmal sei es umgekehrt gewesen, hätten die Schauspieler Beifall geklatscht. Da ward der Zuschauer zum Recensenten und knirschte: „Hundsgemeine Bande, das!“

Damit war es aber noch nicht vollkommen abgethan. Die Gerechtigkeit streckte ihre Hand aus, nahm etliche der Raufer beim Schopf, und darunter auch den weisen Toni. Der sei die eigentliche Ursache, hieß es, der habe mit seinem Geklatsche und Bravogeschrei so lange gehetzt, bis die Metten losgegangen. Wurde hierauf der Toni feierlich in den Gemeindekotter gethan. Früher hatte er mehrmals geäußert, er werde sein Lebtag nicht „sitzen“, dazu könne man Keinen zwingen; sperre man ihn schon ein — was übrigens unmöglich sei, weil er sich ja grundsätzlich an nichts betheilige — so wolle er stehen, damit man nicht sagen könne, er sei einmal „gesessen“. Im Gemeindekotter ging das nun aber nicht, denn der war für den langen Bengel zu niedrig. Er kauerte also auf seinem Stroh und wenn man zum winzigen Fensterlein hineinguckte, so stellte er sich todt.

Ich bin gegen sehr weise Leute von jeher boshaft gewesen, so rief ich eines Tages durch das Loch hinein: „Guten

Abend, Zuschauer! Du giebst es aber vornehm, jetzt hast Du gar eine Loge!"

Er that das klügste des Weisen, er schwieg.

„Einen Gucker haben sie Dir auch hergethan," fuhr ich fort, auf das Fensterchen deutend, „nur ein klein bissel Schade, daß Dir das Haus des Gemeindevorstandes seine hintere Seiten zukehrt. Ein Kehrichthaufen und das Bretterhüttel daneben."

„Es ist höchst langweilig," knurrte der Toni.

„Vielleicht geht Dir das Welttheater bald zu Ende," tröstete ich, „bereite Dir Dein Austrittsgeld. Wenn die Zwei sterben, die Deinetwegen niedergeschlagen worden sind, so kostet's Dir blos den Kopf."

„Meinetwegen, wenn's keine edleren Körpertheile trifft!" versetzte er; daraus schloß ich, daß er noch bei Humor war.

In denselben Tagen hatte der Ochenberger auf seiner Oedgart Feuer angezündet, um das abgehauene Gestrüppe zu verbrennen. Zur nächtlichen Zeit erhellte dieses Feuer auf dem Berghang das ganze Dorf. Ich ging zufällig zur Nachtstunde wieder am Gemeindekotter vorüber. „Schläfst Du schon, Zuschauer?" rief ich zum Loch hinein.

„Hol's der Teufel!" knirschte er, „mach', Kamerad, daß sie mich auslassen."

„Schau, Toni, ich bin jetzt auch auf Deinem Standpunkt; bei dieser Weltkomödie ist es wirklich am besten, man mischt sich nicht drein, macht den Zuschauer und unterhält sich. Man müßt' sonst aus der Haut fahren bei dem Elend. Zum Beispiel jetzt. Denk' Dir, Toni, das Unglück! Das Dorf brennt. Am unteren Rand hat es angefangen. Drei Häuser sind schon hin, der Wind trägt die Flammen über alle Schindeldächer her, siehst Du den Schein! Siehst Du

ihn? Das ganze Dorf gilt's! Schau Du, just hebt schon dem Gemeindevorstand sein Hausdach an zu brennen!"

Der Toni war dermaßen aufgesprungen, daß sein Kopf in die Decke schier ein Loch stieß. O Freund, edler, treuer Mensch!" rief er und hielt die Arme zum Fensterchen heraus, „befreie mich! Rette mich! Sie vergessen meiner!"

„Genire Dich nicht, verbrenne ganz ruhig," so mein Zuspruch, „mir geschieht nichts, ich bin schon so klug, etwas zurückzutreten, wenn mir's zu heiß werden sollte. Und wenn Du mir schon einen Spaß machen willst: stirb recht heldenmüthig, so etwas sieht sich immer gut an. Halt, jetzt ist mir ein Funke an den Rock geflogen."

„Sackerments-Gesindel!" wüthete der Toni, „verbrennen lassen sie Einen! Keine Nächstenlieb', keine Menschlichkeit mehr auf der Welt!"

„Mach' Dir nichts d'raus, Kamerad. Es ist eben ein Theaterbrand, wo auch die Zuschauer mit zugrunde gehen. Nichts weiter. Aber verdammt heiß wird's da, vor Deiner Loge."

„Höhne mich," sagte der Toni in sich zusammenbrechend. „Höhne mich, wie Du willst, ich hab's verdient."

„Wenn Du sagst, Du hast es verdient," rief ich, „so hast Du es nicht verdient. Das Leben ist ein Schauspiel, ich lasse es gelten, aber wir sind Zuschauer und Mitwirkende zugleich. Leiden und mitleiden, sich freuen und mitfreuen, das heißt Menschenleben. So halten wir's, so tragen wir's, bis es klingelt und der Vorhang fällt — unter Glockenläuten der Todtengräber die Erdschollen wirft auf den Sarg."

Der Toni wimmerte in seinem Kotter.

„Gute Nacht, Toni. Der Brand ist gelöscht. Morgen, hat der Gemeindevorstand gesagt, wirst Du frei, dann streiche

einen Theil Deines Testaments durch. Dein Werkzeug und Dein Gewand behalte für Dich. Deine Seele magst Du Gott dem Herrn empfehlen und Deinen Leib der braunen Schafmarl; Freuden auf Erd' und im Himmel, Freuden im Ueberfluß, aber lauter gemeinsame. Gute Nacht, Toni."

Ob der weise Toni wieder „thöricht" genug geworden, um ein guter, echter Mensch zu sein, ich weiß es nicht. Wenige Tage nach seiner Befreiung aus dem Kotter hat er sich bei meinem Meister fremd gemacht und ist in die weite Welt gegangen.

# Der Köhler-Hansel.

Vor einiger Zeit bin ich die alte Waldstraße wieder einmal gegangen. Es war mitten in einer Sommernacht. Vor mir lag der breite Weg zwischen den finsteren Waldbäumen in einem schneeweißen Band, denn es schien der Vollmond darauf. Dort und hier stand von einem hohen Tannenwipfel der schwarze, zackige Schatten mitten in die Straße herein; hier und dort lag querüber ein schwarzer Balken, welchen die Füße des einsamen Wanderers mühelos durchbrachen, denn es war wieder nichts, als der Schatten eines hoch über den Wald aufstrebenden Stammes. Wo Lichtungen und Büsche waren, schwebten in stillen Bogen Leuchtwürmchen; zu hören war kein Lüftchen und kein Wasserrauschen, meine Schritte gingen gleichmäßig wie eine Pendeluhr, und in meinem Haupte erzählte die Erinnerung Geschichten aus ferner Vergangenheit.

Hier auf dieser Waldstraße mußte ja die Stelle bald kommen, oder war ich an ihr schon vorüber, wo mein Jugendfreund Johann Würtel verunglückte. Der Köhler-Hansel, wie er genannt wurde; an einer dieser steilen Berglehnen hat

ihn beim Holzriesen ein abgleitender Baumstrunk todtgestoßen.

Denke einmal nach, Leser, ob Du nicht etwa einen Jugendfreund und Gedankenspielgenossen gehabt hast, mit dessen Hilfe Du die Welt erschaffen hättest, wenn sie nicht schon in aller Breite um Euch dagelegen wäre! Da die Hauptsache aber einmal geschehen war, so mußtet Ihr Euch mit Reformen begnügen und eine Weltordnung aufstellen, die alles Elend und Unrecht von dieser Erde verbannt haben würde, die auch sehr leicht durchführbar gewesen wäre, wenn die Leute nur gewollt und Eueren großen Absichten nicht schnurgerade entgegengearbeitet hätten. Sie wollten nicht, daher mußtet Ihr endlich alle Pläne fallen lassen und Euch selbst durch das Unrecht winden, so gut es ging.

So auch war es mit meinem Freunde Johann und mir. Es gäbe auf der Welt heute keinen Armen und Kranken, keine Bösewichter, keine Gewaltthaten und Kriege mehr, wenn es damals nach unserem Willen gegangen wäre. Besonders mit allen Religionszwistigkeiten hätten wir auf das Reinste aufgeräumt. Denn — um es nur recht zu sagen — der Köhler-Hansel, so jung an Jahren und so weltlustig er gewesen sein mochte, war ein Gottesgelehrter. Anfangs pflegte er vor Allem die heilige Dichtung. So verfaßte er ein „Paradeisg'spiel", welches er mir wiederholt vorlas. Es war in Strophen abgetheilt, jede Strophe schloß mit den Worten: „Ehre sei Gott dem Vater und dem Sohn, und dem heiligen Geist im Hexen-Thron". Als ich ihn einmal darüber zur Rede stellte, was er eigentlich mit seinem „Hexen-Thron" sagen wolle, war der Hansel geradezu empört über meine „langen und doch so unzulänglichen Ohrwaschel", die statt „höchsten Thron" „Hexen-Thron" hören konnten. Ueber

diesen Punkt aufgeklärt, fand ich nun die Dichtung tadellos.

Einen ganzen Winter über schrieben wir uns gegenseitig Briefe philosophischen Inhalts, worin ich mehr in das Sentimentale, er mehr in das Theoretische schlug. Er grübelte, wenn die stillen Gluthen seines Meilers und vielleicht auch die seines Herzens nichts zu thun gaben, über der Bibel und anderen heiligen Schriften, und vielfach konnte man ihn bei diesem Lesen und Grübeln den Kopf schütteln sehen: Es ist nicht in Ordnung und es ist nicht in Ordnung. Einmal sagte er mir so dreist, daß ich erschrak: „Peter! Sünder! Heide! Bruder! Unser Glauben ist ganz höllisch verfahren. Wenn Gott nicht gar so gütig wäre, er müßte uns auslachen."

Ich wußte aber nicht recht, wie er das meinte, und er sagte damals auch nichts weiter. Allmählich aber kamen wir doch ins Spintisiren, und weil uns dabei Gedanken und Ideen anflogen, die uns ob ihrer Großartigkeit und Gottheiligkeit selber überraschten, so beschlossen wir, daß ich mein Handwerk liegen und stehen lassen, zu ihm in den Wald kommen sollte, und daß wir Beide zusammen eine neue Religion gründen wollten. Einstweilen kamen wir nur am Sonntag Nachmittags zusammen in der Köhlerhütte, um die Hauptgrundsätze aufzustellen. Dabei besserte der Johann sein Gewand aus; ich half ihm nicht dabei, obzwar ich es besser verstanden hätte, denn mir, dem Schneider, war das eine Werktagsarbeit, und die war auch nach unseren Satzungen an Sonn- und Feiertagen verboten. Hingegen erinnere ich mich, daß wir uns während der Religionsgründung einmal gegenseitig die Haare schnitten, und daß ich dem Johann mit dem Scheermesser die jungen Bartsprossen wegkratzen mußte,

wobei es etwas Blut gab, was aber für Religionsgründer gar nicht uneben stand.

Derlei Spielereien kamen uns aber theuer zu stehen. Anstatt daß wir eine neue brauchbare Religion zu Stande brachten, verloren wir — wie das schon zu gehen pflegt — die Gläubigkeit bei der alten, und eines schönen Tages warfen wir die Frage auf, ob es denn wirklich einen Gott gäbe und ob es mit der Unsterblichkeit der menschlichen Seele wohl seine Richtigkeit hätte? Es war damals nämlich Brauch geworden, daß Leute, um sich den Anschein tieferer Bildung zu geben, beides leugneten und sich auf die Materialisten hinausspielten. Nun, wir zwei jungen Männer wollten mit dieser Sache auch noch fertig werden. Weil wir sie aber doch ein wenig ernster nahmen, als das sonst bei Leuten unseres Alters vorkommt, so blieben wir mitten im Zweifel stecken und konnten weder vorwärts noch zurück.

So stand es um die Zeit, als wir uns trennen mußten. Ich ging in die Fremde, er blieb in der Köhlerhütte. Der Abschied war in einem Wirthshaus, nachdem wir bis spät in die Nacht dort beisammengesessen und beim Obstmost noch einmal, gleichsam zusammenfassend, unsere gewohnten Gespräche geführt hatten. Noch erinnere ich mich, daß sich mein Freund in Bezug auf unsere Zweifel folgendermaßen geäußert hatte: „Im Gottesnamen, ist nichts, so ist nichts; deswegen werd' ich kein Lump, das sag' ich.“ So war auch mein Fürnehmen. Dann begleitete mich der Hans bis zur Linde. „Da gilt's,“ sagte er und hielt meine Hand noch fester, anstatt sie zu lassen. „Freund, ich weiß noch was. Wir werden uns nimmer untreu. Sehen wir uns nicht mehr, so ist's jetzt das erste- und letztemal. Gib mir ein Bussel. So. Und jetzt will ich Dir was sagen. Wenn Einer von uns früher stirbt als

der Andere, und es ist ein Gott und eine Ewigkeit, so muß er zurückkehren auf diese Erden und es dem Anderen sagen. Ist Dir das recht?"

Ich war einverstanden.

„Aengstigen wollen wir uns nicht, mit Gespenstersachen oder so," fuhr der Hans fort, „wenn's mich zuerst sollt' treffen, ich komme zu Dir wie ich bin, beim Tag oder bei der Nacht, und will Dir's berichten."

„Aber wenn der Leib in der Erden liegt, wie willst denn kommen?" war in tiefem Ernst meine Frage.

„Komme ich nicht, so weißt, es ist nichts. Sonst wirst mich schon erkennen. Siehst Du mich nicht, so will ich Dir's anders kund machen, ein Zeichen sollst haben. Und trifft's Dich früher, so besuche Du mich. Jetzt geh. Leb' wohl, Peter, und schreib' einmal."

So war's, und nichts weiter. Wir waren weit auseinander gekommen, der Köhler-Hansel und ich, und wir haben uns noch ein paarmal geschrieben. Jeder von uns lebte sich sachte in einen besonderen Kreis ein, die Dinge, die uns einst zusammengehalten, hatten sich aufgelöst oder anders gestaltet, wir verließen einander, ohne daß wir es merkten, ohne daß es uns weh that. Neun Jahre später fand sich bei einem Brief, den mir ein Bekannter aus der Heimat geschrieben hatte, als post scriptum folgender Bericht: „Mache Dir auch zu wissen, daß im vorigen Monat der Köhler-Hansel, den Du auch gekannt hast, im Zedelwald beim Holzen verunglückt ist. Hat ihm ein rutschender Baumstamm die Brust eingestoßen, ist auf der Stelle todt geblieben."

Nun waren wieder Jahre um Jahre vergangen, und die alten Zeiten und die alten Gestalten sanken immer tiefer

in den Abgrund. Als ich jetzt aber nächtlicherweise still und allein jene Waldstraße ging, und durch den Zedelwald, in welchem mein armer Freund in jungen Jahren plötzlich hat sterben müssen, da ward mir alles wieder wach, was ich einst mit dem Hans erfahren, getrieben und gesprochen hatte. Und da trat mir auch jene Verabredung beim Scheiden lebhaft vor die Seele und ich dachte: Wenn er jetzt käme?

Wenn er mir jetzt begegnete und brächte mir die Botschaft von einem Leben in der anderen Welt!

Um mich war der heilige Frieden der Mondnacht. In geheimnißvollem Lichte lag der Pfad vor mir zwischen den finsteren Tannen, und als sich die Straße um eine Böschung bog, sah ich etwa zwanzig Schritte vor mir, dort, wo eine Mulde den Berg herabging, eine weiße Gestalt stehen. Sie stand ganz unbeweglich, als warte sie auf mich, bis ich herankam.

Schmal und schlank war sie und hatte einen großen, fahlschimmernden Kopf. Eine hölzerne Säule war's, die eine Tafel trug; und auf der Tafel standen — vom Mond jetzt hell und klar beleuchtet — die folgenden Worte:

„Alhier habe ich, Johann Würtel, am 19. October 1874 beim Holzen mein Leben müssen lassen im 33. Jahr meines Alters. Wanderer, bete für mich ein Vaterunser, auf daß Gott meiner armen Seel in jener Welt gnädig und barmherzig sei.“ — — — — — — —

Also war mir mein Freund erschienen. Ein seltsames Grauen ging durch mein Wesen, als ich so, gleichsam Aug' im Auge, dem längst Begrabenen gegenüber stand. Er war mir erschienen und ich konnte doch nicht sagen, daß ein Wunder geschehen.

Das Wunder vollzieht sich still in der Seele des Lebendigen, des Zweifelnden, des nach trostreicher Wahrheit Ringenden.

Das Eine ward mir von neuem klar: die Todten leben in unserer Erinnerung; ob sie außer dieser geistigen Welt noch in einer anderen leben oder nicht, darüber laut zu sprechen wage ich nicht. Ich für mich weiß es wohl.

# Ein guter Rath.

**Erinnerung aus der Studentenzeit.**

Man sagt, daß die Leute so niederträchtig wären. Ich habe mich darüber nicht zu beklagen. Es ist wahr, manchmal kommt irgend ein ganz erbärmlicher Wicht heran, aber den schüttelt man keck ab, und selbst wenn unser Rock oder gar ein Stück Haut an seinen Klauen hängen bleiben sollte — man schüttelt ihn ab und geht seines Weges.

Es steht geschrieben: Der Mann hilft sich selbst. Gut gesagt. Aber Einer, der in allen Lagen des Lebens das Weib und den Freund entrathen kann, ist doch auch kein ganzer Mann. Es gibt Stein und Steg, über die er allein nicht hinauskommt, wobei er die Handhabe der Mitmenschen nicht entbehren kann. Ich bin über die Epochen des Hirten, des Landmanns, des Handwerkers, des Studenten glücklich hinausgekommen — aus eigener Kraft? Das Wort ist schön und stolz, aber es ist undankbar. Niemand wird aus eigener Kraft. Man hat seine verschiedenen Väter, worunter die Lehrväter und die Nährväter nicht die geringsten sind. Ich führe heute einen Mann auf, der sich nicht mehr dagegen

wehren kann, weil sein Leib schon im Grabe ruht. Er starb in seinem einundneunzigsten Lebensjahre, ein Beweis, daß ein gutes Herz der Gesundheit nicht nachtheilig ist.

Als ich im Winter 1865 mit meinen zweiundzwanzig Jahren den Sprung gethan hatte aus den Waldbergen in die Landeshauptstadt, stand ich in dieser Stadt etwas armselig da. Wohl stützte mich zur Rechten ein guter Freund, zur Linken der liebe Gott — aber nach rückwärts zu fallen hätte mich nichts gehindert — nichts, als mein guter Finanzrath. Der Mann wohnte in der Wickenburggasse Nr. 1232 und hatte unten an der Hausthür schriftlich angekündigt, daß hier „im ersten Stock ein Monatszimmer an einen soliden Herrn zu vermiethen" sei.

Diese Ankündigung fand ich, der Unterstandsuchende, und obzwar ich nicht wußte, was das sei, ein „solider Herr", so ging ich doch ins Haus, um nach dem Zimmer zu fragen. Eine betagte Wirthschafterin führte mich zu einem noch betagteren Mann. Der saß in einem lichten, schön eingerichteten und behaglich durchwärmten Zimmer, hatte ein rothes Gesicht mit einer stattlichen Nase, einen schneeweißen Vollbart, in welchem sozusagen ein langes Tabakspfeifenrohr stak, aus dem der Alte seine Gottesfreude sog. Das Haupt, auf welchem ein verschlissenes Sammtkäppchen saß, ruhte tief zwischen den breiten Schultern; der fuchsbraune, blauverbrämte Schlafrock vollendete die Gestalt des alten Grazer Pensionisten.

Er schaute mich scharf an und murmelte mit einer heiseren Stimme: „Was will der Bursch? Das Zimmer? Das hängt ihm zu hoch. Unter fünf Gulden laß ich's mit Allem, wie's jetzo liegt und steht, nicht ab."

Ich war von meinem Freunde schon vorbereitet worden, daß in der Stadt eine Monatsstube just so viel Geld koste,

wie im Gebirge eine Jahreswohnung; das käme daher, weil man in der Stadt in einem einzigen Monate so viele Lustigkeiten habe, als im Gebirge das ganze Jahr. Mein alter Herr war höchlich verwundert, als ich den Monatszins vor ihn auf die Tabakstasse legte.

„Die blaue Stube zu heizen!" knurrte er die alte Wirthschafterin an, „und den jungen Herrn muß ich bitten, daß er mich nicht gleich aus seinem Zimmer jagt. Seine Sachen soll er herbringen lassen."

„Die habe ich schon da," sagte ich, und hielt mein Handbündel empor. „Und die Stube braucht nicht geheizt zu werden."

„Ist schon geheizt," war die Antwort. Und nun kam es heraus, daß wir alle Drei in meinem Zimmer standen und daß der bisherige Bewohner desselben in eine Nebenstube übersiedeln werde. — Ich konnte mich nicht fassen. Vor einer Viertelstunde noch unterstandslos auf der frostigen, nebelichten Gasse, und jetzt in einem Herrenzimmer mit feingeschnitzten Schränken, schwellenden Sesseln, Fußteppichen und schönen Bildern an der Wand; und mit einem Bette, das mit seinem großblumigen Ueberzug wie ein rechter Rosengarten aussah. „Alles, wie's jetzo liegt und steht."

„Aber noch Eins!" grollte der Alte, „jetzt müssen wir uns ausweisen, wer wir sind, mein Lieber!"

Nun mußte ich's wohl erröthend gestehen: „Wenn Sie in der Zeitung vielleicht vor etlichen Tagen über einen steirischen Naturdichter was gelesen haben?"

„Was! ein Dichter sind Sie!" rief der alte Herr und drohte mit dem Finger. — „Nun, Gott behüt' Sie und wenn Sie was brauchen — die da anpacken!"

„Die da," das war die Wirthschafterin, welche mir alsbald zuflüsterte: „Wenn er so brummen thut, der gnädige

Herr Finanzrath, das macht nichts. Er ist so viel ein guter Herr. Aber halt aus der Weis', weil wir vor etlichen Wochen die gnädige Frau begraben haben. Die Tochter ist verheiratet und unmöglich weit weg. Da wird dem gnädigen Herrn stark die Zeit lang. — Ich bitt', ich bring' frisches Wasser."

In diesem Hause war ich nun daheim. Ich besuchte die mir bestimmte Lehranstalt. Für das Mittagsmahl hatte ich verschiedene Kostorte bekommen. Frühstück und Nachtmahl? Das schickt sich für arme Studenten nicht. Die Wirthschafterin, die „alte Marie", verwaltete mich und das Meinige musterhaft, und wenn des Morgens Kaffee übrig blieb, so wurde ich ersucht, denselben wegzutrinken, weil es sündhaft wäre, die Gottesgab' zu verschütten. Zu solcher Sündhaftigkeit wollte ich keinen Anlaß geben, und als ich einmal fragte, wieso jeden Tag eine ganze Schale Kaffee übrig bleiben könne, meinte die alte Marie, das käme ihres Erachtens davon her, weil der gnädige Herr seit einiger Zeit um eine ganze Schale mehr kochen lasse als sonst.

Uebrigens hatte der alte Finanzrath auch sein Anliegen. So kam er eines Tages mit versteckten Händen zaghaft in mein Zimmer und beklagte sich, daß er in seiner Wohnung sich vor lauter Stiefeln nicht auskenne. Ueberall, wo er hintrete: Stiefel, überall, wo er hinschaue: Stiefel; selbst die Marie in der Küche könne sich vor dem alten Leder nicht erwehren. Ob ich nicht so gut sein wollte, ein oder zwei Paare in Verwahrung zu nehmen. Es wären solche ausgesucht, die nicht mehr Löcher hätten, als zum Ausundeinfahren mit den Füßen nöthig seien. Damit zog er aus seinem Schlafrock Schuhwerk hervor. Ich hatte zur Zeit nur mein einziges Paar Bergschuhe, und war sohin recht sehr in der Lage, dem Alten die Gefälligkeit zu erweisen. Mit den stets

glänzenden Stiefeln des Herrn Finanzrathes gewann ich denn auch bald ein feineres Auftreten.

Wenn ich die langen Abende an meinen Büchern saß und ein wenig Heimweh hatte nach der Mutter und ihrem Sterztopfe, da rief mich bisweilen die alte Marie, ich solle doch barmherzig sein und dem gnädigen Herrn ein wenig Gesellschaft leisten, er sitze so ganz allein in seiner Stube und schaue traurig drein. Und allemal, wenn ich bei ihm saß, kam das Nachtmahl und bat mich der Alte, ich solle doch ein wenig mit ihm löffeln und gabeln, damit es ihm besser schmecke.

So lebte ich zufrieden ein Jahr lang dahin, und allmonatlich, wenn ich den Zimmerzins zahlte, schaute mich der Herr Finanzrath eindringlich an, und einmal fragte er geradezu, ob ich denn nicht auf etwas vergesse?

Ich erschrak, denn ich hatte nicht viel im Vorrath.

Jetzt wäre ich schon ein ganzes Jahr Student, meinte er, und hätte seines Wissens noch keine Schulden gemacht. Ich würde doch so vernünftig sein, des Zimmerzinses wegen nicht etwa Mangel zu leiden!

Dieser Rath des Finanzrathes schien mir beherzigenswerth zu sein.

Des Verbleibens bei meinem Finanzrathe war aber nicht lange. Der Director meiner Lehranstalt erklärte sich bereit, mich in sein Privatpensionat für Studenten aufzunehmen. Ich war anfangs über dieses großmüthige Anerbieten trostlos; ich sollte mein trauliches, stilles Heim und die guten Menschen verlassen und unter lärmende, fremde junge Leute aus aller Herren Ländern versetzt werden, zumeist reicher Handelsleute Söhne, die einen Kopf nur nach der Seidenqualität des Cylinders taxiren, der daraufsitzt, und ein Herz

nach dem Geldsack, der daranhängt. Ich sollte kein ruhiges Plätzchen und Stündlein mehr zu eigen haben! Doch ich konnte meinen Freunden weitere Opfer ersparen, und so nahm ich den liebreich gebotenen Freiplatz an. Ich fungirte im Pensionat unter dem Titel eines „Secretärs“, freilich nur, um vor den übrigen Zöglingen in der Achtung zu stehen, die ich vermöge meines Alters wohl beanspruchen konnte. Mit den losen Burschen kam ich schließlich zurecht; ich freute mich ihrer unbegrenzten Weltklugheit, sie ergötzten sich an meiner Einfalt, und so gab es zwischen uns fortwährend Anregung.

Nach drei Jahren war meine eigentliche Lernzeit vorüber, und günstige Umstände gaben mir die volle persönliche Freiheit; ich widmete mich weiteren Studien und literarischen Arbeiten. Ich suche eine Wohnung und siehe, mein Finanzrath in der Wickenburggasse hatte sein Zimmer für mich noch immer in Bereitschaft.

„Aber unter den alten Bedingungen nicht mehr!“ sagte ich.

Nun denn, meinte er, wenn's nicht anders ginge, so lasse er mir die Höhle um drei Gulden.

„Zehn! Zehn!“ schrie ich erbost über eine so grenzenlose Verblendung. „Zehn für die Stube allein und für die Verpflegung extra.“

„Sapperlot!“ knurrte der Alte und blies mir die Seele seines schlechten Krautes ins Gesicht, „wenn der Herr Student so hitzig drein geht, da muß man ihm schon ein wenig zur Ader lassen beim Geldbeutel.“

Wir stritten lange hin und her, weil sich's aber geziemt daß die Jugend dem Alter nachgiebt, so geschah es nach seinem Willen.

Allmählich machte Graz Miene, eine Großstadt zu werden, was ihr — aufrichtig gestanden — spottschlecht steht. Die

Lebensmittel stiegen, die Hausherren steigerten. Mein Gewissen wurde von Tag zu Tag unruhiger, so erklärte ich dem Rath, unter dreißig Gulden bliebe ich nicht mehr bei ihm. Er trug mir unverfroren Fünfundzwanzig an — es blieb dabei, ich zahlte den alten Betrag. In der Art, wie wir zusammen lebten, war es, als sei ich der Miethsherr und der Alte meine Afterpartei. Andere thaten mir Gutes, weil sie einen Dichter in mir vermutheten; mein Finanzrath that mir Gutes, weil — ich habe ihn nie befragt, warum. Er hat es weiter nicht begründet. Ich aber hätte mich in jenen Jahren meiner Verwandlung ohne diesen Mann nur schwer zu halten vermocht.

Bei meiner Hochzeit war er noch fröhlich und schalkhaft mit meiner Braut. Als wir auseinander gingen, sagte er ganz leise: „Bin wieder allein." Rasch hat er sich hierauf abgewendet; die Freuden theilte er, den Schmerz behielt er für sich.

Mein Weibchen und ich, das könnt Ihr mir glauben, waren bald einig darüber, auch in unseren glücklichsten Tagen einen guten Rath nicht zu verschmähen; wir wollten ihn einladen, in unsere neue Wohnung zu ziehen, da lud ihn ein Anderer ins stille Gemach. Seine Habe reichte kaum für das Begräbniß. Er war arm und gut, treu und bescheiden, voll Humor und echter Jugendlichkeit des Herzens. — Gering ist das Denkmal, das ich ihm hier setze, aber er wird's zufrieden sein, wie er es immer gewesen.

# Die drei Berühmten von Alpel.

Im Wirthshause „zum Ochsen" sitzen oft allerhand Leute beisammen. Bürger von Krieglach, Reisende aus Ungarn und Deutschland, Handelsvermittler aus Triest, Brünn und Prag, Sommerfrischler aus Graz und Wien und Bauern aus den Gräben von Massing, Trabach, Alpel u. s. w. In einem Landwirthshause ist's wie in der Arche Noah's, da werden selbst Wesen, die sich sonst gegenseitig auffressen möchten, miteinander gut Freund. Die Agenten natürlich, die suchen bei Allen etwas an Mann oder auch an Weib zu bringen, die Reisenden wollen Land und Leute kennen lernen, und die Sommerfrischler, die es schon einmal auf „Natur" abgesehen haben, genießen den bäuerlichen Tabaksqualm für Walddust, und das Bauernvolk mit seinen Bergen, Häusern, Hütten und Sitten für eine Idylle. Und der Bauersmann freut sich der Herrschaften, die ihn mitreden lassen und macht Staat mit seiner Bauerneinfalt und foppt sie ein wenig.

Eines Abends unterhielt sich die Gesellschaft über Talente und Berühmtheiten. Die Sommerfrischler priesen ihren

Sonnenthal und Starke; die Reisenden glaubten an Richard Wagner und Defregger etwas Neues zu bringen; die Handelsagenten erzählten leuchtenden Auges von Ballettänzerinnen und die Professionisten wußten allerlei von findigen Mechanikern, Uhrmachern, Martertafelmalern, virtuosen Hackbrettspielern, Schwertverschluckern und Feuerfressern.

Auf einmal that am Ofentisch ein Bauer aus Alpel — es war der Bach-Poldel — einen starken Trunk aus seinem Glase, stellte es kräftig auf den Tisch, setzte scharfe Stimme ein und sagte: „Wir in Alpel oben haben halt auch drei berühmte Manner!"

Die Gesichter wandten sich nach ihm hin. „Und die wären?"

„Ja!" rief der Bauer und trank wieder, denn wenn man mit so Herrenleuten spricht, da muß die Gurgel gut zubereitet sein; was man der Gurgel thut, das kommt der Kehle zu statten. „Ja!" rief er, „drei berühmte Manner haben wir aus dem Alpel: Einen Geistlinger, einen Rauber und einen Afrikaten!"

Der räthselhafte Ausspruch fand auch bald seine nähere Erklärung, für die ich, der Schreiber dieses, einstehe und die ich aus Eigenem hier vervollständigen kann.

Die drei „berühmten Manner von Alpel", die der Bach-Poldel meinte, wurden in der engsten Nachbarschaft zu einander im gleichen Jahrzehent geboren.

Der Eine war der Schmiedhofer-Sohn, welcher eine Ehre über das Alpel brachte, wie sie bisher nicht erhört worden. Von der kleinen Bauernschule in St. Kathrein hinweg ging er in die Studie und ward Priester. — Da hieß es: Die reichen, großrederischen Hofbauern von der Massing und von Freßnitz haben wohl Raufer und Saufer und Weiberan-

schmierer und alte „Soldatenabschieder", die voll Gicht und Gall und Schnaps und Lugen sind — aber „Geistlinger" haben sie keinen. Die Ortsbürger haben Herrenschneider und Schreiber und Semmelbäcken mit ihrem Kaffee alle Tag und gewichsten Stiefeln. Cigarren rauchen thun sie, wenn sie sich kein „Bradel" können kaufen und Zeitung lesen statt Kartenspielen, thun Wind machen wie Stadtherren — aber Geistlinger haben sie keinen. Auch zu Langenwang und Fischbach haben sie keinen, auch in Ratten und in der Stanz nicht, in der ganzen Gegend keinen. Die armen Alpler, die kleinen Hintergebirgler, die haben einen. Und ist unter allen Herrensöhnen der beste gewesen in der Studie! Drei Paar Ochsen — eher mehr als weniger — hat er gekostet seinem Vater; aber als die Ehrmess' (Primiz) gekommen war, da sagte sein Vater: „Nit um sechs Paar Ochsen wollt' ich ihn jetzt hergeben, meinen Sohn, den geistlichen Herrn!" — Ich weiß es noch gut, wie wir Leute von Alpel, Männer, Weiber, Kinder, zusammenkamen auf dem grünen Anger vor dem Schmiedhoferhaus und im Halbkreis niederknieten, und wie der junge Geistlinger kam — ganz schwarz, nur um den Hals die weiße Binde, und das blonde Haar (am Haupt das groschengroße Glatzlein) quer über die Stirne her — und im Halbkreis herumging und Jedem die Hände auflegte und den Segen gab. Damals sind Alten und Jungen die Augen naß worden vor Freuden und Vater und Mutter des jungen Priesters haben gar nichts Anderes zu sagen vermocht, als immerfort nur: „Gott Lob und Dank, daß wir diesen Tag noch haben mögen derleben!" Bei der Primiz selber hat sich Mancher von Alpel Gott zu Lieb' und dem lieben Primizianten zu Ehren einen sternhageldicken Rausch angetrunken. In der Waldgemeinde Alpel giebt es arme,

kummervolle Menschen, aber an jenem Tage ist kein Herz traurig gewesen. Wie eine einzige Familie, so waren Alle beglückt und erhoben von der Freude und Ehre. Schon den bescheidenen, freundlichen Studenten hatten Alle gern gehabt, wenn er auf Vacanzen heimgekommen und oft ernste Tage mit ihnen verlebt hatte und manchen ehrbaren Spaß mit ihnen eingegangen war. Einer aus ihnen! Und jetzt stand er auf der Kanzel an der Stelle der Apostel und saß im Beichtstuhle an der Stelle Gottes, und stand am Altare als Mittler zwischen Gott und Menschen, und die Alpler hatten nun einen besonderen Anwalt an der himmlischen Thür'. Es wird kein Bräutigam und kein Sterbender mehr sein in Alpel, für den der Priester nicht betet; kein Feuer und kein Wetterschlag mehr, um dessen Abwendung von Alpel er nicht die Hände faltet am Altar. — So hatten sie sich's ausgedacht und so war ihnen der junge Mensch wie ein Heiliger, ein bequemer, mit dem sich reden läßt, dem man mit dem Glase zutrinken kann im Wirthshaus, den man atzen kann mit Eierkuchen und Sterz, wenn er die Ehre giebt und ins Haus kommt, dem man noch Krapfen oder Aepfel mitgeben kann, wenn er einstecken mag.

Dann ward er in der Ferne angestellt als Caplan, aber so oft in seiner Familie eine Hochzeit war oder auch ein Sterben, kam er heim und segnete. Als er nach Jahren wohlbestallter Pfarrer wurde, sprachen die Alpler vor Fremden gern von ihrem „Landsmann, dem Herrn Pfarrer". Die Kühneren spannen das Außerordentliche noch weiter und sahen im Geiste schon die Zeit, da der Schmiedhofer-Sohn ihre Kinder nicht allein taufen, sondern auch firmen werde — den goldenen Krummstab in der Hand und die seidene Bischofsmütze auf dem Haupte. Ich habe die guten Leute

niemals warmherziger und liebenswürdiger gefunden, als wenn sie der Freude über ihr priesterliches Gemeindemitglied Ausdruck gaben.

Der zweite „Berühmte" von Alpel war ein „Rauber". Der Sohn armer Häuslersleute, die sich mit Tagwerken und Kohlenbrennen forthalfen, heute in dieser Dachkammer wohnten, morgen in jener Köhlerhütte, übermorgen vielleicht in einer verlassenen Huben, so kein Glas mehr in den Fenstern hatte. Sie waren vor Zeiten eingewandert. Die „Krebsleute" hieß man sie; sie waren verachtet, weil „nichts vor ihnen sicher ging", und es ging nichts vor ihnen sicher, weil sie verachtet waren und zu wenig Erwerb fanden, um ihre zahlreichen Kinder zu ernähren. Diese Kinder hielten sie weicher, als das sonst bei Bauern der Brauch ist und wollten Keines von sich lassen, selbst als sie schon flügge waren.

Einer ihrer Söhne, der Stachel, kam endlich doch in einen Bauernhof als Kuhhirt, war aber nicht immer gewissenhaft, wie das bei Knaben schon vorkommen mag, und wenn er ein scharfes Wort oder gar eine Strafe erhielt, lief er davon und heim in sein Nest, wo es viel Schmutz und Hunger gab, aber keine Arbeit und keine Strafe. That der Hunger zu weh, so suchte er sich freilich wieder einen Dienst, aber es war allemal derselbe Verlauf.

Als der Stachel heranwuchs und seine Familie theils starb, theils sich in der Welt verlief, stahl er sich immer noch aus seinen Dienstorten davon, wenn ihm etwas nicht recht war, und da stromerte er denn müßig in der Gegend umher, zog Rüben aus der Erde, riß Obst vom Baume, um sich zu nähren, oder wenn das nicht war und nicht genügte, sprach er bei Bauern um ein Stück Brot zu. Sein Gewand zerriß, er ließ es zerrissen sein und ging um. Der

Hut hatte keine Krämpe mehr, das schwarze Haar kroch hinten am Nacken und vorne an der Stirne herab, als hätte es so halb und halb die Absicht, den Burschen kleiden zu helfen. An den Aermeln und Schenkeln sah man durch die klaffenden Löcher auf die pure Haut hinein, die anfangs weiß wie Lilien war, nach und nach aber in der Sonne braun wurde wie Zigeunerfell. Es war ein schlanker, kräftiger Junge; konnte er auf dem Wege Jemandem ausweichen, so lief er wie scheu seitab, ging das nicht, so that er freundlich und gab in geschmeidigem Tone Red' und Antwort; seine Züge waren so, daß man ihn hätte lieb haben können, wenn er Einen mit seinem Auge ruhig hätte anschauen mögen. Das aber konnte er nicht, seine Augen waren gerade wie zwei graue Spiritusflämmlein, in die ein unsteter Luftzug bläst.

Als man ihm überall, wo er um Nahrung oder Herberge zusprach, das Arbeiten in Erinnerung brachte, sprach er nirgends mehr zu, sondern schlüpfte aus eigener Machtvollkommenheit durch Bretterlücken auf den Heuboden, wenn er schlafen wollte, und schlüpfte durch ausgehobene Fenster in die Häuser und Vorrathskammern, wenn er essen mußte. Dabei wurde der Krebs-Stachel mehrmals ertappt. Das erstemal ließ ihn der Gemeinderichter auf einen umgestülpten Brunnentrog legen und auf der Abachseite stark blau anlaufen. Das zweite- und drittemal lieferte man ihn in den Arrest ab. Endlich ward er militärpflichtig und als man ihn tauglich fand, fiel der Gemeinde Alpel ein Stein vom Herzen. Fiel ihr aber auf die Zehen. Nach kaum einem halben Jahr strich der Krebs-Stachel wieder in ihren Wäldern umher. Beim Militär — hieß es — habe man ihn verjagt Langfinger brauche man nicht dabei.

Nun war die Zeit angebrochen, da man in den Alpelhäusern die Fenster vergittern und die Thüren verriegeln mußte. An derlei hatte früher kein Mensch gedacht. Der Stachel war beim Militär noch kräftiger und anschicksamer geworden; er hatte eine zerschlissene Bauernjoppe an, die nicht für seinen Leib geschnitten war, trug jedoch das blaue Beinkleid und die Soldatenmütze, unter welcher er an beiden Schläfen die Haare glatt hervorstrich. Das Schnurrbärtchen war spärlich, aber zwei Hörnchen oberhalb der Mundwinkel gab es doch. Er benahm sich überhaupt sehr „kaiserlich" und glaubte nun auch im Wirthshaus sitzen zu sollen und von der weiten Welt berichten zu müssen. Setzte sich aber Niemand zu ihm und der Wirth fragte ihn trocken, ob er wohl auch Geld habe, um die Zeche zu zahlen.

Weil die Bauern das todte Fleisch so ängstlich vor ihm verwahrten in ihren Kammern, so nahm er das lebendige. Stahl ihnen Schafe aus dem Stall, schlachtete sie im Walde, briet sie und aß sich satt. Dabei vergaß er regelmäßig seine Kleider von den Blutspuren zu reinigen — denn von den Schlauesten war der Krebs-Stachel keiner; auch im Leugnen war er so plump, daß ihm der Richter einmal zuschrie: „Wenn Du schon nit lügen kannst, so sag' wenigstens die Wahrheit, Erzgauner, verfluchter!"

Der gute Alte hatte keinen Begriff davon, wie schwer es selbst bei bestem Willen für manche Leute ist, die Wahrheit zu reden. Und selbst, wenn eine Prämie von tausend Gulden stünde auf jedes redliche Wort — es müßte gelogen sein.

So saß denn der Krebs-Stachel wirklich die längste Zeit im Arrest, und die Sache wäre gut gewesen, wenn nicht die vielen, obgleich kurzen Unterbrechungen die Leute in steter Angst gehalten hätten.

„Wenn der Kerl nur einmal Einen umbrächte, daß er lebenslänglichen Kerker kriegte!“ äußerte dazumal der Höfelbauer in Alpel.

„Verkauf' ein Paar Ochsen,“ antwortete ihm sein Nachbar, der Grabler, „begegne ihm mit dem Geld im Walde, vielleicht thut er Dir den Gefallen.“

So weit kam's aber doch nicht.

Einmal blieb der Krebs jahrelang aus und es hieß, er sei gehenkt worden; es war gerade um die Zeit, als der Schmiedhofer-Sohn seine Ehrmesse hatte. Wenige Monate später sah ihn Jemand über die Fischbacheralm gehen; er hatte ein neues steirisches Gewand, einen kecken Federbuschen auf dem Hut und ein Weibsbild bei sich, das im Gesicht roth wie eine Aster war und den städtischen Rock hinter sich nachschleppte im thaunassen Grase. Aber zur selben Zeit durchstreiften Gendarmen die Gegend und hielten scharfe Nachfrage nach dem Krebs-Stachel. Hierauf ward es wieder still, nur Einer oder der Andere wollte wissen, der Stachel sei zu den Erzräubern gegangen und habe gesagt: die Alpler hätten bisher vor ihm Salz und Brot verschlossen, aber wenn er wieder komme, da würden sie ihm Speck und Fleisch auf großen Schüsseln entgegenbringen. — So hub jetzt der Mann an, interessant zu werden, und an langen Winterabenden, wenn die Weiber gruseln wollten, erzählte man sich Geschichten vom Erzräuber Krebs und sein Name ging klingender um, als jener des braven, schlichten Priesters aus dem Alpel. Die Leute sind einmal so, den sie fürchten, der geht ihnen tiefer zu Gemüthe als der, dem sie Dankbarkeit und Ehre schuldig sind.

Der dritte Berühmte von Alpel ist ein „Afrikat“, hat der Bach-Poldel gesagt. Er wollte sagen: ein Advocat, meinte

aber eigentlich nicht einen Advocaten, sondern einen Büchelschreiber — und auch einen solchen nicht ganz genau, sondern im engsten Sinne einen Volksdichter. Dieser Begriff ist den Leuten dort ganz fremd; es giebt auf der Welt wohl Anstreicher und Feldwebel und Advocaten und Bischöfe und Eisenbahner und Bader, und was so Herrische mehr sind — aber Volksdichter? Aus einem solchen wissen sie nicht, was sie machen sollen. Da ihnen der Afrikat oder Advocat das Sinnbild alles Dunklen, Zweideutigen und Unergründlichen ist, so nennen sie gerne jeden Unbegreiflichen, der noch dazu ein wenig von der Stadt riecht, einen Afrikaten.

Ein Bauernbursche war er von Anbeginn. In seinem siebzehnten Jahre ward er Schneiderlehrling, in seinem zweiundzwanzigsten, wo Andere schon bald ihre Ehrmesse haben, ging er in die Studie. Er wurde aber kein Geistlinger, sondern ein „Büchelausdichter", wie sich die Einsichtsvolleren ausdrückten. Und wenn's noch Gebetbücher wären! Man hat ihm voreh nicht feind sein können, obzwar er immer „ein anderer Leut' war, wie andere Leut'". Und jetzt kennt man's nimmer, ist er schwarz oder weiß. Er kommt nur im Sommer, wenn's recht warm ist, nach Alpel; sonst hält er sich in den Städten auf bei den hohen Herren und reist in der Welt herum und soll überall gute Bekannte haben — schon nicht zu sagen. Man spricht gar Unterschiedliches von ihm. Die Einen sagen: „Uns Alplerbauern, uns macht er's woltern!" Die Anderen sagen: „Dem müßt Ihr nicht trauen!" Die Dritten sagen: „Der hat mehr Geld als was ganz Alpel werth ist! Das Büchldruckenlassen, das kostet was!" Die Vierten sagen: „An den müßt Ihr Euch halten, der kann was er will und bringt alles zuweg. Der ist mit den hohen Herren, wie Ihr mit Eueren Vettern

und Gevattersleuten, gut an. Der ist dem Kaiser sein bester Freund, soll gar auf Du und Du mit ihm stehen, und wenn er was nöthig hat, so braucht er nur hingehen ins Kaiserhaus und sagen: Du Kaiser, sei so gut, ich brauch' Geld. Und kriegt, so viel er haben will. Ja, der Waldbauern-Peter, der lacht uns alle aus. Und da können tausend Jahr vergehen, bis es Einer wieder so weit bringt, wie der Peter." — „Wenn ihn am End' nur nicht etwan der Teufel holt!" sagen die Fünften. „Die Afrikaten nimmt er gern, und voraus solche, die Bücheln ausdichten und sind keine Gebetbücheln!"

Ihr denkt Euch's wohl schon, der Afrikat bin ich, der Schreiber dieses. Und so stehe ich da vor meinen lieben Landsleuten und bin ihnen ein unheimliches Wesen. Eine Zeit war, da haben sie sich vor mir bekreuzt. Da geht und fährt ein Mensch herum, der einst wie sie war, und jetzt arbeitet er nicht und hat ein herrisches Gewand an und ißt im Wirthshaus Herrenkost und man weiß nicht, wovon er lebt! — Wenn ich bisweilen an ihnen vorbeikam, wie sie ackerten oder hart mähten, da war mir, als müßte ich sie um Verzeihung bitten, daß es mir besser ergehe als ihnen.

Als sie es allmählich aber einsahen, daß ich trotz Allem noch ein wenig aus ihrem Stoffe bin, daß ich ihnen dann und wann einen kleinen Dienst erweisen und sie bisweilen tüchtig ausschelten kann, wenn sie gar zu thöricht sind — wurden sie zuthunlicher. Und als sie es dann von den Fremden immer wieder zu hören bekamen, was sie an mir für ein Wunderthier hätten und daß ein Dichter für's Land beiläufig dasselbe sei, was bei ihnen ein Kalb, das fünf Füße hat, da gaben sie ganz seltsam bei. Und wenn Einer der Alplerbauern — es sind ihrer leider nicht mehr viele — einmal

seinen Rausch hat, so prahlt er sich überlaut mit dem „Afrikaten".

Also kommen sie, wenn ich im Sommer unter ihnen umgehe, mit den wunderlichsten Zumuthungen an mich heran. Hier giebt eine Kuh blutrothe Milch — ob ich dagegen nicht was rathen möchte? Dort wird ein Muttersöhnlein zum Militär genommen — ob ich es nicht losbringen könne? Anderswo ist ein Wildschütz — ob ich nicht ein gutes Wort einlegen wollte, daß er kaiser-königlicher Jäger würde? Diesem brennt der Heustadl nieder — ob er nicht von der Assecuranz was bekommen könne? — Ja gewiß, wenn er eingezahlt habe. — Das zwar nicht, und eben darum wende er sich an eine Vermittlung.

„Er will nur nicht," sagen die Leute, „wenn man ihn aber in guter Laune trifft und er thut's, dann ist's so viel als gewonnen."

So kam vor einiger Zeit ein armes Weib zu mir. Ich war nicht zu Hause, sie stand drei Stunden lang vor meiner Thür, bis ich kam Sie bitte mich um tausend Gotteswillen und sie gehe nicht eher weg, als bis ich ihr geholfen hätte.

„Gern, wenn ich kann."

„Ja, der Herr kann, und wenn er nur will." Sie faltete vor mir die Hände und in den Augen standen ihr die Thränen. Endlich brachte ich es heraus; sie wollte, daß ich an den Kaiser von Oesterreich schriebe, für sie um eine kleine Unterstützung. Sie habe eine kranke Tochter und der Arzt hätte gesagt, sie müsse die Auszehrung kriegen, weil sie nicht genug Nahrung hätte. Zwei kleine Kinder seien auch da von der Tochter, und der Vater davon wäre vor einem Jahre bei einem Waldbrande umgekommen. Sie selber arbeite Tag und Nacht, könne es aber nicht erschwingen, und jetzt habe sie gar

eine gichtische Hand bekommen. Die Leute thäten ihr wohl viel schenken, aber endlich würden sie doch auch ungeduldig und viel übrig hätte selbst Keiner. Zuständig sei sie nach Oberösterreich, aber sie könne mit der schwerkranken Tochter nicht heimreisen. Ihren Mann hätte im Sechsundsechzigerjahr eine preußische Kugel am Rücken getroffen und sei er gefallen; so hätten ihr jetzt die Leute gerathen, sie solle an den Kaiser schreiben.

„Wird umsonst sein," sagte ich, „wenn ihn die Kugel nicht just am Rücken getroffen hätte, sondern etwan auf der Brust, oder so — da hätte ich eher Hoffnung."

„Nein, nein," meinte sie, „ich laß mich nit irr' machen. Der Kaiser soll so viel ein guter Herr sein, hört man, und der Peter — ich sag' gleich Peter, bitt' schon um Verzeihung — ist mit ihm so gut an, dem thut er alles zu Lieb'."

„Liebe Frau," sagte ich, „unser Kaiser hat was Anderes zu thun, als sich um die Dichter zu kümmern. Wir haben einander unser Lebtag noch nicht gesehen. Man kann den Brief schreiben, aber er kriegt ihn nicht in die Hand. Ein gutes Herz hat er freilich, unser Kaiser, aber er ist umgeben von einer hohen Mauer Solcher, denen das Elend der Armen nicht so zu Herzen geht, und die lassen selten einen solchen Brief zu ihm. Daß sich auch tausend Unwürdige aufs Bitten verlegen, ist freilich wohl wahr."

Sie ließ sich nicht wenden und blieb dabei, wenn ich für sie den Brief schreibe, so wäre ihr geholfen.

Da dachte ich: Thue ihren Willen, damit sie nicht Dir die Schuld giebt. Legen wir die Schuld etwas höher, wenn sie in ihrem großen Elend verbleiben muß. Und am Ende, was ist denn Unerhörtes daran, wenn ein Poet für eine arme, brave Familie vor dem Mächtigen und Gütigen eine

Bitte niederlegt. Hier ist ein Mensch, der verkommen muß, weil er nicht die Mittel hat, sich zu ernähren. Dort ist Einer, umgeben von Herrlichkeit und Ueberfluß. Was ist denn Unerhörtes, wenn ein Armer den Landesvater bittet um ein Almosen?

Ich schrieb den Brief. Ich habe nicht viel landläufige Phrasen und Floskeln darauf verwendet, das Elend der Witwe erfüllte mich, und andererseits erfüllte mich das Vertrauen zu unserem guten Kaiser und während des Schreibens erwachte in meinem Herzen die Hoffnung, der Brief möchte doch von Erfolg sein. Ich stellte in einfachen Worten die Lage der armen Familie dar und bat um eine milde Unterstützung für die Kranke. — Den Brief adressirte ich kurzweg an Seine kaiser-königliche Apostolische Majestät in Wien und vertraute ihn der Post an.

Das Weib war voll der Zuversicht. „Und wenn ich zehn Gulden bekomme," rief sie, „so ist uns für eine Weile geholfen und kann meine Tochter wieder arbeitsfähig werden."

Schon am nächsten Sonntag kam sie wieder, um anzufragen, ob Bescheid eingelangt sei. Ich ermahnte sie zur Geduld und Fassung, wenn das Schreiben erfolglos sein sollte. Sie lächelte nur auf solche Bemerkungen.

Es verging eine Woche um die andere, die Krankheit der Tochter verschlimmerte sich zu einem hoffnungslosen Siechthum. Die Mutter kam öfter und immer öfter und erkundigte sich, ob denn noch nichts von Wien eingelangt sei? Wir wurden Beide kleinlaut und ich suchte durch anderwärtige Vermittlung kleiner Gaben ihre Geduld zu stärken.

Endlich — an einem regnerischen Frühherbsttage — kam von der Hofkanzlei der Bescheid. Er stand auf dem zurückfolgenden Bittgesuche. Dasselbe konnte nicht berücksichtigt werden.

Wortlos — auch thränenlos — hat das arme Weib mein Haus verlassen. Wenige Tage später kam Hilfe vom Höchsten, der nahm die Kranke zu sich.

In der Gegend hieß es von nun an: „Der Peter kann auch nichts.“ Und von dieser Zeit an zählen sie mich wieder ganz zu den Ihren — bin ich doch arm und ohnmächtig wie sie. Jetzt erst fassen sie Neigung zu mir und sehen, daß meine Sache auch die ihre ist — daß ich noch diesseits, an ihrer Seite der ungeheueren Kluft stehe, die den Bauer von den „Herren“ trennt. Sie ahnen nun, daß ich in meinen Schriften wirklich ihr Anwalt, also ihr „Afrikat“ bin — gleichwohl es noch sehr dahin steht, ob wir den Proceß gewinnen.

Damit einigermaßen unzufrieden ist nur der Bach-Poldel von Alpel. „Unser Geistlinger,“ sagt er, „der ist noch immer nit Bischof, der Rauber ist alleweil noch nit gehenkt. Und der Afrikat —! Wir haben kein Glück mit unseren Leuten.“

# Der Emigrant.

Vor Jahren genoß ich meine Sommerfrische in P.-Maróth bei Gran — im Landhause meines Freundes und Verlegers Gustav Heckenast. Es waren schöne Tage. Des Morgens ging ich zwischen den thauschimmernden Weinbergen herum und sah dem stillen Werden der Traube zu, deren heiliger Geist, nach Druck und Trübniß geklärt, einst das Menschenherz erfreuen sollte. Zur hohen Tageszeit strich ich durch die weichen, schattenreichen Laubwälder, und ich kleines Menschenthier tauschte mit stolzen hundertjährigen Bäumen den Athem aus — und wir waren beiderseits zufrieden. Am Abende kehrte ich über die freien Matten zurück ins Landhaus und mein Sinn war neu erfrischt, die Welt der Menschen zu lieben, ihre Thaten zu bewundern, ihre Geschicke zu betrachten mit empfänglicher Seele.

Da fand ich eines Abends bei der Rückkehr im Hause meines Gastherrn einen alten, gebeugten Mann; er trug dunkle Kleider, einen schneeweißen Vollbart und einen rothen Fez. Er war die Donau entlang aufwärts gegen Wien

gekommen und hier auf Besuch erschienen. Der Herr des Hauses stellte mir ihn vor als einen Wiener von Geburt, als einen Bürger von Pest und als nunmehrigen Unterthan der türkischen Krone.

Im Ganzen war der Fremde etwas einsilbig; als wir aber fröhlich beim Abendmahle saßen und das Gespräch von einem Gegenstand auf den anderen tanzte, brachte der Gastherr den Wunsch vor, der Fremde möge wieder einmal erzählen, wie es dabei zugegangen.

„Dabei!“ lachte der Greis. „Sie wissen es ja. Ah so, der junge Mann hier.“

Und als wir schon rauchten, hub er, gegen mich gewendet, an: „Wundern Sie sich nicht, daß mein Rücken schon krumm ist. Ich schleppe achtzig Jahre Weltgeschichte d'rauf herum. Ich habe noch Brot des achtzehnten Jahrhunderts gegessen. Zur französischen Kriegszeit war ich so ein Junge, daß ich dem Wagen Napoleon's, als er durch die Stadt fuhr, faustgroße Kieselsteine nachzuschleudern vermochte. Meine Geschichte bis in unsere Revolutionszeit herein ist zwar lang, aber für so vorzügliche Cigarren nicht unterhaltend genug. Erst mit Kossuth hebt das Feine an.

Der Kossuth, Ihr Herren, das war doch ein Mann! Der hat's verstanden mit dem Ungarlande. Ich besaß damals in Pest ein Haus, war etwas Lebemann und kümmerte mich nicht viel um Politik. Da hieß es plötzlich: Ungarn befreit sich jetzt, wenn seine Bürger wollen! — Bursche, denk' ich bei mir, wenn du magst, jetzt kannst du mit leichter Müh' ein Schuft werden: verkrieche dich in deine Höhle und laß die Dinge gehen, wie sie mögen. Willst du aber was Rechtes, so rühr' dich! — Ich ging zu Kossuth und sagte: Herr, ich habe Vernunft, Kraft, Geschicklichkeit in dem und dem, ich

lasse mich her fürs Land, wenn Ihr mich brauchen könnt. — Gut, Ihr könnt zeichnen? fragte Kossuth, der mich bereits kannte. — Das zum Trefflichsten, sagte ich; Pläne zu Allem kann ich liefern. — Nicht Pläne, versetzte er, kommt mit mir!

Und er führte mich in die Werkstatt, in welcher die neuen ungarischen Banknoten gedruckt wurden. Ich begann zu arbeiten mit Stift und Griffel; die Presse knarrte Tag und Nacht und schuf Millionen. Da kam plötzlich die Nachricht: Die Kaiserlichen stehen bei Waitzen und nahen der Hauptstadt. Kossuth ertheilte Befehl. Wir rafften unsere Werkzeuge zusammen, schafften die Geldpressen und Kisten mit Kleinodien und edlen Metallen auf Wagen und flohen gen Debreczin. Das war zu Neujahr 1849. In Debreczin setzten wir unsere Arbeit fort; draußen ging die Sache schief; im Lande wirthschafteten Windischgrätz und Haynau. Kossuth verlor alles. Nur wenige seiner Anhänger blieben ihm getreu und zu diesen sagte er: „Wer seinen Kopf lieb hat, der fliehe über die Grenze!“ — Den Kopf hatten wir lieb, aber das Ungarland auch. Wir blieben. Als die Kaiserlichen anrückten und den Galgen mit sich führten, und als wir mit einemmale Kossuth's Spur verloren hatten, flohen wir in alle Winde.

Ich irrte planlos über die Pußten, über Moor und Sumpf gegen Süden. Als Rossehändler verkleidet, kaum zur Noth bei armen Schweinehirten Obdach und Nahrung findend, erreichte ich die serbische Grenze. In der Stadt Orsova an der Donau beschloß ich auszuruhen, um dann gestärkt die Türkei zu erreichen. Da fand ich in dieser Stadt drei Parteigenossen, die ebenfalls dem Oriente zueilten. Unter ihnen war der Minister Szemere. Sie hatten eine eiserne Kiste mit sich, in welcher nach einer Bemerkung des Ministers

wichtige politische Schriften und Pläne verschlossen waren, die sie auf Kossuth's Geheiß vor dem Feinde in Sicherheit bringen sollten. In die Türkei konnte die Last nicht mitgeschleppt werden, so wurde nach langer trübseliger Berathung beschlossen, die Kiste in Orsova an einem sicheren Orte zu vergraben. Ich sollte dabei behilflich sein.

In dem Keller eines Hauses, dessen Bewohner bereits vor den Kaiserlichen geflohen waren, glaubten wir eine geeignete Stelle gefunden zu haben, und dort senkten wir den kostbaren Schrank in die Erde. Als wir den Keller verlassen wollten, war es dem Minister Szemere, als hätte er unmittelbar über der Treppe ein kurzes Geräusch vernommen. Bei näherer Untersuchung fanden wir das Haus menschenleer. Ueber den Minister war jedoch eine ganz außerordentliche Unruhe gekommen; er hielt die Documente als nicht genug in Sicherheit. Unmittelbar vor unserem Abzuge begaben wir uns denn noch einmal in den Keller und fanden dort richtig einen Mann, der eben die Erde aufwarf und die Kiste bereits bloßgelegt hatte. Wir jagten den Schatzgräber davon, gruben die Kiste vollends aus und führten sie mit uns weiter.

Hinter dem Friedhofe der Stadt Orsova fließt durch Gebüsch und Heideland ein Bach. Eine kurze Strecke, bevor dieser Bach in die Donau mündet, führt über denselben eine Brücke."

Der Erzähler zündete sich eine türkische Pfeife an und fuhr dann fort: „Dort, der Platz — den ich angedeutet — war sehr einsam. Und dort beschloß der Minister Szemere noch einmal, das ihm anvertraute Gut zu vergraben. Am Abende, als es zu dunkeln begann, scharrten wir auf der freien Heide zwischen der Brücke und dem Thore des Fried-

hofes eine tiefe Grube und versenkten die Kiste. Dann warfen wir das graue, sandige Erdreich darauf und machten alles gleich, so daß die Stelle von der übrigen Sandfläche nicht zu unterscheiden war.

Szemere ging an die Brücke, wendete sich gegen den Friedhof, schritt dann bis zur Stelle der Kiste, zog vier Blätter Papier aus der Tasche und schrieb auf jedes die Worte: „Bei Orsova im Banat, von der Brücke des Baches in gerader Richtung gegen das Thor des Friedhofes achtzig Schritte — wandere, mein Ungarland.“ Eines dieser Blätter steckte er zu sich, die anderen vertheilte er unter uns Uebrigen und sagte: „Bewahret diese Urkunde als Heiligthum im Namen des Vaterlandes!“

So, mein freundlicher Gastherr, und mein aufmerksamer junger Steirer, so war's dabei gewesen. — Wir sind dann weiter gezogen durch die Walachei. Mehrmals liefen wir hohe Gefahr, in die Hände der Russen zu fallen, doch gelangten wir glücklich bis Constantinopel.

In dieser wunderlichen Stadt verloren wir einander. Jeder suchte für sich eine Existenz. Ich ging in den Sold des Landes.

Nach wenigen Jahren aber kam eine andere Zeit. Die Türkei beschloß, alle ungarischen Flüchtlinge, welche den Sultan nicht für alle Zeit als ihren Herrn erkennen und nicht die Religion des Propheten annehmen wollten, an Oesterreich auszuliefern. Beim Allah! Wer lebt nicht gern in Ruh' und Sicherheit? Gott sieht's ein. Die Menschen mögen mich verurtheilen. Aber das Vaterland hatte mich verjagt. Ich nahm den Islam an und erklärte mich als ewigen Unterthan der türkischen Krone. Ich diente in der Armee und brachte es bald zum Major, als welcher ich nun die türkische Pension genieße.

Glauben Sie aber nicht, junger Mann, ich hätte mein unglückliches Ungarn vergessen. Tief bedauerte ich das edle, ureigene Magyarenvolk, das nun wieder schmachten sollte unter fremder Herrschaft. Sogar seine heiligste Reliquie, seine Stephanskrone, war in den Wirren der Revolution verloren gegangen. Es ging mir zu Gemüthe und beschäftigte täglich vor dem Einschlafen meine Gedanken. Auch erinnere ich mich, daß ich in jener Zeit oftmals von der Bachbrücke bei Orsova geträumt hatte. So stand auf derselben einmal eine schwarzgekleidete Frau. Sie wendete ihr Angesicht nach allen Weltgegenden und schritt dann wankend dem Friedhofsthore zu. Sie zählte die Schritte, und als deren achtzig hinter ihr waren, fielen die schwarzen Kleider und die Frau war schneeweiß und hatte einen goldenen Gürtel und von ihren Schultern nieder wallte ein Purpurmantel . . .

Das Blatt von Orsova bewahrte ich stets sorglich an meiner Brust und sann zuweilen darüber nach, ob die eiserne Kiste von einem der Anderen wohl schon gehoben worden sein könne oder was ich in dieser Sache zu thun hätte. Im Herzen war ich ein Bürger Ungarns, nur hinderte mich meine Stellung, eine Reise zu machen, um mich von der Sicherheit der Kiste zu überzeugen. Als aber die Jahre vorüber waren und ich die Pension erlangt, und als sich auch die politischen Verhältnisse vortheilhaft geändert hatten, kehrte ich heim. Unterwegs berührte ich Orsova. Auf der Heide zwischen dem Friedhofe und dem Bache wuchs spärlich das wilde Gras.

Kossuth lebte im Auslande; andere Emigranten waren verschollen, noch Andere hingerichtet worden. Als vor etlichen Jahren die Krönung des Königs von Ungarn stattfand, meldete ich mich bei der Behörde als der Inhaber einer

Urkunde, welche möglicherweise wichtige Papiere zutage fördern könnte, und erzählte das Geheimniß von Orsova.

„Bei Orsova im Banat, von der Brücke in gerader Richtung gegen das Thor des Friedhofes hin, achtzig Schritte. — Ja, das ist doch genau der Platz, wo die ungarische Krone begraben lag!“ — Das waren die Worte, die ich als Bescheid erhielt.

Und dann erfuhr ich's, daß jene eiserne Kiste, welche ich hatte begraben helfen, bereits vor 13 Jahren in Folge eines Verrathes von Oesterreich gehoben worden, und daß der Inhalt derselben nichts Geringeres gewesen, als die ungarische Krone mit den Insignien. — — Und ich habe den Tag gesehen,“ schloß der alte Mann, „an welchem die Auferstandene wieder das Haupt eines Königs von Ungarn schmückt!“

# Ein Dichter vor dem Minister.

Es war in den Dreißigerjahren. Die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" und „Schutt" waren erschienen. Die Leute waren verblüfft über die in die Oeffentlichkeit kühn hinausgerufenen Worte: „Wir sind so frei, frei sein zu wollen! — Frei das Wort, frei der Gedanke!", verblüfft über den lauten Hinweis auf die Thatsache, daß „in unserem guten Lande es Manchem vor dem Geiste graue". — Die Polizei fahndete nach dem Verfasser.

Ein sicherer Anastasius Grün, hieß es. — Wer ist Anastasius Grün? — Ein junger Mensch, der auch schon früher ein Bändchen Gedichte: „Blätter der Liebe", und ein anderes, genannt „Der letzte Ritter," herausgegeben hat. — Der junge Mann wird vorgeladen. Der Polizeibeamte fährt ihn knurrend an: „Sind Sie der Verfasser dieser Publicationen?" und schleudert ihm die beiden Bände „Spaziergänge" und „Schutt" vor. — „Hier steht der Name Anastasius Grün," bemerkt der junge Mann, „ich heiße Anton Auersperg." — „Na, wir kennen das," rief der Polizeimann, doch gelang es ihm nicht, der Sache auf den

Grund zu kommen, und der junge Auersperg wurde mit einer mürrischen Handbewegung entlassen.

Bald darauf, zur Ferialzeit, kehrte Graf Auersperg auf sein Landgut Thurn am Hart in Krain zurück. Doch blieb er stets mit sorgsamster Fürsichtigkeit bewacht. Eines Tages erhielt der Polizeichef zu Laibach den Auftrag, dem jungen Grafen auf Thurn am Hart einen Besuch abzustatten und sich dort ein wenig nach der Stimmung und etwelchen Manuscripten umzusehen. Pflichtgetreu machte sich eines Tages der Mann auf den Weg. Und siehe, er wurde im Schlosse der Auersperge über Erwarten freundlich aufgenommen, Graf Anton zeigte sich „höchlichst erfreut, auf seinem einsamen Landsitze einen so geehrten Gast begrüßen zu können," und er gab sofort Befehl, daß Küche und Keller und was das Schloß und seine Umgebung sonst Angenehmes zu bieten vermochte, in den Vordergrund rücken solle. Der Polizeichef von Laibach war — wie es auch recht und billig — ein Lebemann, er gönnte sich einen guten Tag auf Thurn am Hart, und als er spät sich mit allen Zeichen vollster Befriedigung bei dem liebenswürdigen Gastherrn verabschiedet hatte und auf seinem Landwäglein der Hauptstadt zufuhr, fiel es ihm ein, daß er vergessen habe, auf Thurn am Hart sich nach der Stimmung und etwelchen Manuscripten umzusehen.

Eine solch gröbliche Verabsäumung mußte gutgemacht werden. Erhielt denn Graf Anton Auersperg eines schönen Tages die höfliche Einladung, wenn er gelegentlich nach Laibach käme, am Hause des Polizeidirectors ja nicht vorüber zu gehen, ohne auf ein halb Stündchen zuzusprechen. — Sehr freundlich das von dem wackeren Manne! Doch hielt es der Graf für bloße Höflichkeit und würde der Ein-

ladung zu folgen kaum Anlaß genommen haben, wenn auf einem zufälligen zweitägigen Aufenthalt zu Laibach sein dankbarer Gast von dazumal ihm nicht eine zweite Einladung zugeschickt hätte.

So fand sich Graf Auersperg zur schicksamen Stunde in der Wohnung des Polizeichefs ein. Dieser empfing ihn mit mehr Gravität, als man ihm auf dem Schlosse Thurn zugetraut hätte. Er führte den Besucher in sein Arbeitszimmer, bot ihm Platz und sagte ohne jegliche Umschweife: „Herr Graf, ich habe eine Frage an Sie zu stellen, die Sie mir direct und entschieden zu beantworten die Güte haben werden. Es sind vor Kurzem im Auslande unter wahrscheinlich falschem Namen zwei Bücher erschienen. Das eine betitelt sich „Schutt", das andere „Spaziergänge eines Wiener Poeten". Der Verfasser ist offenbar ein Oesterreicher. Man hat Sie als solchen genannt, Herr Graf. Es ist eine wichtige Sache, und ich frage Sie daher im Namen des Gesetzes, sind Sie der Verfasser dieser Schriften oder nicht?"

Graf Anton war allerdings ein wenig verblüfft darüber, daß aus seinem Etikettebesuche ein so stilgerechtes Verhör geworden war. Er erhob sich und sagte: „Wenn das eine so wichtige Sache ist, seien Sie immerhin getrost, mein Herr; ich will Ihnen in dieser Angelegenheit des weiteren jeden Landausflug und jedes andere Manöver ersparen und bekenne mich als den Verfasser der „Spaziergänge" und des „Schutt".

Die Sache war richtiggestellt. Anastasius Grün — zu welchem Graf Anton Auersperg nun officiell geworden war — verließ Laibach und kam unangefochten nach Thurn am Hart zurück. Rascher als sonst die Aemter ihre Arbeiten abzuthun pflegen, folgte ihm eine Erledigung nach: Graf Anton Alexander Auersperg, bekannt unter dem Namen Anastasius Grün, ist

wegen Uebertretung des Gesetzes zu fünfundzwanzig Ducaten Strafe verurtheilt. — Der Dichter der „Spaziergänge“ konnte sich noch beglückwünschen, mit solchen Fünfundzwanzig davongekommen zu sein. Der Strafschilling fiel glücklicherweise den Armen der Ortsgemeinde zu, und so zogen auch diese — welche die verkündete Zeit wohl kaum mehr erleben sollten — einen Gewinn von der geistigen Heldenthat des Freiheitsdichters.

Indeß schienen den Grafen Anton Auersperg die Nergeleien und die Maßregelungen doch ein wenig verdrossen zu haben. Zur selben Zeit ging er mit dem Plane um, aus Oesterreich auszuwandern und nach Paris zu gehen, wo Heine und Börne lebten. Das Auswandern ging aber damals nicht eben leicht. Auersperg wußte, daß sein Auswanderungsgesuch gar bis zum Fürsten Metternich hinaufzusteigen habe, um dort vielleicht gestrichen zu werden. Er begab sich nach Wien und beschloß, selbst zu Metternich zu gehen, um diesem seinen Plan und die Ursachen desselben offen darzulegen und um baldige Erledigung seiner Sache zu bitten.

Zum Fürsten Metternich war es ebenso schwer hin-, als von ihm wegzukommen. Graf Auersperg ließ sich zweimal vergebens anmelden. Der Bescheid war: Durchlaucht wären eben in Geschäften mit Gesandten u. s. w., man möge ein andermal kommen. Eines Tages zur vorherbestimmten Stunde — um 3 Uhr — erschien er wieder und wurde vorgelassen. Das Arbeitszimmer des Staatsmannes war durch eine leichte Wand in zwei Theile getheilt; der Fürst trat aus der rückwärtigen Abtheilung hervor, musterte den Eintretenden scharfen Auges und bot ihm dann einen Platz.

„Sie also sind dieser Anastasius Grün, der uns die Welt umwenden will?“ sprach der Fürst.

Graf Auersperg verbeugte sich. „Durchlaucht," sagte er dann, „wenn damit meine poetischen Versuche gemeint sind, so geschieht denselben eine vielleicht zweifelhafte, jedenfalls aber unverdiente Ehre. Ich habe niemals den Umsturz der Zustände angestrebt."

„Sie reizen zum Aufstand," sagte Metternich. „Ihnen ist die gute Ordnung nicht recht, nicht die Censur, die Sie umgehen, nicht die Sicherheitsorgane, denen Sie ein Schnippchen schlagen. Sie machen böse Geschichten gegen die Religion, Sie vergessen sich gegen die Heiligkeit der Majestät; selbst die Grenzpfähle sind Ihnen im Weg — Sie haben mir und meiner Politik den Krieg erklärt."

Wenn so der Allmächtige Oesterreichs sprach, konnte der Poet nur froh sein, mit heiler Haut aus diesem Palaste zu entkommen, um sofort den kürzesten Weg über die Grenze einzuschlagen. Indeß ließ er sich im Bewußtsein seines guten Menschenrechtes nicht einschüchtern.

„Durchlaucht," entgegnete er auf obigen Ausfall, „ich gestehe ein, daß mir in meinem Vaterlande Manches nicht gefällt; doch wird in meinen Gedichten nicht ein einziges zur Empörung aufreizendes Wort zu finden sein. Mein Ideal ist die Versöhnung der Parteien, der allmähliche friedfertige Uebergang zum Besseren, der heitere Sieg des Lichtes."

Metternich schwieg einen Augenblick, dann sagte er in wohlwollendem Tone, mit der ganzen Glätte des Weltmannes: „Lieber Freund, Sie sind noch jung und die Jugend täuscht sich nur allzu oft selbst durch schöne Worte. Sie kennen den Weltgang nicht. Versöhnung der Parteien ist eine Phrase — Sie entschuldigen. Für Ja und Nein giebt es keinen gemeinsamen Weg. Das Predigen und Singen ändert weder die Bedürfnisse noch die Wünsche der Menschen. Wem

die herrschenden Zustände nicht recht sind, der andere sie mit Macht und Gewalt!"

„So wären die Lieder eines Poeten ja völlig ungefährlich," wagte Graf Auersperg einzuwenden.

„Lieder werden kein Reich erobern und keines stürzen," versetzte der Fürst, „aber die Menge können sie aufregen, verwirren und verblenden, so daß der Dichter das Gegentheil erreicht von dem, was er wollte — er wollte befreien und setzt eine Regierung nur in die Lage, noch strammer fesseln zu müssen."

In diesem Augenblicke rauschte eine Robe. Die Fürstin trat in das Cabinet, machte sich Einiges an einem Schranke zu schaffen, warf einen angelegentlichen Blick auf Auersperg, erwiderte leicht seinen Gruß und rauschte wieder davon. — Wollte es doch gerne wissen, die durchlauchtigste Dame Metternich, wie ein Freiheitsdichter denn eigentlich aussieht.

„Werden Sie wieder was schreiben?" fragte jetzt der Fürst.

„Allerdings wird der Vogel das Singen nicht lassen können," meinte der Poet; „jedoch," setzte er sogleich schlichtend hinzu, „Durchlaucht, ich gedenke auszuwandern."

Metternich zog die Augenbrauen zusammen. „Auswandern wollen Sie? Warum denn?"

„Weil ich nicht immer von der Polizei verfolgt sein will," war die Antwort.

Der Staatsmann warf einen raschen Blick gegen die Wand, die das Zimmer in zwei Theile schied. Hierauf sagte er: „Die Polizei verfolgt Sie nicht, mein Freund, aber Sie verfolgen die Polizei!"

„Für jeden Fall dürfte es besser sein, wenn ich hinwegziehe," entgegnete Graf Auersperg

Fürst Metternich schlug die flache Hand auf den Schreibtisch, eine gewisse Aufwallung war an ihm zu bemerken; doch ging das bald vorüber, und ganz ruhig sagte er: „Ja ja, das ist der Patriotismus dieser Herren. Da wollen sie auf Leben und Tod das Vaterland beglücken, und glauben sie sich durch irgend etwas gekränkt, allsogleich zeigen sie ihm den Rücken. — Wollen wahrscheinlich nach Paris? Na ja, das ist das Eldorado der flotten Köpfe und Idealisten. Je nu, ich hab' nichts dagegen."

„Und so wollte ich denn bitten, Durchlaucht —"

„Nur merkwürdig finde ich es," unterbrach der Fürst, „daß alle brauchbaren Leute auswandern wollen."

Und von dieser für einen Metternich völlig naiven Bemerkung aus begann er in seiner gesprächigen Weise des Langen und Breiten auseinanderzusetzen, wie denn doch begabte Naturen auch in Oesterreich nicht überflüssig wären und daß ihnen in Oesterreich schönere Rosen blühen würden als irgendwo anders, wollten sie sich nur stets an die Regierung schließen.

Auersperg saß auf Nadeln. Er war an diesem Tage um 4 Uhr zum Diner geladen, und zwar in einem Hause, in welchem man sein Zuspätkommen — da es eine erste Einladung war — leicht übel vermerken konnte. Er wagte es daher, sachte seine Uhr aus der Westentasche zu ziehen, worauf der Fürst lächelnd bemerkte: „Ah, Sie entlassen mich!" — sein Gespräch sofort abbrach und sich erhob.

Im Vorzimmer langte der Lakai dem Dichter eilfertig einen der zwei braunen Ueberröcke, die am Gestell hingen, und half anziehen. Was war das für ein Ueberzieher! — er schlug schier zweimal um das Bereich des Poeten zusammen. „Das ist nicht mein Rock!" bemerkte Auersperg.

„Ah, Pardon! Ich hab' dem Grafen Sedlnitzky seinen erwischt," entschuldigte sich der Diener, und bald war der Mißgriff gutgemacht — der rechte Rock umfing den rechten Mann.

Als unser Anastasius Grün die Treppe niederstieg, hatte er Zeit, über den Habit des Grafen Sedlnitzky seine Betrachtungen anzustellen. Sedlnitzky war damals Polizeipräsident — Polizeiminister. Wenn der Rock im Vorzimmer hing, wo konnte der Mann gewesen sein? Im Cabinete des Fürsten war er nicht gesehen worden. Aber das Cabinet des Fürsten war durch eine Tapetenwand in zwei Theile geschieden. . . .

War's wie immer, am unglaublichsten — wenngleich buchstäblich wahr — ist das Eine, daß unser Dichter der Freiheit einmal in dem Rocke eines österreichischen Polizeiministers gesteckt hat.

Was die in den Tagen gerechten Unmuthes geplante Auswanderung betrifft, ist trotz alle- und alledem Anastasius Grün nicht nach Paris gegangen; er ist seinem schönen Vaterlande getreu geblieben, ahnend und endlich genießend den glorreichen Freiheitsfrühling, von dem er sang als die erste Schwalbe, da noch Winter war.

# Der Bauernphilosoph.

„Mein lieber Freund Deubler!
— — — Wenn Diogenes, nach Menschen suchend, Sie gefunden hätte, er würde seine Laterne ausgelöscht haben!
Jena, 24. November 1874.
Ernst Haeckel.“

Vor wenigen Jahren hat der Draht plötzlich die Nachricht in alle Welt getragen: im Salzkammergut wäre ein Bauer gestorben. Was muß das für ein seltsamer Bauer gewesen sein, dem die Kupfersaiten das Sterbelied spielen!

Ein seltsamer Bauer, vielleicht der einzige in dieser Art auf der ganzen Welt — ja, das war er, der Bauer Konrad Deubler in Goisern. In der Bauernschaft rentirt sich ein Philosoph nicht so gut wie in der Stadt, in der man seine Philosophie zu Papier bringen und für Geld verkaufen kann. In der Bauernschaft wird das vorurtheilslose Denken und Suchen nach Wahrheit dem Denker zum Verhängniß. Ein Heldenherz, das nicht daran zugrunde geht!

Eines armen Salzbergwerkers Kind, das nichts als seine schlechte Dorfschule durchgemacht hat vor sechzig Jahren, ein schlichter Bauer, der sein Lebtag haften geblieben ist in seinem engen Alpenthale, dem harte Arbeit die Glieder ver-

knorrt und gewettert hat, an Gewandung, Gehaben und Sprache nicht zu unterscheiden von seinen ärmlichen Dorfgenossen im Hochgebirge, und andererseits ein Duzbruder von Ludwig Feuerbach, ein persönlicher Freund von Heinrich Zschokke, David Strauß, Ernst Haeckel, E. A. Roßmäßler, Ludwig Büchner, B. Carneri, J. C. Fischer, Brehm, Dodel-Port, Joh. Scherr, L. Anzengruber, F. Kinkel, F. Schlögl und vielen anderen Größen der Wissenschaft und der Literatur. Solche Männer schauen sich ihren Gesellen an, ehe sie die Bruderhand bieten.

Deubler war die Verkörperung eines wohl vorhandenen, aber stets unterdrückten und oft sich selbst kaum bewußten Volksgefühles. Eines Volksgefühles aber, dem die gegenwärtige Weltordnung widerhaarig entgegensteht, das sich durch alle Classen und Kasten der Gesellschaft feindlich, herb und auch verschmitzt durchringen muß, bis es auf der Höhe bei den wenigen edlen und weisen Männern, die ein Herz für die Menschheit haben, Verständniß und Genossenschaft findet.

Vor etlichen Jahren hat mich eine Bergwanderung das erste und das letztemal an sein Haus geführt auf den Primesberg bei Goisern, wo man über das grüne Hochalpenthal der Traun hin die Felswände des Ramsauergebirges sieht und den Hallstättersee und die Eisfelder des Dachstein. Es war nicht leicht, den alten Bauer zu Hause zu finden, die leidige Neugierde der Reisenden und der Sommerfrischler des nahen Ischl und Aussee hatten ihn menschenscheuer gemacht als die jahrelange Kerkerhaft, mit der die dankbare Menschheit ihn, wie so manchen ihrer großherzigen Bahnbrecher, ausgezeichnet hat. Deubler war, wenn Fremde nach ihm fragten, stets „im Weinkeller, und ist's ungewiß, wann er heimkommt". In Deubler's Weinkeller sah es aber wunder-

lich aus, seine Fässer band der Buchbinder, sein Wein wuchs im sonnigen Haupte großer Männer, es ist jener echte, in dem die Wahrheit liegt.

Als ich mich jedoch anschickte, das Haus zu belagern und mir die Zeit zu vertreiben mit den stimmungsvollen Sprüchen, die an der Wand stehen, kroch er aus seinem Versteck, der Bücherei, hervor. Wir erkannten uns bald, ich merkte hinter seiner Lodenjoppe den Philosophen, er hinter meinem Stadtrock den Bauer.

Zuerst stellte er mir seinen „Kameraden" vor — es war schon sein zweiter — sein treues Weib, die „Nandl". Der erste, die Eleonore (welche er schon in seinem achtzehnten Jahre geheiratet hatte, „weil ein kluger Mann seine dummen Streiche schon in der frühen Jugend macht"), war ihm nach zweiundvierzigjähriger guter Kameradschaft längst „hinter den Coulissen, die man Grab nennt", verschwunden.

Deubler führte mich in seine schöne Stube, wie der Bauersmann das nennen mag, was bei Euch Städtern der „Salon" heißt. Aber einen so vornehmen habt Ihr nicht als der alte Bauer auf dem Primesberg besessen. Das „Atelier" nannte er diese merkwürdigste aller Bauernstuben; den Namen „Atelier" habe er einmal leckershalber auf die Zunge genommen, und jetzt bringe er ihn nicht mehr herab. Dieser Raum war allerdings eine Art von Atelier, aber auch Bücherei, Museum und Tempel. Bücherkästen mit vielen Hauptwerken der Wissenschaften aller Zeiten; Tische mit Zeitschriften, Karten, Briefen aus allen Literaturfächern, mit Mineralien, getrockneten Pflanzenexemplaren; Staffeleien mit Oelgemälden. Unter diesen eine Berglandschaft, deren Schöpfer der junge Maler Josef Winkler aus München, welcher bei Deubler gewohnt hatte und eines Tages fortgegangen war, um sich

am fernen Strande der Isar eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Die Berglandschaft war unvollendet geblieben, was ihm sein Gastwirth freilich leichter verzeihen konnte als die muthwillige Zerstörung eines unvollendeten Lebens. Ferner war ein Clavier da. An den hohen Wänden, die ein geschmackvoll gezimmerter Plafond abschloß, waren Kunststatuen aus der griechischen Mythe, Porträts, Bronze- und Gypsfiguren von Naturforschern, Philosophen und Dichtern, auf dem Ehrenplatz, hoch wie auf einem Altare, die Bronzebüste Ludwig Feuerbach's mit der Inschrift „Homo homini Deus est". Ferner fanden sich hier als Reliquien Alpenstöcke hervorragender Botaniker, Schlaghämmer berühmter Mineralogen, das Mikroskop von Roßmäßler, die Tabakspfeife Feuerbach's und endlich auch der Todtenschädel von Deubler's erstem Weibe.

Das war die „schöne Stuben" des alten Bauers Konrad zu Goisern, von ihm selbst, dem unbemittelten, hart den Kampf ums Dasein ringenden Bauer, errichtet und im Laufe der Jahre mit angedeuteten Schätzen gefüllt! Das hatte er sich einst als Müller am Hallstättersee und als Bäcker und Bauernwirth unten im Dorfe Goisern gesagt: „Arbeitest, hausest, bis Du sechzig Jahr alt bist; nachher wirst Herrgott aus Menschenfleisch und lassest Dir wohl sein."

Zehn Jahre lang war er's nun gewesen in seinem sich neugegründeten Heim auf dem Primesberg, gleichwohl mit seinem treuen häuslichen Weibe immer noch sorgend, arbeitend in der kleinen Bauernwirthschaft, denn das „Menschenfleisch am Herrgott" wollte sich nicht ganz zurücksetzen lassen. Häufig waren Gäste zu bedienen, Gelehrte und Künstler aus Deutschland, Freunde, die bei ihm auf der Sommerfrische wohnten, Dichter, Schriftsteller, Schauspieler aus Berlin, Dresden

Stuttgart, Wien, Linz, Salzburg, Graz u. s. w. Trotzdem fand er Zeit für seine Studien. Im Gespräche wußte er gelegentlich Aussprüche alter Griechen und Römer in ihren classischen Sprachen zu citiren, was in seiner rauhen ungefügen Bauerntonart gar seltsamlich zu hören war. Die fremdartigen Dinge waren nicht zufällig da oder etwa aus Koketterie zusammengetragen; ihr Besitzer stand zu jedem derselben in einer besonderen Beziehung, die meisten Gegenstände waren Spenden berühmter Personen mit Widmungsworten an Deubler. Die Bücher trugen in ihren Randglossen von Deubler's schwerfälliger und unorthographischer Hand Spuren von dem gewissenhaften gründlichen Studium und Verständnisse des Lesers.

Dem Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten ist der Vorwurf gemacht worden, daß er philosophische Bauern, versteckte Spinozisten gedichtet hätte, die in Wirklichkeit nicht existiren könnten. Ich habe es immer für einen besonderen Vorzug Auerbach's gehalten, daß er aus dem Bauernstande mit Vorliebe Menschen nahm, die ihr zugetheiltes, oft in der That sehr zweifelhaftes Stück Welt nicht just auf Treu und Glauben hinnehmen, sondern auch messen und wägen können. Es giebt — so unbequem das manchem Stadtherrn sein mag — genug kluge und selbst weise Bauern, und nicht Jeder, der Ochsen treibt, ist selber einer.

Allerdings, Bauern, in denen sich mitten unten Thieren und Dünger eine abgeklärte, wirklich philosophische Weltanschauung zu entwickeln vermag, und bei denen dieselbe in Fleisch und Blut übergeht, sind Weltwunder. Ludwig Pfau hat Konrad Deubler den Wunderbauer genannt und damit das Richtige gesagt.

Als wir Zwei nun an jenem Tage meines Besuches schon nach einer halben Stunde alte Bekannte geworden

waren, fragte ich Deubler, wie denn das alles so mit ihm gekommen?

Wir gingen über die Matten des Berghanges hin; es war schon Dämmerung, nur die Spitze des Sarsteines ragte noch in den Sonnenäther auf. Konrad Deubler erzählte mir seine Geschichte. — Er müsse sich in Acht nehmen — so begann er — daß er nicht etwa das erzähle, was Andere über ihn geschrieben, anstatt das, was er selber erlebt. Es sei so viel über ihn zusammengeschrieben worden, daß man mit dem Geschriebenen alle Schweine von Goisern füttern könne, wenn sie es fräßen. Vor Allem vertraute er mir, daß er glücklich sei, daß die großen Naturforscher und Dichter seine Heiligen seien, daß er Festtage habe, so oft er mit Gleichgesinnten zusammenkomme, und daß er nichts wünsche, als er möge noch etliche Jährlein aufgelegt sein, sich mancherlei zu wünschen. Ein wünscheloses Leben sei ohne Salz, was ihm, dem alten Salzarbeiter von Hallstatt, nicht gefallen könne.

Wie sein Vater, so war auch er in seiner Jugend Salzmann gewesen. Später hatte er eine Mühle oberhalb Hallstatt übernommen, noch später hatte er sich in Goisern ein Wirthshaus erworben, in welchem er viele Jahre lang der „Wartburgwirth“ gewesen. — Nach dieser Einleitung schweift seine Erinnerung zurück in die Kindheit. Noch ist er Knabe, da stirbt ihm seine Großmutter. Jetzt erwacht in ihm die Frage: Was ist's mit der Unsterblichkeit? Er ist Protestant, geht zum Pastor und fragt an, ob er hoffen könne, seine Ahne in einer anderen Welt wiederzusehen. Ganz sicherlich! sagt der Pastor und borgt ihm Bücher, die das Versprechen bestätigen sollen. Wie gern möchte Konrad überzeugt sein! Aber es geht nicht — er hat, wie ihm eine alte Nachbarin

sagt, die Gnade Gottes verloren. Je mehr er in den Büchern liest, desto wirrer wird's in seinem Kopf, desto banger in seinem Herzen. Er verschafft sich hierauf andere Bücher, die in die Art schlagen — und aus der Art. Die „Stunden der Andacht" von Zschokke, „Jung Stilling's Schriften", „Das Leben Jesu" von David Strauß und weitere religiöse, philosophische, naturwissenschaftliche und socialpolitische Werke. Wie er sonst den Trost im Glauben gesucht hat, so findet er jetzt den Trost im Zweifel. Hierauf denkt er: Was mir gut thut, wird auch Anderen nicht schaden! und läßt die Bücher die Nachbarn lesen. In die Leute kommt eine Begierde, viele dergleichen Schriften kennen zu lernen, vor denen die Obrigkeit zu warnen pflegt und die sowohl der katholische als auch der protestantische Pfarrer von Goisern bis in die unterste Hölle verdammt. Konrad vermittelt die Schriften. Die Dörfler kommen zusammen und lesen und tauschen ihre Meinungen aus. Konrad wirft sie auf, erörtert sie oder bestreitet sie, ordnet sie, verbreitet sie und ist so der Mittelpunkt einer geistigen Bewegung, bevor er es selber ahnt. Schon zu dieser Zeit correspondirt er mit Zschokke, Roßmäßler und Anderen. Er muß mit seinen Lieblingsautoren persönlich verkehren, er hat zu fragen, in einzelnen Punkten um besondere Auslegung zu bitten, die ihm nicht versagt wird, und der einfache Bauer sagt den großen Forschern und Philosophen offen seine Meinung heraus, wo er mit ihnen nicht einverstanden ist. Die Schriftsteller und Gelehrten lassen sich mit dem Alpenbauer in wichtige Auseinandersetzungen ein und kommen bald dahinter, daß die Ansichten dieses Bauers zu respectiren seien. Deubler's Seele wächst, erst macht er kleinere, dann größere Reisen, strebt in seiner Heimat volkswirthschaftliche Verbesserungen an, streitet gegen die in der Gegend herrschende

Branntweinpest und belehrt die Leute, wie es sein Wissen und Gewissen ihm eingiebt. Zu gleicher Zeit verlegt er sich auf das Pflanzensammeln im Hochgebirge, legt kleine Alpenherbarien an, um solche an fremde Besucher des Salzkammergutes zu verkaufen. Mit dem Ertrage verschafft er sich die Bücher. Gesinnungsgenossen steuern auch bei, und so sind in jener Zeit — es war in den Fünfzigerjahren — von einer Linzer Buchhandlung um 1800 Gulden Bücher nach Goisern geliefert worden. Eines Tages schreibt Deubler einen Brief an seinen Pfarrer in Goisern, in welchem er scharf tadelt, daß Jener an Sonntagen die Leute mit Gendarmen in die Kirche treiben läßt, daß das Christenthum Rohheiten habe, welche den Menschen eher zum Thiere erniedrigen als der Materialismus, weil das Christenthum Menschen und Thier erst nach dem Tode, durch die Unsterblichkeit unterscheide. Auch hält er dem Pastor vor, daß die meisten Priester ihre „von Gott anvertraute Heerde" zu verlassen pflegen, wenn ihnen anderswo eine „einträglichere Pfründe" winkt. Zum Freunde macht dieses gleichwohl höflich gehaltene Schreiben den Pastor nicht. Und die Feinde lauern.

In einer stürmischen Nacht klopft es an der Thür des Wirthshauses zur „Wartburg". Deubler öffnet und läßt einen wildfremden Menschen ein, der von Unwetter überrascht um Nachtherberge bittet. Deubler nimmt ihn gastlich auf, es ist der Wiener Humorist Saphir. Dem behagt es im freundlichen Bauernhause, er unterhält sich mit dem munteren, intelligenten und wohl auch grübelnden Konrad. Er bleibt mehrere Tage und durchstöbert staunend die Bücherschätze seines Gastherrn. Nach Wien zurückgekehrt, veröffentlicht Saphir einen Aufsatz über den merkwürdigen Bauer Konrad Deubler in Goisern und seine Bücher.

Der Würfel ist gefallen. Nicht lange hernach sprechen fremde Herrschaften zu — hohe Herrschaften aus Ischl! Allerhöchste Herrschaften! Auch eine Erzherzogin ist dabei! — und verlangen Deubler's Bücher zu sehen. „Mein Mann ist nit daheim," sagt die Deublerin, „ihm möcht's nit recht sein, wenn ich den Kastenschlüssel hergeb'!" Das macht aber nichts, der Bücherkasten hat eine gläserne Thür und die Bücher zeigen ihre Rücken heraus mit den Titeln. Etliche der freiliegenden Bücher nehmen die Herrschaften mit sich. Als das Weib dem heimkehrenden Mann vom Besuch erzählt und was fortgetragen sei, sagt Deubler: „Die Bücher können ihnen nicht schaden."

Ihnen nicht, mein lieber Wartburgwirth, aber Dir! Bald sind die Gendarmen da und führen den Deubler mit elf anderen „politischen Verbrechern" die Salzstraße entlang drei Tagereisen weit, bis Graz. Der von der Ortsgeistlichkeit in Goisern ausgestellte Leumund lautet selbstverständlich schlimm, Konrad Deubler ist als Irrlehrer und Volksaufwiegler des Hochverrathes angeklagt. Sie sollen ihn richten! Aber das Grazer Gericht thut wie Pontius Pilatus und sagt: Wir finden keine Schuld an ihm. Es sind zwar keine zweckmäßigen, aber es sind auch keine verbotenen Bücher, die er verbreitet hat. Mit solchem Bescheid schickt das Gericht unseren Angeklagten nebst einigen seiner Genossen — mehrere von diesen sind verurtheilt worden, Einer ist während der Untersuchungshaft an Heimweh gestorben — wieder nach Hause.

Höherenorts aber ist man gegen die Freilassung. Zwischen dem Aukläger und dem Vertheidiger entwickelt sich ein glühender Streit, den Deubler daheim ohne Bangen verfolgt. Und eines Tages — die Familie Deubler ist eben

beim Abendessen — treten die Häscher ein, wünschen guten Appetit und zeigen den Verhaftsbefehl vor. Das Weib hebt an zu jammern. „Hilft alles nicht," sagt Deubler, „sie sind die Stärkeren." Er macht den Abschied kurz, muß Mutter und Weib zurücklassen in Kummer und Noth.

Sie führen ihn in weite flache Gegenden hinaus und über die Donau ins slavische Land hinein. Wie einen Mordbrenner, auf einen Leiterkarren gefesselt, führen sie ihn auf die Festung Iglau in Mähren. Von dort bringen sie ihn nach einiger Zeit verurtheilt auf die Festung Brünn. Warum? Auf wie lange? Das weiß ihm Keiner zu sagen. Sein Platz ist bei den finstersten Verbrechern. Aber der Vorstand der Strafanstalt hält mit ihm eine kleine Unterredung: „Deubler, ich weiß es so gut wie Ihr, Ihr seid so unschuldig wie ich. Kann aber nichts für Euch thun. Hart ist's, daß ich Euch Sonntags gefesselt zur Kirche führen lassen muß; nur die Katholiken gehen bei uns mit freien Armen. Deubler, macht mit Eurem Gewissen, was Ihr wollt, aber thut mir den Gefallen und gebt Euch für einen Katholiken aus. Bis morgen bedenkt es."

Worauf Deubler antwortet: „Schönen Dank, zu bedenken ist nichts. Lutherisch hin, katholisch her. Aber in der Kirche irrt mich das Handschloß am allerwenigsten, da hält man ohnehin die Hände zusammen."

Er hat die Wahl, dem deutschen oder böhmischen Gottesdienste beizuwohnen, und entscheidet sich für letzteren, weil er sich bei der böhmischen Predigt, die er nicht versteht, einbilden kann, sie handle von der Liebe und Gerechtigkeit der Menschen zu einander.

Deubler bleibt nun, weil er sich beikommen ließ, den höchsten Gütern der Menschheit nachzuhängen, eingekerkert

bei Räubern und Mördern. Von jedem läßt er sich erzählen, auf welchem Wege selbiger hierhergekommen; dem seinen ist keiner gleich. Fast jeder unselige Lebenslauf armer Leute hebt damit an: Mir sind frühzeitig meine Eltern gestorben. Unter fremden Leuten ohne Liebe bin ich verkümmert — das ist die erste Stufe zum Galgen. Und dann die Reihenfolge: Verirrung, Arrest: Elementarschule des Lasters; Verbrechen, Criminal: Hochschule des Lasters, Untergang. Dieselben menschlichen Eigenschaften, die den weise Geleiteten emporführen zu Tugend und Ehren, reißen den Haltlosen, Irregeführten von Stufe zu Stufe in den Abgrund nieder. In solcher Schule, in der nun Deubler saß, verlieren Viele die Achtung vor dem Echten, den Abscheu vor dem Schlechten. Unser Alpenbauer aber hütet sich, und daß seine Richter einen Unschuldigen verurtheilt haben sollen, das ist seine süße Rache. Endlich öffnet sich das Gefängnißthor zu Brünn, Deubler's Weib ist aus der fernen Heimat gekommen, um den Freigelassenen nach Hause zu führen — da wird Deubler nach Olmütz gebracht und dort internirt auf unbestimmte Zeit. Nun will die Philosophie des Philosophen schier zur Rüste gehen und der Verzweiflung weichen; da kommt endlich, endlich nach vier Jahren, nach vier Ewigkeiten banger Gefangenschaft die Begnadigung vom Kaiser. Er darf nach Hause gehen, aber nur auf Probe! Strenge bewacht! Das geringste Regen jener irreligiösen aufrührerischen Neigung brächte ihm lebenslängliche Haft.

Auf dem Heimweg ins Salzkammergut wird sich Deubler vielleicht bewußt, was er in der Gefangenschaft gelernt hat. Er sucht das Unbegreifliche zu ergründen und sich in die Lage Anderer zu versetzen. Jeder thut, wie er muß. Nun begreift er die Lehre, den Feinden zu verzeihen. Jeder Gegner

handelt nach seinen Verhältnissen, nach der Pflicht seines Amtes. Hätten sie ihn frei umhergehen lassen, den in ihren Augen religions- und staatsgefährlichen Mann, sie würden vor ihrem Gewissen gefehlt haben. Zu hassen und zu verachten ist nur der, welcher gegen seine Ueberzeugung handelt — und wäre seine That auch zehnmal zum Guten.

Daheim findet er alles in bester Ordnung. Sein braver „Kamerad" hat gut gehaust, hat Schulden bezahlt und das Geschäft, das Wirthshaus gehoben. Die Nachbarn hatten sich zusammengethan: „Er leidet für uns. Wer heiratet und seine Hochzeit und seine Kindstaufe nicht bei der Deublerin hält, der ist ein Spitzbub!"

Mit Jubel empfangen sie den Heimkehrenden. Bald gelingt es ihm, die Abneigung einiger Widersacher „gegen den ausgelassenen Sträfling" zu zerstreuen. Einmal wenden sich die Goiserer und Hallstätter wegen einer Gefahr, die ihrem Salzwerke droht, an den Kaiser; zur Bittdeputation wird auch Deubler gewählt, und er macht in dem Augenblick, wo den Anderen das Herz in die Hosen fällt, den Sprechwart. Die Angelegenheit wird zu ihren Gunsten erledigt. Später machen ihn die Goiserer zu ihrem Bürgermeister und Obmann des Ortsschulrathes. Oesterreich hat mittlerweile eine freisinnige Verfassung bekommen. Jetzt führt Deubler ein Ideal seines Lebens aus und bringt es dahin, daß in Goisern die katholische und die protestantische Schule vereinigt wird zu einer konfessionslosen.

Die größte Genugthuung aber folgt erst. David Strauß hört von den Schicksalen des Salzburger Bauers, zu denen doch sein „Leben Jesu" der erste Anstoß war. Er macht schon früher briefliche Bekanntschaft mit Deubler, der sich gern finden läßt, führt ihn nun in Gelehrtenkreise ein, und bald

regnet es für den Wartburgwirth zu Goisern die interessantesten Besucher und Freunde. Ein lebhafter Briefwechsel entwickelt sich zwischen Deubler und seinen Gesinnungsgenossen. Bezeichnend für Deubler ist es, daß er manchen berühmten Duzfreund auf offenen Postkarten mit „Sie" anspricht, weil er fürchtet, der Adressat könne sich des bäuerlichen Bruders mit der ungelenken und unorthographischen Handschrift schämen. Ludwig Feuerbach wohnte einmal wochenlang bei Deubler und das Freundschaftsverhältniß zwischen dem berühmten Philosophen und dem Alpenbauer war in seiner Innigkeit und Treue ein rührendes. „Deubler ist Feuerbach's philosophisches Idyll", dieses treffliche Wort hat Karl Grün aufgebracht. Deubler hat aus den Naturwissenschaften modernen Geistes eine praktische Philosophie zu schöpfen gewußt, so weltfreudig und versöhnend, daß der Gelehrte seine wahre Freude daran haben mußte. — Die neue Verfassung in Oesterreich sichert Freiheit, aber Deubler ist vorsichtig in seinen Aeußerungen und macht sein Herz nur unter Gleichgesinnten auf. Alljährlich am Charfreitag geht er „der Leute halber" zur Communion, weil er mit Feuerbach der Ansicht ist, die religiösen Gebräuche seien so sehr entmarkt und creditlos geworden, daß es ganz gleichgiltig wäre, ob man sie mitmache oder nicht. In seiner Bücherei hat Deubler einige verbotene und verdächtige Bücher, die er vor einer etwaigen polizeilichen Beschlagnahme dadurch sichert, daß er ihnen falsche Titelblätter beibinden läßt. So finden wir z. B. Baltzer's „Vorträge, Lieder und Gesänge der freien Gemeinde zu Nordhausen" unter dem Titel: „Der Badeort Gastein und seine malerische Umgebung."

Nachdem viele Jahre in solchem nun ungestörten Glück dahingegangen sind, stirbt ihm sein Weib. Er ist fast ver-

nichtet. Da kommt der Pastor: „Na, Deubler, Du hast Dich viel auf den Philosophen hinausgespielt, jetzt probir's, ob Deine Philosophie was nutz ist. Jetzt zeige, Freigeist, wie macht man's?" Worte vermag Deubler auf diese bittere Aeußerung nicht zu sagen, er antwortet durch die That. Nahe auf dem Primesberge baut er ein Haus, ladet sich damit eine Last von Arbeit und Sorge auf, muß sich ein ganzes Jahr lang herumschlagen mit Plänen, ärgern mit den Arbeitern, hat am neuen Bau Verdruß und Vergnügen. Und als das Haus fertig ist, fühlt er sich gesund, heiratet seine Dienstmagd, geht zum Pastor und sagt: „Herr Pfarrer, so macht man's."

Das ist's, was mir Konrad Deubler bei jenem Abendspaziergang erzählt hat. Gern und vielleicht nicht ganz ohne Selbstgefälligkeit erwähnte er in seinem Gespräch, wie auch in seinen Briefen, daß er ein ungebildeter Bauer, „ein einfaches Wirbelthier" sei. Mit seiner Unbildung kokettiren nimmt sich gerade so putzig aus, wie wenn's einer mit seiner Gelehrsamkeit thut. Daß Deubler sich seines „Bauernphilosophen" sehr bewußt war und damit gern ein wenig Staat machte, daß er bisweilen Männern gegenüber, deren Freundschaft ihm schmeichelte, ein bischen wohlrednerisch wurde, daß er auch von Heuchelei nicht frei war, wo er sie zur Kriegslist gegen seine Feinde machen konnte, das soll der Wahrheit zuliebe gesagt werden. Im Ganzen aber muß man Respect haben vor einem Manne, der nach gethanem Bauerntagwerk mit seinem Moleschott, Roßmäßler, Buckle in der Heuscheune gerade so gut oder besser fertig wird als Andere am Studirtisch.

Nachdem Deubler, der kinderlos war, sein Wirthshaus zur „Wartburg" einer verheirateten Pflegetochter abgetreten

hatte, zog er mit dem Weibel, der „dicken Nandl", wie er seinen neuen „Kameraden" auch nannte, in das Nest auf dem Primesberg, wo er, hoch geehrt von nahen und fernen, von kleinen und großen Menschen, einen zufriedenen, still-heiteren Nachsommer verlebt hat. Deubler blieb gastfreundlich, heiter und rührend dankbar für die Freundschaft, welche bedeutende Menschen ihm schenkten, und er blieb als wahrer Philosoph innig zufrieden und glücklich, bis im März 1884 der Föhn seines siebzigsten Frühlings dieses merkwürdige Leben ausgeblasen hat.

Vor mir liegt die Photographie des Konrad Deubler zu Goisern. Da sitzt er in seiner älplerischen Tracht, mit Lodenjoppe, Knielederhose und eisenbeschlagenen Bundschuhen. In der einen Hand hat er die Tabakspfeife, in der anderen ein offenes Buch, das auf dem Oberschenkel liegt. Ein stattlicher kerngesunder Mann mit kleinen schalkhaften Aeuglein, kräftiger Nase und dem rechtschaffenen Schnurrbart drunter. Wie ein Dorfrichter sieht er aus, der über einen Paragraphen des bürgerlichen Gesetzbuches nachdenkt. Sein Gesetzbuch ist die Naturgeschichte und die Menschengeschichte. Sein Leben, Denken und Wirken ist darnach ausgefallen und wird von einigen modernen Philosophen genutzt als ein Beweis von der moralischen Kraft und Größe des Materialismus.

Deubler führte ein sehr regel- und naturgemäßes Leben; er hatte sich die Normalwollkleidung angeeignet, war ein Feind des Trinkens und des Kartenspieles, welches letztere er für einen Beweis einer geistig bankerott gewordenen Gesellschaft erklärt. Er spricht von geistigen Epidemien und nennt den heutigen Antisemitismus eine solche. Seine Weltanschauung drückt sich weniger in Worten als in Thaten aus; was er geworden, das ward er trotz seines

Standes und der Zeit Ungunst aus sich selbst. In der Kunst zu leben, und glücklich zu leben, war er Meister.

Deubler wird ein „Materialist" genannt, und er selbst hält sich für einen solchen, obwohl ihm Karl Grün einmal schreibt: „Hören Sie auf, sich Materialist zu nennen, Sie sind es nicht." Dieser Materialismus des Bauernphilosophen war in der That nicht sehr consequent, er entfaltete sich nur in den Tagen des Glückes, in Leidensstunden zog er sich mehrmals zagend zurück, um endlich das Gleichgewicht zwischen Geist und Herz doch zu finden. Der Weise von Goisern hat trotz des materiellen Druckes seiner Zeit und seines Standes Idealem zugestrebt. Und gerade diese Gläubigkeit an den Fortschritt der Menschheit, das unverbrüchliche Festhalten an den Idealen der Freiheit, des Rechtes, das begeisterte Zustreben den geistigen, nicht den materiellen Gütern — diese Eigenschaften haben mir den Konrad Deubler so lieb und werth gemacht.

# Ein Naturfreund.

Das war wieder einmal eine Kindesseele, die sich in einen Stadtmenschen verirrt hatte, und das ist so häufig ein Unglück.

Ich sehe ihn sehr lebhaft vor mir, obzwar er sich schon lange wieder aus dem Staube gemacht hat. Seine Gestalt war komisch und sein Herz war rührend. Man hätte ihn geliebt, wenn man ihn nicht hätte belächeln müssen. Er war ein kleiner, untersetzter Mann, dessen gutes Gemüth es erlaubte, daß das Bäuchlein wuchs. Die Beine schienen der Last, auf die sie ursprünglich nicht berechnet gewesen, auch nicht ganz gewachsen zu sein, sie ließen sich etwas weich und unsicher, so daß bei jedem Schritte der Körper stark hin und her neigte. Auch mit den stets etwas krummgebogenen Armen that er mit, gleichsam, als wollte er den maroden Füßen durch Schwimmen in der Luft nachhelfen. (Für das Schwimmen in der Luft hatte er überhaupt Vorliebe, wie sich's später zeigen wird.) Zumeist trug er lichtgraue, wenn nicht gar schneeweiße Blousen und Beinkleider und auf dem Haupte einen Cylinder mit stark geschweifter Krempe und von licht-

grauer Farbe. Der Hemdkragen war selbstverständlich fast immer rein und an der Brust wehte ein flottgeschwungenes buntes Halstuch. Das wirkliche Merkmal aber war das Haupt, das Gesicht. Zu Salzburg, wo er sich seinerzeit in den Tagen der Kaiserzusammenkunft aufhielt, wurde er von den Thor- und Stadtwachen mit den höchsten Ehren begrüßt, die einem Potentaten zustehen, denn man hielt ihn für Napoleon den Dritten. Auch als er einst eine Weile in Paris bei seinem Freunde, dem Luftschiffer Godard, lebte, stürzten die Leute, wenn er harmlos lustwandelte, auf die Gasse und hielten ihn für den Kaiser. Einmal trieb ein Gendarm den Pöbel zurück und rief, wenn es Seiner Majestät beliebe, im Incognito spazieren zu gehen, so habe Paris ruhig zu bleiben und den Kaiser nicht zu sehen.

Die Aehnlichkeit unseres Mannes mit dem letzten Franzosenkaiser war in der That merkwürdig: Dieselben scharfen grauen lebhaften Augen, dieselbe derb gewachsene und „feinausgearbeitete" Napoleonnase, derselbe aufgehörndelte Schnurrbart, derselbe graumelirte kühne Knebelbart, dasselbe meist glattgekämmte Haar, das die Glatze zu einer hohen Stirne machte, dieselben feinen Runzeln des fahlen Gesichts, und vollends die französisch lebhaften, nervösen Geberden in allen Bewegungen, in der Sprache, welche, weiß Gott woher, welschen Accent hatte, und sich gerne sprudelnd und munter in krausen Hyperbeln erging.

Ja, das war der gute, harmlose Peter Berner, wie wir ihn nennen wollen, geborner Steiermärker und Handelsreisender mehrerer solider Firmen in Wien, Brünn und Triest.

In unserer Stadt kannte ihn jedes Kind, es war ja Keiner unter den hunderttausend Einwohnern so wie er. Er hatte es gerade nicht ungern, wenn man ihn mit Napoleon

verglich und wußte den Mann zu repräsentiren, selbstverständlich nur von außen. Die Natur mußte in einer köstlichen Laune gewesen sein, als sie es unternahm, diesem gutherzigen, harmlosen, poetisch angelegten Gemüthe die Maske des Erzschelmes an der Seine zu geben.

„Die Natur!“ Da habe ich ein Wort ausgesprochen, welches mit seinem unermessenen Inhalte das Leben Peter Berner's mit Schmerzen und Wonne ausfüllte, ja, demselben geradezu verhängnißvoll ward. Er verstand unter der „Natur“ die Landschaft mit ihren Wiesen, Feldern und Wäldern, die Bergwelt mit ihren Felsen, Gletschern und Seen, und das einfache Leben des Landvolkes mitten drinnen. Es ist ein wunderliches Merkmal unserer Zeit, daß sich der civilisirte Mensch so sehr sehnt nach der stillen Größe des ländlichen Lebens. In Peter Berner, dem Handelsagenten, hatte diese Sehnsucht die drastischeste Verkörperung gefunden, die ich je gesehen. Steckte und reckte denn auf seinen Handelsreisen „Napoleon der Dritte“ ununterbrochen den Kopf zum Coupéfenster hinaus und that fortwährend Ausrufe der Freude, der Ueberraschung, der Begeisterung, so oft ein hübsches Landschaftsbild — und er mochte es schon hundertmal gesehen haben — vorbeiglitt. Mußte er in der Stadt weilen, so besuchte er Gasthäuser, wo sich irgend eine Tischgesellschaft fand, die ihm zuhörte, beistimmte, wenn er von der herrlichen Natur und einzelnen Gegenständen derselben in unbeschreiblicher Lebhaftigkeit und Begeisterung schwärmte. Fand er nicht das gewünschte Interesse bei seinen Tischgenossen, so verfiel er bald in schweigsame Schwermuth und war über kurz aus der Gesellschaft verschwunden.

Es gab Zeiten, wo er besonders Ursache hatte, den materiellen Hang der Städter nach Prunk, Flitter und falschem

Schein und die töppelhafte Stumpfheit gegen Sonnenauf- und -Untergang, gegen Waldeszauber, Vogeljubel und Bergesherrlichkeit zu beklagen. Wissenschaftliche Dinge liebte er nicht, weil derlei — wie er sagte — die Schönheit von den Wesen reißt; Musik, bildende Kunst und Theater war ihm leidig, weil er das Echte daran nicht sehen konnte, und wenn der Carneval kam, da verlor er kein Wort, sondern floh aus der Stadt. Verehelicht war er nicht, und so vergaß er leicht alle Bande, die ihn mit der in Unsinn rasenden Welt zusammenhielt, vergaß seine Freunde, seine Geschäfte, verlor sich auf Wochen lang und Niemand wußte, wohin er gerathen.

Kehrte er endlich wieder zurück, so war es stets etwas zerfahren bestellt mit seiner Gewandung, mit seinen geschäftlichen Verbindungen, mit seinem Haushalte überhaupt, aber sein Auge war hell und sein Mund sprudelte unerschöpflichen Preis den paradiesischen Gefilden der Bergwelt.

Weil Peter Berner ein geschickter Agent war, so kam er dadurch rasch in gute Verhältnisse; und weil Peter Berner ein so unbändiger Naturenthusiast war, so kam er dadurch auch allemal rasch wieder in die kümmerlichen Umstände hinein.

Einst sollte seine Sehnsucht nach den Höhen, nach dem Ausblick ins weite, liebliche Land, sein Drang, aus dem Bereiche des städtischen Staubes, des anmaßenden und hohlen Pöbels aller Stände zu kommen, eine seltsame Erfüllung finden.

Der französische Luftschiffer Godard kam in unsere Stadt. Sofort bot Peter Berner dem Manne alle seine Dienste an, wenn ihm dagegen die Mitfahrt in die Lüfte gestattet werde. Seine Thätigkeit für diese Sache war erstaunlich; er schlichtete alles Nöthige bei den Behörden, besorgte den Platz

der Auffahrt, die Restaurirung des durch frühere mißlungene Fahrt und die Reise geschädigten riesigen Ballons, besorgte die Füllungsarbeiten, hatte den ganzen tausendgestaltigen Reclameapparat der Stadt in die klapperndste Bewegung gesetzt — und daß die weite Wiese die herbeiströmende Menschenmenge kaum zu fassen vermochte, es war sein Werk.

Man hatte den guten Peter noch niemals so in seinem Elemente gesehen. Er schleppte Holz zur Feuerstelle, wo die Luft erwärmt wurde, er spannte die Stricke an, er machte den Korb zurecht, und zwar mit einer Fertigkeit, die den Luftschiffer selbst zur Bewunderung hinriß, so daß er in seinem gebrochenen Deutsch ihn sogleich für seine Reisen als Helfer engagirte.

Nun gab es aber unter den Zuschauern Leute, die ihr Geld nicht dafür gezahlt haben wollten, daß sie den Peter Berner glückselig gen Himmel fahren sehen könnten, sondern dafür, daß sie das Napoleongesicht mit einer noch längeren Nase erblicken sollten. Wie es zuwege kam, konnte nicht erhärtet werden, aber auf einmal wehte von einer Seite des schier völlig gefüllten Ballons ein lustiger gelber Rauch auf und im selben Augenblick sank das bauchige Ungeheuer in sich zusammen.

Im ersten Augenblicke schlug Peter Berner die Hände zusammen und rief alle Heiligen an. Dann, als es sich herausstellte, daß der Ballon an seinen Brandwunden verloren sei, begann er zu rasen. Mit geballten Fäusten rannte er umher, warf Holzstücke, warf Steine in das Feuer, hastete suchend nach dem Missethäter, fiel dann wieder Mr. Godard um den Hals und weinte laut. Die Zuschauer unterhielten sich köstlich.

Als Peter wieder zur Besinnung kam, rief er in die Menge hinein, die Vorstellung sei noch nicht aus; wenn sie ihn steigen lassen wollten, so sollten sie es nur thun! Hierauf nahm er seinen weißen Cylinder in die Hand und mit feuchten Augen ging er sammeln für das verunglückte Luftschiff, Da flogen die Papierfetzen nur so in den Hut, denn im Grunde thut die Welt einer guten Seele doch mehr zu Lieb, als sie sich selber gestehen mag. Die Sammlung wurde in den nächsten Tagen fortgesetzt durch einen öffentlichen Aufruf, in welchem Berner an die „edlen Menschenherzen appellirte, seinen theuren Freund, den so schwer geschädigten Luftfahrer, der zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen die unbeschreiblichen Wunder der großartigen Natur erforschen wolle, nicht zu verlassen".

In wenigen Wochen nachher ward Godard in Stand gesetzt, einen neuen Ballon zu bauen, mit welchem er endlich an der Seite seines Gönners und Freundes Peter Berner eine glückliche Fahrt that.

Berner's Beschreibung dieser Fahrt ist in Druck gelegt worden, sie spricht in stets gesperrten fetten Lettern von der unbeschreiblich herrlichen Pracht, der über alle Maßen großartigen Aussicht und dem furchtbaren Schwindel, der Einen auf dieser unendlichen Höhe erfaßt.

An Kaufmann Steinbacher in unserer Stadt hatte Peter einen Freund, der nicht wie Andere mit ihm sein Spiel trieb, der das goldene Herz mit Kennerblicken wog und schätzte. Dieser Mann wußte den Naturfreund von seinen aeronautischen Plänen abzubringen und vermittelte ihm eine Agentschaft für steirischen Bauernloden, die ihm den Verkehr mit den Landleuten und der Natur von neuem erschloß. Der Luftschiffer zog nach stürmischen Umarmungen und heißen

Küssen seitens Berner's von dannen und Berner ging ins Gebirge.

Von Zeit zu Zeit las man im Inseratentheile unserer Journale Aufrufe wie folgenden:

„Aufruf!

Anläßlich der bevorstehenden Feiertage sehe ich es als meine heiligste Pflicht an, alle Naturfreunde, Bergbesteiger, wie nicht minder alle Ausflügler auf die herrliche prächtige Perle unseres Heimatlandes, auf das Paradies Steiermarks, auf Deutsch-Landsberg, als das würdigste Ziel eines Touristen aufmerksam zu machen und sie aufzufordern, diesem wahrhaft gelobten Lande zuzuwallen. Dort, umgeben von den herrlichsten Bergen, fühlt man sich frei und dankt dem Schöpfer, der all das Herrliche geschaffen. Drum auf nach Deutsch-Landsberg, wo nicht nur für die Seele, sondern auch für den Leib gesorgt ist durch die vortreffliche Küche und den ausgezeichneten Keller im Brauhause.

Peter Berner, Tourist."

Selten und seltener wurde der Mann, der nun — wie er in der Beschreibung seiner Luftreise darthat — schon mehr als „fünfzig Lebensjahre sein Eigen nannte," in der Stadt gesehen, immer unregelmäßiger besorgte er die Handelsinteressen seiner Firmen und endlich blieb er ganz aus. Sonst war Peter seiner absonderlichen Wesenheit wegen allemal unschwer auffindbar gewesen, diesmal aber vergingen Monate, ohne daß eine Spur von ihm zu entdecken war. In den Blättern blieben die Aufrufe aus; der Hausherr, bei welchem Peter sich die Kammer gemiethet hatte, delogirte die bescheidenen

Habseligkeiten und man mußte annehmen, daß der „Tourist“ auf einer seiner Hochtouren verunglückt sei. Da ging im Spätsommer desselben Jahres in der Stadt das Gerede um, draußen, hoch in den Bergen, im Dorfe des heiligen Oswald, sei ein Bauernknecht gesehen worden, der zwar nicht an Gewandung, wohl aber im Angesichte und in allem Gebaren dem verschollenen Peter Berner aufs Haar ähnlich sehe.

Kaufmann Steinbacher machte sich auf den Weg in das entlegene Bauerndorf, wo er nach vielem Suchen seinen Mann hoch oben an einer Feldlehne fand, wo er hinter einem Ochsenfuhrwerk vom Karren vermittelst einer Eisenkrampe mit nervöser Hast Stalldung auf die Erde kraute. Sein Anzug bestand aus arg zerfahrenen Bauernkleidern wovon die Hose zu schlotternd, die Joppe zu knapp war. An den Füßen trug er nichts als „Schuh von Menschenhaut“, wie er die Barfüße nannte, auf seinem Haupte saß — von braunen Stallfliegen umsummt — der weiße Cylinder.

„Peter!“ rief der Kaufmann, „Peter, aber um Gottes Willen, was treibst Du da?“

„Grüß Dich!“ knurrte Peter, ohne von seiner Arbeit abzulassen, commandirte dann mit den Ochsen, daß sie ein paar Schritte weiter gehen sollten, und er ein neues Häuflein vom Karren krauen könne.

„Bist Du endlich toll geworden, mein lieber Freund!“ rief der Kaufmann. Da warf Peter die Krampe weg, schlang die Arme aus. „Toll geworden! Toll geworden!“ sprudelte er in seiner schnarrenden Weise, „weil ich aus dem übelriechenden Steinhaufen geflohen bin, den Ihr Stadt nennt Ihr armen Teufel! Weil ich Eure Windbeuteleien verlache, die Ihr Intelligenz heißt, Ihr armen Teufel! Weil ich in der schönen Natur leben will, in der frischen Luft, unter

dem freien Himmel Gottes, den Ihr nicht ertragen könnt, Ihr armen Teufel! Da er die blendende Sonne hat, die gewaltigen Stürme hat, darum sagt Ihr, toll geworden?! O, Du armer, armer Knabe, komm' an meine Brust, laß Dich küssen!"

Damit stürzte er dem Freunde ans Herz. Der Kaufmann schämte sich unbändig, daß ihm die Augen naß wurden, aber es war nicht anders, denn Peter weinte wie ein Kind.

So hatte dieser wunderliche Mann, dessen Existenz nach einer allgemeinen Schätzung eine sorglose, behagliche gewesen, dieselbe von sich geworfen, so hatte er sich als Bauernknecht verdingt, aus Liebe zur Natur. Willig hatte er die schwersten Arbeiten, denen sein Körper nicht gewachsen war, verrichtet, die ungewohnte Nahrung, das schlechte Nachtlager ertragen, und die Rohheiten der Dorfleute, die ihn freilich nicht so anwiderten, weil sie ja „Natur" waren, gegenüber den giftigen Bosheiten und süßelnden Falschheiten der Städter.

„Stadtdodel!" schrie ein Junge vom Hof herüber und meinte Peter. „Ja," sagte dieser zum Kaufmann gewendet, „das muß ich mir gefallen lassen, weil ich's einmal gewesen bin, weil ich heute noch städtische Unarten an mir habe. Stadtdodel! Hast schon recht, Franz! Mordsbub!"

Es bedurfte viel, den Mann, den sie auf dem Dorfe geradezu verhöhnten dafür, daß er ihnen seine Kraft weihte, sein Herz gebracht hatte! — es bedurfte viel, um ihn von den Fluren des heiligen Oswald loszubringen und wieder zu einem halbwegs civilisirten Menschen zu machen. Es bedurfte vielen Zuredens, vieler List, und besonders vieler Seife.

Aber endlich sah man den Napoleon doch wieder durch die Stadt haspeln, hörte im Gasthause wieder seinen scharfen

Accent, wie er in rasch herausgestoßenen Worten unermüdlich das ländliche Leben beschrieb, bis ihm vor Begeisterung und Rührung die Stimme brach.

Und nun zu dieser Zeit, da seine Schwärmerei für Idylle und Einfachheit den höchsten Grad erreicht hatte, that er etwas, was er thun mußte, weil es im Schicksalsbuche solcher Menschen steht, mit heiligem Schwunge stets das Ungereimteste zu vollbringen. Peter Berner ging nach Paris. Freilich nicht die Weltstadt lockte ihn, aber der Freund rief ihn, Godard der Luftschiffer telegraphirte aus Paris, er möge sobald als möglich zu ihm kommen.

„Der Mann ist in Noth!“ rief Peter vor sich hin, „ich muß ihm zu Hilfe kommen!“ Mit einem Ruck waren alle commerciellen Fäden, die ihn bereits wieder umgarnt hatten, zerrissen, er reiste nach Paris.

Dort fand er seinen Freund in einem Zustand, vor dem er bis ins Innerste erschrak. Godard war reich geworden. Mit dem Luftballon, den ihm Peter einst erbettelte, hatte er sich ein Vermögen erworben, denselben dann in die Rumpelkammer geworfen und sich in das Weltleben gestürzt, an welchem er nun mit allen Fasern seines französischen Wesens hing und sog.

„Was willst Du mich? Was soll ich da?“ schrie ihn der empörte Berner an, als ihn Jener in die prunkenden Gemächer seines Hotels führte.

„O, Freund! Freund!“ rief der Franzose, „ik Dich aben lassen holl, pour remercier, ik Dir danken ma fortune, ma prospérité, mein Sukunft! Ik Dir wollen erweisen la joie, l'honneur, l'amitié! Oh, Freund, pardon, daß ik sprecke en ma Muttersprak, es jauchzen mein 'erz, zu können Dich umarm! Ik grüssen, ik grüssen Dich!“

Godard gab hierauf zu Ehren der Anwesenheit seines Freundes ein glänzendes Fest, überhäufte ihn mit Liebe und Ehren. Der Mann, der ein paar Monate früher in einem steirischen Gebirgsdorfe Stalldung vom Karren gekraut hatte, war jetzt Mittelpunkt einer der feinsten, geistsprühendsten Gesellschaften der Seinestadt. Die französische Liebenswürdigkeit, mit der ihm das Fest in großem Stile geboten wurde, berückte sein leicht erregbares Gemüth; das Weltleben, das er bisher verachtet hatte, umgarnte ihn plötzlich mit allen Zaubern und Reizen einer schönen koketten Frau, die ihn „zu einer nie dagewesenen Begeisterung" hinrissen. Nach seiner Rückkehr aus Paris erzählte er uns strahlenden Angesichts, daß er bei jenem Feste „mit tiefbewegter Stimme eine brillante, von tosendem Beifall oft unterbrochene Rede gehalten habe, in der er für die höchst ehrende, eines Königs würdige Auszeichnung" dankte.

Der Aufenthalt in Paris schien für einige Zeit der Mittelpunkt seines Lebens geworden zu sein. Wohl pries er die Natur wie vor und eh, aber er stand nicht mehr mit jener weltüberlegenen Lust auf dem hohen Berge, sah nicht mehr durch die glückselige Kindesthräne den Aufgang der Sonne. Es beunruhigte ihn — Paris. Es war ein Zwiespalt in ihn gekommen, dessen er sich selbst kaum bewußt ward, der aber tückisch an seinem Gemüthe nagte. — Das Gedächtniß seines Freundes hielt er fort und fort über alles hoch in Ehren, und das großmüthige Geschenk, eine goldene, auf seinen Namen geprägte Erinnerungsmedaille, mit dem der dankbare Franzose jenes Fest gekrönt hatte, war und blieb sein Stolz und seine Freude bis ans Ende.

# Der Sonntagsbauer.

Die Woche über sind wir etwas Besonderes. Sei es nun, daß schöne Frauen zu uns kommen und sich von uns schmücken lassen mit Seiden, Ketten, Ringen und edlen Steinen, oder sich gar andere Süßigkeiten des Lebens von uns reichen lassen, als etwa Zucker, Korinthen oder feines Gewürze; sei es, daß uns hungrige Hofräthe aufsuchen oder durstige Generäle, die wir atzen mit Speise und Trank; sei es, daß wir gar eine Stelle einnehmen, vermöge welcher wir Barone und Grafen bei der Nasenspitze anfassen dürfen — kurz, die Woche über sind wir etwas Besonderes.

Der Salon ist unser Bereich, auf glattem Parquet gleiten unsere glänzenden Stiefletten, und Gelocke wie etwaiger Bart sind stets in so musterhafter Ordnung, daß wir jeden Augenblick in den Auslagekasten des Friseurs gestellt werden könnten. Unsere Bewegungen sind durchaus nobel, unsere Ausdrucksweise ist fein gebildet, unsere ganze Erscheinung hochelegant. Alles Unfeine, Plumpe und Tölpelhafte belächeln wir mit Recht und am wenigsten wollen wir

zu thun haben mit „dummen Bauern“. Kommt aber der Sonntag, so werden wir selber — ein Bauer.

Denn das ist Mode, vornehme Art: Ein Werktagsherr — ein Sonntagsbauer. Am Werktag geht der Bauer hinter dem Pflug oder hantirt mit der Mistgabel — das ist nichts für uns; aber am Sonntag hat der Bauer sein schönes Gewand an, sitzt im Wirthshaus oder wandelt scherzend über Wiesen und Matten, und für den Sonntag läßt er Gott sorgen.

Da mögen wir es schon mit ihm halten. Das Gewand will zwar nicht immer passen, aber zum Glück giebt es Bauernanzüge für Stadtherren, wattirte Kniehosen, Strümpfe, in denen die Waden schon drinstecken, was sehr bequem ist. Der steife Lodenrock mit den Hirschhornknöpfen hat seine Füllungen derart, daß das städtische Gerüstlein, welches etwa hineinkommt, ganz respectabel gedeckt ist. Noch läßt sich der Sonntagsbauer die Sonne recht fest ins Gesicht scheinen, weil diese die Stadtfarbe auszieht. Beim Gehen macht er verdammt große Schritte, hält die Knie gebogen, setzt seinen Bergstock wuchtig auf den Boden, nebelt aus einem Tabakspfeifentiegel, den er mit Schwamm und Stein in Brand steckt, und ruft von Zeit zu Zeit: „A belei!“ oder „Soackera!“ und ist nun überzeugt, daß ihn kein Mensch von einem wirklichen Bauern unterscheiden kann. Nur der brettsteife Stehkragen und die schneeweißen Manchetten mit den massiven Goldknöpfen retten ihn noch für die gebildete Welt.

Wo er auf dem Wege einem wirklichen Bauern begegnet, hebt er einen Discurs an über die Landwirthschaft. Da zeigt sich nun die Ueberlegenheit des Sonntagsbauers gegen den Werktagsbauer. Diesem stehen die Haare zu Berg, so viel

und so gescheit spricht Jener vom Feldbau, von der Waldwirthschaft und Viehzucht.

„Ja, ja, mein lieber Bauer,“ sagt der Sonntagsbummler und klopft Jenem auf die Achsel, „das macht das Studium. Einer von uns muß doch mehr verstehen als der Andere. Wie heißet Ihr denn?“

„Ja wohl,“ antwortet der Bauer, „Einer von uns Zweien ist ein Esel. Ich bin der Höfelberger.“

Wo der Sonntagsbauer auf dem Wege einem Weibsbild begegnet, da hebt er mit ihr ein Gethue an, genau wie es in den Dorfgeschichten zu lesen steht. Die Dorfgeschichtenschreiber jedoch sind Schäker und lassen gern aufsitzen. Der Stadtherr wird gefoppt.

An seinem Lodenrock steifen sich nachgerade die Haare auf vor Aerger, wie er gefoppt wird, aber der drinnen steckt, merkt es gar nicht.

Sitzt ein junger, im Ganzen fürs Auge gar nicht übler Stadtherr in der Sennhütte. Schon im Vorhinein denken die Almer, als sie sein rothes Buch, seinen Operngucker, seinen Compaß und dergleichen sehen: Armer Teufel, der schleppt seine ganze Gescheitheit, die Unsereiner im Kopf muß haben, in der Taschen mit sich. — Der Herr hat zwar Bauerngewand an, giebt sich aber so, daß die Almleute meinen sollten: Wer weiß, was das für ein Herr ist! Auch Grafen und Fürsten steigen im Lodenrock um, heutzutag. Alleweil wendet er sich so, daß seine goldene Uhrkette, seine Brillantringe den Leuten in die Augen springen. Mit unendlich feiner Manier hält er die Meerschaumspitze, in welcher eine duftende Cigarette steckt, zwischen den Fingern, mit zarter Grazie ißt er etwelches von Brot und Käse, so er sich vorsetzen ließ, spricht nicht viel, aber mit würdevollem Nachdruck, läßt durch-

blicken von Pferden und Lakaien und beginnt — selbstverständlich in höchst nobler Weise — mit den Sennerinnen galant zu werden. Aber bei der vornehmen Darlegung seiner Weltweisheit passirt ihm das Malheur, daß er Unsinn schwatzt, und bei der Liebeswerbung, daß er anfangs fein gefrotzelt und hernach martialisch ausgelacht wird.

Darüber ist unser Stadtherr nun etwas consternirt.

Eine der Sennerinnen will ohnehin höflich sein und hält ihre Hand vor das Gesicht, aber endlich ist der Lachdrang mächtiger als das Anstandsgefühl, und sie platzt heraus und giebt der Katz' die Schuld, die soviel ein spaßiges Vieh sei.

Die Katz' ist gar nicht da und muß eilends etwas Possirliches von ihr zusammengelogen werden. Dem Salonbauer wird unheimlich. In ernsthaft freundlicher Art benehmen sich die Almleute gegen ihn, weil er aber nun doch ein gar zu verdutztes Gesicht macht, so ergötzen sie sich immer mehr.

Ein alter Hirt ist dabei, der legt seinen Kopf so über die Achsel eines Anderen und sagt nicht ein Wort, aber man merkt's, er ist noch der Boshafteste unter Allen. Zum Glücke für ihn kann unser Städter nicht Gedanken und nicht Mienen lesen.

Du, mein Leser, bist besser dran, schau' einmal auf das Bild „Der Salontiroler", und Du weißt alles. Nicht ein einziges Wort brauche ich Dir mehr zu sagen.

Daß der feine Stadtherr allmählich aufsteht und kleinlaut davon geht, kannst Du Dir denken. In seinen städtischen Kreis zurückgekehrt, weiß er von pikanten Liebesabenteuern zu erzählen, wie das „göttlich" gewesen sei in der Sennhütte, wie er dort eine ganze Bauerngesellschaft, die sich um ihn

versammelt, auf das Köstlichste unterhalten habe. Gelacht sei worden, gelacht . . . .! Schon „gekugelt" hätten sich die guten Leute vor Lachen!

Warum so sehr gelacht worden ist, das sagt unser Sonntagsbauer aber nicht. Weiß es vielleicht kaum — ahnen mag er's wohl.

# Der Botaniker in der Almhütte.

Die studirten Stadtherren verstehen in der Regel so ziemlich alles, nur den Bauersmann nicht. Und das Bauersweib auch nicht. Was wird so ein Stadtherr, wenn er aufs Land kommt und bei den Bauern seine Mätzchen macht, was wird er oft zum Besten gehalten und ausgelacht: Zum Besten gehalten vor seiner Nase und ausgelacht hinter seinem Rücken. Und wenn Einer doch einmal was wahrnimmt von diesem Lachen, so ist er im guten Glauben, man lache über seine Witze, und macht rasch noch ein paar drauf, und dann wird er noch einmal ausgelacht.

Das Ganze kommt davon her, weil der Städter so eingebildet ist und den Bauer über die Achsel anschaut, auch wenn er sich leutselig stellt, auch wenn er im Bauernhaus gastlich aufgenommen wird. Wie er sich da mitunter dreht und bläht, der Alleswisser, wie er umhermeistert in allen Winkeln und in einer einzigen Viertelstunde alles verlästert und verwirft, was die bäuerlichen Vorfahren seit Jahrhunderten aus den natürlichen Verhältnissen gezogen und aufgestellt haben! Der Bauer macht ein ernsthaftes Gesicht dazu

und deutet mit dem Kopfe: Ja, 's wird eh sein. Ist eh wahr auch. Und im Geheimen denkt er sich: Halbpelzer, langhoseter, was weißt denn du, wie es bei uns möglich ist! Ein Jahrl bleib' da und führ' den Pflug und die Sense und die Axt und den Dreschflegel und das Steuerbüchel, du wirst nicht so gelehrt schwatzen, aber um Eins klüger sein.

Und was das Schlimmste ist, wenn einmal wirklich ein Kluger aus der Stadt kommt, der die ländlichen Zustände kennt und es dem Bauer ernstlich besser machen möchte — dem glauben und trauen sie hernach auch nicht.

So wenig klug es der Städter in der Bauernschaft gemeiniglich anstellt, wenn er was Besonderes geben will, so wenig schlau macht er's, wenn er etwas Besonderes haben will. Was der Städter daheim von der Sennerin erzählt oder schreibt oder liest, das ist zumeist nichts Anderes als ein schönes Märchen. Und so läßt sich Mancher hinauslocken ins Schäferleben oben auf den lichten Almen, dem besser wäre, er bliebe im bunten Stadtbereich, wo es schon seit lange her so wenig wie auf der Alm eine Sünd' mehr giebt.

Da hat der Florian wieder einmal Einen heraufgebracht zur Almhütte der Gunde. Einen gar gelehrten Herrn, der gewißlich auf eigene Faust in der Mineralogie und Botanik umgeht, und nebenbei — wie er sagt — ein bischen Ethnographie treibt. In das letztere Fach gehört es auch, wenn sich der Herr Professor jetzt an die Gunde wendet und seine Freude ausdrückt über ihr prächtiges Aussehen. „Bedank' mich," sagt sie und denkt: es wäre zwar doch der Brauch, daß ich ihm jetzt dasselbe sagen sollt', dem zaundürren Schippel.

Lassen wir's aber gut sein. — Ob sie wohl wisse, frägt er sie dann, daß auf ihrer Alm so prächtige Exemplare

des Sempervivum Wulfenii vorkämen! Und zeigt ihr ein Exemplar davon.

„Was will denn der Herr mit der Hauswurz?“ frägt sie entgegen. „Für's Ohrenreißen ist sie gut, wenn Er's einmal hat. Die dicken Blätter zerdrücken, den Saft einträufeln.“

„J wahrlich!“ ruft er und lugt sie an, „leider habe ich seit der Volksschule nicht mehr Ohrenreißen gehabt.“ Er kann witzig sein. Hierauf weist er ihr die buxbaumblätterige Kreuzblume, die er auch gefunden hat. Er gedenkt sich durch die Blume allmählich in ihr Herz zu schleichen. Vor der Wissenschaft wird sie doch Respect haben. „Man nennt diese Pflanze,“ sagt er, „Polygala Chamaebuxus“.

„Kameel Buxus!“ sagt sie, „das ist ja das Lappenkraut. Da wäre mir das Blümel Herzlieb schon lieber.“ Und lugt, wie sie da spricht, schalkhaft auf den Florian hin.

„Und ein Tausendguldenkräutel dabei,“ antwortet der Bursche. „Kein übles Sträußel.“

Der Gelehrte kommt hierauf mit einer Campanula.

„Das ist die Zwiderwurzen!“ lacht die Gunde auf.

„Nein, mein liebes Kind,“ antwortet der poetisch werdende Stadtherr, „das ist die Glockenblume, die läutet den Frühling ein.“

„Schön von ihr,“ sagt die Sennerin und schmunzelt auf den Florian hin, der sich auf die Wandbank gesetzt und seine Pfeife angeraucht hat; als ob sie ihn mit den Augen fragen wollte: Was hast mir denn heut' wieder heraufgebracht?

„Das Schönste aber habe ich da drinnen,“ flüstert der Gelehrte und thut ein Büchschen hervor, „das will ich — wie heißt Du doch, mein Kind?“

Sie trällert:

„Marei und Kathrin,
Und der Zinner macht Zinn.
Und der Schuster macht Schuh,
Wann's Dich g'freut, so frag' zu!"

Er droht ihr schäkernd mit dem Finger. Daß sie ihn neckt, er hält es für ein gutes Zeichen.

„Also Marei und Kathrin," sagt er, „was ich da drinnen hab', das will ich Dir schenken. Zum Angedenken. Es ist das hier seltene Cerastium uniflorum."

„Ih mag dih nit!" ruft sie aus.

„Wie meinst Du?" frägt er.

„Ih — mag — dih — nit — Kräutel heißt's bei uns," ist ihre Antwort.

Jetzt schwant ihm beiläufig, er dürfte hier überflüssig sein. Wohl erbittet er sich Milch und Käse, was ihm auch nicht versagt wird — denn schließlich ist er doch als ein armer Reisender anzusehen. Er zieht es vor, den Imbiß draußen im Freien einzunehmen, und als er damit fertig ist, schreibt er in sein Notizbuch folgende Zeilen:

„Die Flora ist in diesem Gebirge höchst mannigfaltig, nur zu beklagen der Indifferentismus der Bevölkerung, welche noch tief in der Nacht des Aberglaubens steckt. Mir ist eine Person vorgekommen, welche die Namen einzelner Pflanzen kurzweg fälschte und die lieblichen Kinder Flora's mit geradezu barbarischen Ausdrücken belegte. Wie arg durch Duldung solcher Zustände der Verdummung des Volkes Vorschub geleistet wird, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Es wäre Sache der Volksbildner sowohl wie der löblichen Alpenvereine, in den Bauernhäusern und Alpenhütten Tafeln mit den Abbildungen der in der Gegend vorkommenden Gestein- und

Pflanzenarten und deren wissenschaftlichen Namen aufhängen zu lassen."

„Ja ja, wenn erst die Kühe lateinisch können!" lacht hinter ihm plötzlich die Sennerin auf. Da frägt der Herr, was der Imbiß koste, thut sein Kupfernes auf das Tischbrett und geht kopfschüttelnd seiner Wege. Er hat vergessen, dem Florian den Führerlohn zu zahlen; dem Burschen macht das weiter nichts, erstens hatte der Herr sich ihm unterwegs nur so halb zufällig angeschlossen, und zweitens ist er — der Florian — doch nicht umsonst heraufgestiegen. Bei der Gunde kommt er nicht zu kurz. Da braucht er nicht erst in der Blumensprache zu sprechen, um seine Butternocken zu kriegen. Gelehrter war der Städter, aber klüger der Almbursche.

Der Bursche hat eben Blümlein Herzlieb in der Brust, und mit ihm weiß die frische Almerin eine andere Blumensprache zu führen, als mit dem Stadtherrn.

# Almleute und wie sie sich miteinander unterhalten.

Was werden sie denn auch schwatzen, die Manns- und die Weibsleute, wenn sie einmal zusammenkommen in der Bauernstube oder oben in der Almhütte?

Im Schwatzen sind die Alten am schlimmsten, das weiß man.

„Gehst mit?“ frägt der Stiesel-Joachim seinen Kameraden.

„Wohin?“

„Auf die Donnersbach-Alm.“

„Was thun?“

„Weiberleut' hänseln.“

„Ist mir nix um (bin dabei)!“ sagt der Kamerad.

Sonntags-Nachmittag. Da sitzen die Sennerinnen von den zwei Hütten beisammen in der einen und bessern ihr Gewand aus, das die Woche über in scharfer Arbeit Schaden genommen.

Die Männer treten zur Thür ein, diese ist nur für Weibsbilder hoch genug und die Männer müssen sich tief demüthigen, wenn sie hereinwollen.

„Da sitzen auch zwei Nichtsnutzige beisamm'!" mit diesen Worten begrüßt der Stiesel-Joachim die beiden Senninnen.

„Gleich und gleich gesellt sich gern," sagen die Dirndln, „geht's nur her zu uns."

„Ist ein Lapp, der Schulmeister von Christofen," springt jetzt der Joachim über, nachdem er sich an den Tisch gesetzt und seine Pfeife angebrannt hat.

„Wesweg?" frägt sein Kamerad.

„Weil er eine neue Wissenschaftlichkeit erfunden hat. Zu meiner Zeit haben wir drei Naturreiche gehabt in der Schul, jetzt hat er fünf."

„Und das wären?"

„Die Mineralien, die Pflanzen, die Thiere, die Weiber und die Menschen."

„Du Narr!" lacht die Marei, „da hat er noch Eins ausgelassen: die Männer. Die kommen noch vor den Thieren!"

„Die kennt sich aus!" schmunzelt der Kamerad.

Der Joachim wendet sich zu diesem und in aller Ernsthaftigkeit thut er die Frage: „Hat er nicht gesagt, der Herr Pfarrer bei der Predigt, daß kein Weibsbild in die Höll' kommt?"

„Weil kein's mehr Platz hat unten," meint der Kamerad.

„Wird halt von den Männern schon voll sein," sagt die Thresel.

„Ein anderer Grund," versetzt der Joachim ruhig und bläst ein großes Bündel Rauch aus. „Die Weibsbilder sind nämlich dem Teufel zu schlecht."

„Bedanken uns schön," sagt die Marei.

„Nichts zu danken. Ist gern geschehen."

„Nachher kann man sich's freilich denken," sagt die Thresel, „daß den Mannern in der Höll' höllisch langweilig wird. Ohne Weibsbild halt's ja keiner aus."

„Ist auch so," versetzt der Joachim, „ist eine Straf' Gottes. Wie der Adam erschaffen ist gewesen, hätte er zur schuldigen Danksagung sollen ein Vaterunser beten. Und hat der Schlingel kein's können. So! sagt der Herrgott, Du willst der Stammvater der Menschen sein und kannst nit einmal ein Vaterunser beten! Es geht Dir zu gut. Die Noth lehrt beten. Wart' ich will Dir helfen. Leg' Dich nieder! Der Adam legt sich nieder vor Gottvaters Füße und schläft ein. Wie er munter wird, ist das Weibsbild da. Jetzt auf einmal hat er's können, das Vaterunser bis zu dem: Erlös' uns von dem Uebel. Amen."

Das alles wird mit größter Ruhe und Ernsthaftigkeit vorgebracht, bis die Marei frägt, ob sie die gottlosen Mäuler nicht mit Milch und Käse zustopfen sollte?

Wäre ein gutes Mittel, meint der Kamerad.

Die Jüngeren haben sich bislang im Hintergrund gehalten. Um sie hervorzukriegen, sagt die Marei: „Was müssen denn dieselbigen dort angestellt haben, weil sie sich nicht herfür getrauen aus dem Winkel?"

Der Forstjunge Heinrich sitzt dort, der sagt nicht viel, schmunzelt ein wenig und schmaucht sein Pfeifel. Wer ihn recht besieht — und die Marei besieht ihn recht — das ist ein Kerl, den sich der Herrgott selber zum Muster nehmen kann, wenn er irgendwo auf der Welt schöne Leute erschaffen will. Daß er etwas schweigsam ist, das macht nichts, es plaudert schon sein schwarzes feuriges Auge und solche Weltsprache ist den Weibern auch weitaus die verständlichste.

„Gewissen erforschen wird er, der Heinrich," meint der Joachim, „er will ja jetzt die Jägerei lernen."

„Uh, bei diesem Freudenfest möcht' ich dabei sein!" ruft die Marei aus.

„Bei welchem Freudenfest?“ frägt nun der Heinrich.

„Das die Hasen und Hirschen halten werden, wenn Du Jäger wirst!“

„Der Heinrich mag Niemanden umbringen,“ sagt der Kamerad.

„Im Gegentheil,“ setzt der Joachim dazu.

Der Heinrich nimmt seine Pfeife aus dem Mund, pflanzt mit der Spitze derselben noch das Schnurbärtchen auf nach rechts und nach links, dann läßt er das Liedel los:

„Bin a Jager, a frischer,
Ih woaß nur zwen Ständ:
Van Dirndl ihrn Fenster
Und ban Gamsl im G'wänd.“

„Singen kann ich auch,“ sagt die Marei und hebt an:

„Oft a Jager, a frischer,
Gor keck is sei Bluat,
Hot Kuraschi für Vieri,
Wan an neamand nix thut.“

Nun packt der alte Joachim aus:

„Wan ih auf Kumerbergkirchn geh',
Leg' ihm ein besten Rock on,
Wan ih däs Dirndl in da Kirchn seh',
Schau ih koan Heilign nit on.“

Dem entgegnet die Thresel:

„Han, Bua, du liabst mih,
Wanst mih liabst, kriagst mih,
Wanst mih treu liabst
Konst mih hobn — wanst mih kriagst.“

Rückt sich jetzt der Kamerad des Joachim gegen die Thresel und trällert ganz fein:

„An Deiner Linkn laß mih sitzn,
An Deiner Linkn sitz ih gern,
Wan mir still banonda sitzn
Konst mei Herzel klopfn hörn.“

D'rauf sie:

„Du bist holt a so a Büabel,
Bist a so und bist a so,
Du bleibst nit bei oan Dirndl,
Host ollaweil deini zwo."

„Da weiß ich noch ein Schöneres für den!" sagt die Marei und singt:

„Dir is ka Liabi nit recht,
Dir will ka Treui nit g'folln —
Wanst a Schöni willst hobn,
So loß Dir oani moln."

Aehnlich geht's fort. Wie aber alles ein Ende hat, so auch der Sonntag-Nachmittag auf der Alm. Der alte Joachim ist so lange gesessen auf der Bank, daß ihm die Beine ganz starr sind, wie er nun aufsteht.

„Jetzt wünsch' ich Euch eine gute Nacht, Weibsleut'," sagt er, „ich denk', die wird Euch recht sein." Damit trottet er mit Anderen davon. Ob Alle schon gehen? Verbürgen kann ich's nicht. Heinrich, der Schalk, muß die Marei sicherlich noch ein wenig necken. Ein Blumensträußchen steckt er ihr an den Hals — ist aber eine junge Brennessel dabei. Sie kommt ihm über die Pfeife und thut heimlich gebeizte Harzkörner hinein, so daß er auf einmal eitel Weihrauch schmaucht. Dann stiehlt sie ihm die abgemauserte Feder vom Hut und steckt eine frische d'rauf — und schließlich — ach Gott, ich verplaudere die Zeit.

Uebers Jahr, wenn Ihr anfragen wollet — sie dürften ein Paar sein, und hoffentlich necken sie sich dann auch noch. Aber, so Gott will, nicht zu scharf.

# Das gefährliche Miadele.

Was doch das zu bedeuten hat!

Die Nacht so ruhesam, die Stube so friedlich, Frau Johanna müde von der Tagesarbeit, der Abendsegen schon das drittemal gebetet — und doch nicht schlafen können! Ihr ist angst und bange und sie weiß nicht warum. Nun steht sie auf und geht nachsehen, ob die Thür gut verschlossen ist. Dreifach, mit doppeltem Riegel und mit dem Drudenkreuz. Dann geht sie zu den Betten ihrer Kinder. Das Marielein schläft süß und das Franzelein schläft süß. Sie fühlt ordentlich die weichen Fittiche des Schutzengels, der über den Kleinen wacht. Und dennoch ist ihr ach und weh. — Wird doch ihr Mann nicht in Gefahr sein? Ihr Mann ist Jäger, ist gestern ins Hochgebirge gegangen und nicht zurückgekehrt. Das ist nun nichts Neues, Jäger treiben sich oft tagelang in den Bergen umher. Aber warum ist ihr heute so bang? Vor Kurzem ist auf dem Schroffenstein ein Hirtenknabe von Lämmergeiern angefallen worden. Aus den hinteren Karschluchten hat man gehört, daß ein Kräutermann mit einem Steinbock gerungen haben soll und beide

in die Tiefe gestürzt sind. Einem Jäger, der Stutzen und Hirschfänger bei sich hat, kann derlei doch nicht passiren. Aber die einfallenden Nebel und groben Wetter! Die Abgründe! Die Wildschützen! Es vergeht kein Jahr, daß sie nicht einen Jäger kalt machen. Mancher der wilden Gesellen hat eine Zauberkugel, die jedes Ziel trifft, das sich der Schütz beim Abdrücken des Hahnes denkt. Und der Schütz hat nur zwei Ziele, wovon ihm das eine so lieb ist wie das andere: das Wild und den Jäger. Der Toni ist ein gewissenhafter Jäger und hat viele Feinde. Heilige Jungfrau Maria, bleib' bei ihm! Gute Nacht!

Das war ihr Denken. Noch faltete Frau Johanna die Hände zwischen den Kissen und ihren glühenden Wangen. So schlief sie ein. Es war aber kein freundlicher Schlaf. Sie träumte, ihr Mann läge auf einer Schaukel von Spinnengewebe und schaukle hin und her über einer grauenhaften Schlucht . . . .

Ihr Mann war zur selben Stunde wirklich in einer Gefahr.

Von den Gemsgehägen des Schroffenstein war er glücklich herabgekommen, aber auf den weiten, schluchtenreichen Almen überraschten ihn Nebel und Nacht. Da begegnete er dem Halter Hasel. Das war ein krüppelhafter Zwerg, aufgedunsen im Gesicht und mit kleinen zuckenden Aeuglein. Er war weit älter als der Toni — denn dieser kannte ihn schon seit Kindheit in der gleichen Gestalt, an der keine Jugend und kein Alter zu erkennen war. Dem Hasel wuchs kein Bart; seine Stimme war so fein, wie die eines dreijährigen Kindes, und sein breiter Mund war so zahnlos, wie der eines siebzigjährigen Greises.

Diesen Hasel fragte der Jäger nach einer Herberge für die Nacht.

„Geh zum Miadele, dorten in der Thale," gigste der Halter, „die ist allein in ihrer Hütten, die hat Platz. Die hat eh selten Kameradschaft da heroben, der kannst ein bissel Zeitvertreiben helfen."

„Das magst Du thun, mir ist heut' ums Rasten," sagte der Toni.

„Ich?" grinste der Hasel, „vor mir, sagt sie, thät sie nicht laufen."

„Wer?"

„Die Zeit. Ich thät so viel langweilig sein, sagt sie. Glaub's ah." Dabei kroch er schier in sich zusammen und kicherte.

Der Jäger pfiff seinem Hund und ging gegen die bezeichnete Hütte.

Die Sennerin war eben beim Buttern. Und als sie den Toni dahergehen sah, rief sie aus: „Uih! Da kommt ein sauberes Mannsbild!"

Der Toni sah es jetzt, das Miadele war eine gute Bekannte von ihm, noch aus der Zeit seiner Junggesellenschaft.

Das Miadele könnte lange schon verheiratet sein, denn sie ist ein leckeres Ding, aber sie hat kein Glück. Zwei Bräutigame hatte sie schon gehabt, aber zufällig zu gleicher Zeit, und das soll ihr Jeder von ihnen übel genommen haben. Weil sie so viel wunderlich sind, die Mannsleute.

„Das ist ja gar ein Seltsamer!" sagte sie jetzt, als der Toni daherging.

„Grüß' Dich der Obere!" sagte der Jäger, „hast was zu essen für uns?" Er deutete auch ein wenig auf seinen Hund.

„Das ist gewiß, daß ich was hab!"

„Und wo kann ich nachher liegen!"

„Doch leicht auf der untenaufern Seiten,“ war ihre Antwort. Schalkhaft ist sie. Und fein sauber. Daß Bauern solche Dirndle auf die kalte Alm stellen! Es ist unbesinnt. Der Uebermuth ist ihr noch nicht vergangen, der Feinen, gerade im Frühsommer des Lebens ist sie, wann die Himbeeren reifen. Ein Röslein auf der Alm, man steckt es gern auf den Hut.

Das Miadele denkt ihrerseits: Was er doch noch alleweil für ein prächtiger Mensch ist! Prächtig auf und auf! Man schaut ihn grad' gern an.

Beim Nachtmahl — die Sennerin thut ihr Bestes — wird ein wenig geschmollt und ein wenig gescherzt, eins ist so gut wie's andere. Ja, das Schmollen ist oftmals besser, der Versöhnung wegen. Und die Aussöhnung ist süß wie eine junge Brautschaft. — Aber der Toni ist so viel langweilig worden, er sagt zu Allem: Ja, oder: Hast ah recht, oder: laß Dirs gelten — und sonst nichts.

Jetzt werden ihr die Haare zufällig locker; das Dirndl will sie wieder hinaufbinden. Schwer geht's, wenn Niemand hilft. Aber wie sie heute ungeschickt ist, jetzt hat sie sich einen Splitter in den Fuß gestoßen. Ob er nicht so gut sein wollt', der Toni, und ihn herausziehen! Er macht nicht lang' Umstände. Mit dem Taschenmesser. Schreien kunnt' sie!

Nun meinte der Toni, es wäre Zeit zum Schlafengehen. Er hat's bequem. Von der Sennin Kammer führt eine Leiter in das Dachgeschoß. Im Dachgeschoß ist Heu, weiches duftendes Almheu. Auf demselben mag er liegen. Zwang ist aber keiner dabei.

Als er die Leiter hinansteigt, athmet er auf. Sie schaut ihm mit Beklemmung nach. Wenn die Leiter bricht! Aber so eine Leiter ist ein Holzklotz, sie ist nicht gebrochen. Die

Sennin will sie wegziehen, unterläßt es aber; man kann nicht wissen, was in der Nacht geschieht. Es kann Feuer auskommen, und jetzt, wenn dieser schöne Mensch verbrennen müßte!

Wenn man so ans Feuer denkt, mein liebes Miadele, da kann man freilich nicht einschlafen. — Ich glaub's, daß ihr heiß wird. Die Hütte kam ihr heute so niedrig vor, so drückend, als ob das Obergeschoß niedersinken wollte. Ein sakrisches Gewicht muß er haben, dieser Jäger.

„Jager!" rief sie plötzlich hinauf, „ich muß Dich was fragen."

„Frag zu," antwortete er.

„Daß Du doch nicht etwan rauchen thust, da oben!" Als er darauf nichts entgegnete, setzte sie bei: „Wenn Du etwan des Abends gewohnt bist, ein Pfeifel zu rauchen, so kunnt's da herunten geschehen. Oben nit, Jager, im Heu."

Er rührte sich nicht mehr.

Nun stand sie auf, stieß unversehens an die Leiter und legte sich wieder hin. Da dachte er oben im Dachgelaß — denn er schlief nicht — das ist doch eine fleißige Person, dachte er, noch in der Nacht arbeitet sie herum und gönnt sich keine Ruh'. Wer die zur Magd hat . . . . Aber warm ist's im Heu. Durst kriegt man. Es waren auch die Nocken, die sie ihm vorgesetzt, woltern fett gewesen. Draußen rauscht der Brunnen. Ja, wenn die Ohren trinken könnten, die hören ihn wohl; aber je schärfer sie auf das Rieseln horchen, desto trockener wird der Gaumen. Er wird hinaus müssen, der Toni. Gefährlich ist das Hinabsteigen jetzt im Finstern. Was da lehnt, es ist die Jakobsleiter, aber die umgekehrte, weil man hier niedersteigen muß, wenn man in den Himmel

kommen will. Und ein frischer Brunnen ist wie der Himmel, wenn man Durst hat.

Weil er sich in seinem Schmachten hin und her zu wälzen begann, daß die Trambäume des Bodens ächzten, so fragte sie hierauf: „Fehlt Dir was, Jager?“

Da war er mäuschenstill, und nach einer Weile schien es, als wäre er in den Schlaf gesunken.

„Oh mein Gott,“ seufzte das Miadele, „ist das heut' eine Nacht! Nichts ist unausstehlicher, als wenn ein Mannsbild schnarcht!“

Draußen in der Futterkammer war der Jagdhund unruhig, er kratzte an der Wand und heulte.

„Daß Du schlafen kannst, bei dem Gewinsel!“ rief die Sennin nun in das Dachgelaß hinauf. „Geh, sei so gut und heiß das Vieh still sein. Ich bin in der Pfaid und kann nicht hinausgehen.“

Da dachte sich der Jäger: es ist wahr. Der arme Sultel hat gewiß auch Durst und bei einem Hund ist das kein Spaß. Er kann die Wasserscheu kriegen, wenn er das Nasse zu lang entbehren muß. Der Toni stieg vorsichtig die Leiter hinab und ging hinaus. Den Hund ließ er aus der Kammer und der Sultel sprang vor Freuden den Jäger so heftig an, daß dieser meinte, heute werde der Hund sein Herr. Hierauf umarmte der Toni den Brunnenständer und trank aus dem Rohr. Bei den ersten Zügen war ihm: ewig wird getrunken! aber nach und nach stellte es sich heraus, daß ein rechter Brunnen länger rinnt, als der durstigste Jägersmann trinken mag.

Nun ging er wieder zurück in die Hütte und verschloß hinter sich sorgfältig die Thür. Jetzt that ihm die warme Stube wohl, er tastete sich am Milchkasten vorbei, am Herd

vorbei, an der Gewandtruhe vorbei. Wo ist denn die Leiter? Da ist ein Bettstufe — da ist der Zipf eines Kissens, eine Haarlocke . . . In diesem Augenblick fällt ihm das erste Fensterln ein, mit dem er vor wenigen Jahren seine Braut begrüßt hatte. — Er schleicht am Bett der Sennin vorüber.

Mit Mühe fand er die Leiter, die er nun still hinanstieg.

„Ein Lahmlak das," murmelte das Miadele, „möcht' wissen, was so ein Herabsteigen nutzt; hebt doch das Vieh schon wieder an!"

Freilich war draußen im Stall wieder etwas unruhig, und wann wäre das nicht? Aber der Jäger schlief.

Er schlief nun wirklich. — Und am Morgen, als er herabstieg, bekam er kein Frühstück. Es sei das Feuer ausgegangen, sagte sie, und jetzt sei keine Zeit mehr zum Anheizen.

Der Toni schmunzelte und machte sich nichts daraus. „Behüt' Dich der Obere, Sennin, der Untere ist Dir eh' gewiß." Mit diesem Bauernspruch, der den also Begrüßten nachgerade dem „Unteren", dem Teufel, zuspricht, verabschiedete er sich von dem gefährlichen Miadele. Das schaute ihm nach und trällerte ein sehr schneidiges Schnaderhüpfl.

Draußen lag die weite Gotteswelt im Sonnenschein. Es wäre doch schade um einen solchen Morgen, wenn man mit einer Herzensschuld in ihn hinausträte! Dem Jäger war leicht und wohl zum Jauchzen.

Unter einem Felsen, der warm wie ein Ofen war, weil er die Sonnenstrahlen zurückwarf, kauerte der Halter Hasel. Er kraute sich an den Fersen und sein Gesicht grinste dabei vor Wohlbehagen. Er mußte Wind haben vom Stand der Sache. „Gehst schon wieder?" fragte er den Jäger. Und setzte rasch bei: „Bist wohl ein Narr! . . . . Ich an Deiner

Stelle thät' jetzt noch umkehren . . . . Wenn ich weiß, daß Eine die Gottesgab' estimirt . . . . Alleweil das grüne Gras und das liebe Vieh . . . . Ist zu viel verlangt für ein Weibsbild. Die Leut' sollen einander Gutthaten erweisen — auf das mußt Du denken."

Der Zwerg bestrebte sich, als er solche Worte herausstieß, ein ernsthaftes Gesicht zu machen, aber in seinen Mundwinkeln hockten zwei Teufelchen.

Der Jäger stand richtig ein wenig still, und es fiel ihm ein, was er einmal im Wirthshaus gehört hatte, als ein Stadtherr die Abwesenheit seiner Gemahlin dazu benutzen wollte, die hübsche Wirthin zu küssen. Diese hatte dem Herrn ein Nasenstieberlein versetzt, da war der Herr schier unwirsch geworden und hatte die Treue einen „Aberglauben der Liebe" genannt. Auf solche Lästerung hatte sich damals im Wirthshaus der Schullehrer erhoben, ein munterer schneidiger Mann. Dem leuchtete sein blaues Auge, als er nun ausrief: „Die Aepfel in seinem Hausgarten verderben lassen und Nachbarsbäume plündern, das ist welscher Spitzbubenbrauch, der dem deutschen Manne nicht ansteht. Einer, der sein Weib betrügt, ist auch sonst nicht viel nutz. Wenn der Mann der Mutter seiner Kinder das Ehrenwort bricht, dann ist alles aus, dann ist er auch dem Freund nicht treu, dem Vaterland nicht, seinem eigenen Kind nicht."

„Schulmeister!" hatte ihm damals der Jäger Toni lustig entgegnet, „Du hast leicht predigen, Du hast daheim ein feines Weiblein. Aber der Stadtherr hat eine Bisgurn!"

An jenen kleinen Vorfall erinnerte sich jetzt der Jäger, auch er hatte daheim ein feines Weiblein, und doch war ihm zu Muthe, er müsse wieder zur Hütte zurück und ohne Frühstück könne er heute nicht davongehen. — Der Hunger über-

schreit alle guten Vorsätze, hatte der Toni einmal gelesen. Soll denn das wahr sein? Just nicht soll es wahr sein. Das wollen wir doch sehen, wer da der Stärkere ist. Just nicht! — Das Griesbeil stieß er in den Boden, pfiff dem Sultel und schritt rasch niederwärts gegen die Waldungen.

Mein Leser wird hoffentlich einverstanden sein mit dem Jäger und dem Erzähler Recht geben darin, daß die Erinnerung an ein Liebes und der Manneswille stärker sein können als die Versuchung. Denn sonst müßte ich das Blatt zuschlagen und möchte nichts sagen vom Wiedersehen, als der Toni nun nach Hause kam.

Sein Weib, das Franzelein auf dem Arm, lachte ihm schon von weitem entgegen und rief: „Weil Du endlich nur kommst! Hunger wirst haben!" Er sah ihre weißen Zähnlein, er sah ihre hellen Augen. Der herzige Knabe packte ihn am Halse und lallte fortwährend: „Ata! Ata!" Das Marielein, das tief unten herbeigekommen war, packte ihn an den Beinen. In dieser glückseligen Gefangenschaft nahm er, gab er seiner Johanna den Kuß — es war einer der süßesten des ganzen Lebens.

Noch lieber hatte er sie jetzt, seit er ihr zu Lieb' eine große Gefahr besiegt und in Wahrheit ein Mann geworden war.

Und was macht das Miadele auf der Alm? Dank der Nachfrage! Muß schon gut sein, wenn's nicht besser ist.

# Wunderliche Leute aus der Sagenwelt.

## Der Amtmann.

Da, Kinder, so will ich Euch halt wieder einmal eine Geschichte erzählen; die kleinen sollen ins Bett gehen, die großen dürfen zuhören. Aber nicht lachen und nicht fluchen, es ist die Geschichte vom Amtmann. Nun alsdann:

Weit hinten da im steirischen Gebirg, da ist einmal ein Amtmann gewesen. Und dieser Amtmann hatte ein kruzistern-sabel-böses Weib gehabt. Der höllische Drach' ist mir ohnehin später gewiß, soll er gesagt haben, auf der Welt will ich Fried' haben. Das liebe Schatzerl thut alleweil kratzen und mit dem Besen zuschlagen, wir wollen dem Engerl keine Gift und Gall machen daheim, wir gehen ihm aus dem Weg. — Und sitzt alleweil im Wirthshaus. Weinglas, Spielkarten und Kellnerin, das sind seine drei göttlichen Tugenden. Aber diese Tugenden kosten Geld, und das Geld kostet gute Worte; für gute Worte kann man dem gestrengen Herrn Amtmann schon eins leihen. Das Leihen ist leicht — wer's hat, aber das Zurückzahlen ist hart — wer's nicht hat. Bei ihrem Herrn Amtmann können

sie ihn nicht verklagen, ihren Herrn Amtmann, wenn er nicht Schulden zahlt. Aber der Landpfleger! Daheim der höllische Drach', draußen der Landpfleger — es ist schwer, Mensch zu sein! Schier zum Verzweifeln geht der Amtmann in die Felsenwildniß unter dem Reichenstein. Dort in einer finsteren Schlucht, wo das Wasser zu Eis ist erstarrt und die Raben sind versteinert auf den Felsen, ist dem Teufel seine Kanzlei. Der Amtmann klopft höflich an und fragt: „Herr Collega, bist daheim?" Macht's einen Rumpler und pfeift aus der Kluft ein gelber Nebel. Alsdann steht er auch da. Ein grünes Mandel, und fragt den Amtmann, was er begehrt.

„Dumme Frag'," antwortet der Amtmann, „was kann man denn wollen, wenn man zum Teufel geht? Geld!"

„Und wer wird denn so grob sein, wenn man Geld will! sagt der Teufel, „da heiß'ts auf dem Bauch liegen und Speichel lecken. Ihr meint, mit dem Teufel kunnt man umspringen, wie mit einem alten Dorfpfründner? Oho! Unsereiner hat auch eine Erziehung genossen. Glaubt Ihr, dummes Volk, man wird sich von Euch Grobheiten anthun lassen. Man pfeift auf Euch. Unsereiner hat mit Herren und Fürsten, mit Prälaten und Schloßfräulein zu thun und ist gewohnt, höflicher —"

„Ich bitte um Verzeihung," unterbricht der Amtmann den beleidigten Teufel, „ich bin ein gerader Michel. Und das Geld, ich will's nicht umsonst haben. Zehn Procent, auch fünfzehn oder noch mehr, wenn's sein muß."

„Glaubst Du, ich bin ein Jude?" fragte der Teufel empört. „Ich treibe nicht Wucher, ich will Deine Seele."

„Das versteht sich," meint der Amtmann, „die gehört Dein, aber im Leib lassen mußt Du mir sie noch eine

Weile, der hängt so arg an ihr, daß er ohne sie gar nicht leben kann."

„Ein Jahr," sagt der Teufel.

„Ist wenig," sagt der Amtmann, „aber wenn Du mich das ganze Jahr gut bedienst —"

„Schaff' an, was Du willst. Ich bleibe als Jägerbursche bei Dir und will Dir alle Wünsche erfüllen."

„Topp — abgemacht! Handschlag d'rauf!"

„Ah was, Handschlag! Ich will es schriftlich." Der Teufel zieht etwas Pergamentenes hervor, es ist aber nur die Haut eines alten Betbruders; rupft sich irgendwo eine Feder vom Leib, taucht sie in einen aus der Haut gezwickten Blutstropfen des Amtmannes und schreibt in reinstem Kanzleistil den Contract.

Hierauf hat der Teufel dem Amtmann einen Sack voll Thaler gegeben.

„Wie werd' ich das Ding weiter bringen?" sagt der Amtmann und ist vergeblich bemüht, den schweren Sack auf die Achsel zu heben. „Hast Du kein Papiergeld?"

„Nein," sagt der Teufel, „das ist dem Teufel zu schlecht."

Der Amtmann hat hernach den Grafen gespielt und der Teufel ist als Lakai mit dem Sack hintendrein gegangen.

Als sie eine Zeitlang lustig so hingelebt haben in den Wirths- und Spielhäusern, auf den Almhütten und in Klosterkellern, fällt es dem Amtmann ein, daß er schon lange nicht mehr daheim bei seinem Weib gewesen ist, sie kunnt doch auf einmal kommen und ihm einen Tanz machen.

„Lakai," sagt er zum Teufel, „thu' mir den Gefallen und besuche mir mein liebes Weib, das gute Herz wird sich kränken meinetweg. Kannst Dich bei ihr auch für

mich ausgeben und ihr eine Unterhaltung machen. Im Hirschen-Wirthshaus erwarte ich Dich wieder."

Der Teufel denkt an nichts Arges und geht. Als er nach einer Weile wieder zurückkommt, da sieht er freilich sonderbar aus: über und über zerkratzt im Gesicht und blaue Flecken und ein geschwollenes Auge.

„Oho!" ruft der Amtmann überlaut — bei sich selber lacht er aber — „was ist denn Dir passirt?"

„Ich dank' der Frage," antwortet der Teufel, „ein andermal, wenn Du wieder etwas auszurichten hast bei Deinem lieben Weib, geh' selber. Ich bin von meiner Großmutter her kleine häusliche Verdrießlichkeiten gewohnt, aber Deine Frau macht's munterer!"

„Ich will Dich mit derlei nicht mehr belästigen," sagt der Amtmann, „aber daß Du siehst, daß ich Dich auch zu etwas Gescheitem brauchen will, so sei so gut und gehe mir hinüber ins Hall. Dort haben die Bauern eine kleine Grenzstreitigkeit. Du nimmst meine Gestalt an und ich bin überzeugt, daß Deine Klugheit alles aufs Beste vergleichen wird."

Dess' fühlt sich der Teufel arg geschmeichelt und er geht als Amtmann ins Hall hinüber. Da ist der Teufel los. Wie die Bauern den Amtmann sehen, schreien sie: „Da ist er, der Racker, der an Allem Schuld ist. Wer hat auf seinem Wisch die Grenze falsch gezeichnet? Wer hat für die streitige Wiese Jedem von uns Steuer und Abgab' aufgemessen, daß Jeder vermeint, die Wiese thät ihm gehören? Wer hat uns gegeneinander gehetzt, daß er uns im Proceß das Geld herausmelken kann? Der Herr Amtmann! Er geht auf gute Bezahlung; wir wollen ihm's gut bezahlen!"

Alsdann haben sie den Teufel tüchtig durchgeprügelt.

Höchst niedergeschlagen kehrt er zum Amtmann zurück und sagt: „Wie ich erfahren habe, stehst Du im hohen Ansehen bei Deinen Bauern. Sie schicken Dir durch mich eine Spendasche. Hier —" er hebt schon seinen Arm.

„Bitte," sagt der Amtmann, „ich nehme von den Unterthanen principiell nichts! Es soll Dein Botenlohn sein."

„Die verrenkten Beine und die Löcher im Kopf. Bezieht bei Euch jeder Amtmann solche Sporteln?" fragt der Teufel.

„Durchaus nicht," antwortet der Amtmann, „man pflegt sonst blos Butter und fette Enten zu bekommen. Diesmal sind sie halt besonders gut aufgelegt gewesen. Doch an Deiner Stelle möchte ich die Gratification nicht gleich so einstecken."

„Was kannst machen?" entgegnet der Teufel.

„Gehe morgen auf Admont ins Kloster —"

„Ich? Hörst Du, Freund, so weit bin ich noch nicht!"

„Du verstehst mich nicht. Ich meine, Du sollst die Haller Bauern, die Dich geschlagen haben, beim Klostergericht verklagen, sie müssen Kirchenstrafe kriegen, drei Fasttage in der Woche, bei Wasser und Brot. Was meinst?"

Richtig, der Teufel geht ins Admonter Kloster. Der Amtmann treibt sich auf grünen Auen um und ist guter Dinge. Er fühlt sich einestheils so froh allein, andererseits drückt ihn lange Weile und er ruft nach der Gesellschaft des Teufels. Dieser kommt endlich vom Kloster zurück; und wie kommt er zurück? Todtenblaß, schreckbar abgemagert, kaum daß er sich auf den Beinen halten kann.

„Du erschreckst mich," sagt der Amtmann.

Der Teufel will in Wuth ausbrechen, ist aber zu schwach dazu. Halb ohnmächtig sinkt er auf einen Holzstock,

schnellt jedoch fürchterlich wieder empor. In den Holzstock war von einem Holzhauer mit der Axt ein Kreuz eingehauen. Aechzend läßt sich der Teufel auf den nächsten Stein nieder wischt sich mit einem Schierlingsblatt den Schweiß vom Gesicht und sagt: „Nun sehe ich's wohl, Niederträchtiger, Du willst mich zugrund richten, damit Du mir den Contract nicht zu halten braucheft. Zuerst zum Weib, nachher zu den Bauern und jetzt zu den Pfaffen. Das hält kein Teufel aus."

„Ich bitte Dich, Kamerad," sagt der Amtmann, „foltere mich nicht. Was ist Dir widerfahren?"

„Wirst es bald hören," versetzt der Teufel. „Ganz, wie Du mir's gerathen hast; ich gehe ins Kloster und beschwere mich wegen der Bauern. Das sind Tölpel! sagen sie und begucken meine Wunden am Kopf, an den Armen, am ganzen Leib. Und auf einmal, wie so ein Bekutteter das Bein untersucht, schreit er: Fraters, was ist das? Das ist keines Amtmanns Fuß, das ist ein Pferdefuß! — Jetzt geht die Metten los. Der Eine kommt mit dem Beschwörungsbüchel, der Andere mit dem Rauchfaß, der Dritte mit dem Weihwasser — da haben sie mich so zugerichtet. Wie ich wieder zu mir selber komme, liege ich auf einem Kehrichthaufen, unter Strohfetzen und Scherben. Ich wäre dort umgekommen, da fährt ein Fleischerwagen vorbei, den flehe ich an, er soll mich mitnehmen. Meinetwegen, sagt der Fleischer, meine Schwarten haben ohnehin die gesetzliche Wag' nicht, setz' Dich d'rauf. — Und so bin ich da. Wie ich von meiner schwarzen Haut die weißen Flecken und Punkte vom Weihwasser herausbringen soll, daß weiß der Teufel — nu halt auch nicht. So ein dreimal gebenedeites Kloster, ein himmlisches!"

„Fluch' nicht, Teufel!" sagt der Amtmann.

„Aber jetzt!“ der Teufel erhebt sich hoch und wild und ist wieder ganz Teufel, „jetzt wollen wir einmal aus einem anderen Loch pfeifen, mein lieber Amtmann. Noch ein Kurzes und Deine Zeit ist aus. Nicht wahr, wie beim Luderleben die Zeit vergeht?“

„Du thust mir Unrecht, Bruder, wenn Du mir die Schuld an Deinem Mißgeschick zulegst,“ sagt der Amtmann, „Du hast halt einmal gesehen, daß Du nicht allein Deine Höll' hast, daß auch bei uns auf der Welt nicht alles gut ist. Ich sage Dir, auch ich habe genug an dieser Welt und ich will gern mit Dir gehen. Wir haben uns bisher wohl miteinander vertragen, und es soll auch zukünftig zwischen uns keine Feindschaft sein. Nur eine Lieb' verlang ich von Dir; ich bin so viel wehleidig und mag mir von einem Anderen Leib und Seel' nicht auseinanderreißen lassen. Schau, die Todesart will ich mir selber wählen, umbringen will ich mich nach eigenem Geschmack.“

„Ganz nach Belieben,“ sagt der Teufel.

Sie kommen in die Johnsbacher Schlucht. Dort stehen zwei Felsensäulen nebeneinander. Sagt der Amtmann: „Die sollen mein Galgen sein, denn ich will mich hängen.“

„Kein schlechtes Fürnehmen,“ sagt der Teufel; „aber es fehlt das Querholz, wie willst denn das machen?“

„Ich werde mir eins suchen. Ist es Dir gleich, was für eins ich nehme?“

„Das ist mir ganz gleich. Holz ist Holz.“ So meint der Teufel.

Der Amtmann streicht im Wald um und streicht im Wald um. Er solle machen, es wäre die Zeit aus, drängt der Teufel.

„Ach Gott," sagt der Amtmann, „die Ewigkeit wird noch lang' genug sein, für Dich und für mich. Möchte mich wunder nehmen, wenn Ihr in der Hölle so schöne Waldungen hättet, wie die Admonter hier oben."

Umsonst. Wenn dem Teufel einmal nach einer armen Seele gelüstet, da hilft kein Wald und kein Reden. Er zieht den Contract hervor und besteht auf seinem Recht.

Worthalten! Das ist selber der Teufel gewohnt. Thut's aber nur, damit sein Geschäftshaus nicht in Mißcredit kommt.

Der Amtmann bricht vom nächsten Apfelbaum einen schlanken jungen Zweig. Mit diesem geht er zu den zwei nebeneinanderstehenden Felsensäulen und legt ihn darüber wie einen Querbalken. Alsdann legt er sich den Strick um den Hals, steigt hinauf, knüpft ihn an den Zweig und springt ab. Der Apfelbaumzweig biegt sich und der Amtmann steht unversehrt auf dem Boden.

„Was soll das heißen?" fragt der Teufel streng.

„Ich kann nichts dafür, daß sich das Querholz gebogen hat," macht der Amtmann im weinerlichen Tone.

„Es ist ein weicher Laubholzzweig," schreit der Teufel, „das gilt nicht!"

„Holz ist Holz," sagt der Amtmann.

Da sieht der Höllenfürst: er hat verspielt.

In diesem Augenblick ist ein fürchterliches Krachen, als thäte der Reichenstein auseinanderspringen. Alsdann ist der Teufel verschwunden, aus einer Spalte steigt gelber stinkender Nebel. Und der Amtmann? der steht noch da, frisch und gesund. Seitdem heißt es: Der Amtmann ist dem Teufel zu klug.

## Die Streitwiese.

Es sind schon wunderliche Sachen geschehen auf der Welt. Daß zwei Brüder sich um die Erbschaft streiten, ist lange nicht die wunderlichste. Ich weiß aber einen solchen Streit, der sehr seltsam geführt und seltsam entschieden worden ist.

In der Mariazeller Gegend ist eine Wiese. Sie ist etwa zwei Joch groß und liegt im Thale; über die Mitte hin hat sie einen Rücken oder Riegel, so daß man von einem Seitenrande der Wiese nicht auf den anderen hinübersehen kann.

Von der Milch, welche das Futter dieser Wiese erzeugt, waren die beiden Knäblein geatzt worden; von der Butter, die aus ihrem fetten Grase entstanden, waren die beiden Jungen ernährt worden. Endlich hatten sie auch das Fleisch der Kuh gegessen, die sich auf der Wiese angemästet hatte — da waren sie stark genug zum Streiten.

Beim Sterben ihres Vaters waren die beiden Söhne an seinem Bett gestanden. Als der letzte Wille gemacht und die übrigen Habseligkeiten gleichmäßig vertheilt waren, fragten die beiden Brüder gleichzeitig: „Und die Wiese?"

„Die Wiese?" hauchte der Sterbende, „die gehört Dein." Darauf war er verschieden.

Nun behauptete von den beiden Brüdern aber jeder, er sei gemeint, ihm habe der Vater die Wiese vermacht. Sonach entspann sich der Streit. So oft der Hinz auf die Wiese ging, um zu mähen, lief der Kunz hinzu und schlug ihm die Sense entzwei. So oft der Kunz sein Vieh auf die Wiese trieb, kam alsbald der Hinz und pfändete es. Hätte der Hinz einmal Dünger auf das Grundstück geführt, so

würde ihn der Kunz kaum daran gehindert haben. Aber das that Keiner, und so hub die Wiese an zu verwildern.

Endlich sahen sie es ein, das könne nicht immer so fortgehen, und weil wieder das Futter hoch in Halmen stand, wenn auch in zähen und sauren, und wieder Jeder nach seiner Art heimsen wollte, und Einer den Anderen daran hinderte, so suchten sie den Richter. Der saß zu Mariazell im Markt nicht weit von unserer lieben Frau und hatte also gute Gedanken. Des Richters Meinung war so: Wenn der Vater gesagt hätte, die Wiese gehört Dein, so hätte er offenbar gemeint, dem gehöre sie, welcher der Tüchtigere wäre. Jedem so viel, was er versorgen, bearbeiten und bezwingen könne. Wie die Sache liege, sei nur ein Mittel, dem Willen des Vaters möglichst nahe zu kommen. Die beiden Brüder sollten die Wiese mähen. Zu gleicher Zeit sollten sie anfangen, der Eine rechts, der Andere links, und wo sie sich träfen, dort sollte die Grenze sein.

Das hat ihnen eingeleuchtet. Aber in der Nacht vor dem Mähduell schleicht der Hinz in Kunzens Geräthkammer, durchsägt zur Hälfte den Sensenstiel des Bruders; geht dann auf dessen Wiesenseite, legt Steine in das Gras und bereitet allerlei Hindernisse.

Der Kunz hatte eine hübsche, dralle Magd. Diese frägt er am Abend, ob sie morgen Rasttag haben wolle? Die Magd ruft mit großer Heftigkeit: Nein! Denn sie hat Fasttag verstanden, und so einer ist nicht ihre Sache. Ah, Rasttag, das ist was Anderes. Solle sich einmal ausrasten auf der Wiese, drüben hinter dem Riegel, wo die Sonne warm scheint. — Gut ist's, dazu läßt man sich nicht lange bitten.

Als die Frühglocke läutet, gehen die Brüder — Jeder an seiner Seite — flink aus zur Mahd. Und Jeder ist über-

zeugt, bis die Sonne untergeht, ist die Wiese mehr als zu zwei Dritttheilen sein Eigenthum. Der Hinz ist der besonders Starke und in Erwägung der Hindernisse, die hinter dem Riegel sein Bruder zu überwinden hat, geht er wohlgemuth ans Tagwerk. Glatt und fein fährt seine scharfe Sense in das thaufrische Gras, das legt sich leicht wie durch Zauberschläge in hohen Mahden. Nach zwei Stunden hat er fast ein halbes Joch hinter sich. Die Sonne steigt höher, es wird heiß, und da denkt der Hinz, er kann sich doch Zeit lassen, der Kunz hinter dem Riegel wird ja noch kaum die Sense angeschaftet haben. Wenn auch nicht mehr so scharf, aber tapfer läßt er's immer noch vorwärts gehen. Plötzlich findet er im Grase eine Art von Nest; ein sehr großes Nest. Mitten im Futter, so daß sich die Halme und Kräuter sachte darüber hinneigen, liegt ein bildhübsches Dirndl. Die prallen Arme als Kopfkissen, so schlummert sie; die goldenen Haare wallen lose ins Gehalme hin. Dem Hinz sinkt der Sensenstiel aus der Hand. Der muß man einen Schatten machen, denkt er, wäre doch jammerschade um das Gesicht von Milch und Blut, wenn es die Sonne thät' bräunen.

Das Dirndl wird wach, reibt sich die Augen aus — was sie schwarz sind, diese Augen! Wie sie Einen angucken können, diese Augen! Alsdann macht sie den Mund ein wenig auf, nur ein klein wenig, so daß man zwischen den rothen Pölsterlein die weißen Zähne kann schimmern sehen. Sie heben miteinander eine kleine Unterhaltung an.

„Dirndl," sagt der Hinz, „Du bist in mein Bett gerathen."

„So," sagt sie, „seit wann wird denn in Deinem Bett Gras gemäht?"

„Was auf meiner Wiese wachst, das gehört mein," sagt er.

„Guten Appetit!“ sagt sie, „friß Dich satt am Gras!“

„Aber das Blümel, wenn ich eins finde, das pflück' ich und steck' es auf den Hut.“

„Auf dem Hut siehst es nicht, Narr, auf die Nase sollst Dir's stecken.“

„Ist kein schlechter Rath,“ sagt er und setzt sich zum Dirndl ins Gras.

Sie müssen hübsch lang bei einander gesessen sein; vielleicht gar sind sie um die heiße Mittagszeit ein wenig eingeduselt.

Auf einmal klingt neben ihnen die Sense. Der Hinz springt auf. Der Bruder Kunz ist da. Seine ganze Seite abgemäht, über den Riegel her liegen Reih' an Reih' die hohen Mahden.

„Gut-Morgen, Bruder!“ sagt der Hinz und wetzt sich die Augen.

„Bei mir ist Gut-Nachmittag,“ antwortet der Kunz.

„Dir hat wer geholfen!“ schreit der Hinz.

„Hast recht,“ sagt der Kunz, „der Teufel hat mir geholfen, oder sein Vetter.“

„Sein Bruder wird's gewesen sein,“ blinzelt der Hinz.

„Keine Beleidigung!“ ruft der Kunz. „Aber er hat nichts ausgerichtet. Wie der Sensenstiel ist gebrochen, hab' ich ihn kurzweg wieder angeschaftet; der Mensch muß sein Zeug mithaben, wenn er ins Tagwerk geht. Die Steine im Gras haben zwar ein paarmal saggrisch Funken gespritzt, aber wenn der gute Willen da ist, haut auch eine schartige Sense Gras um. Du hast Dir's besser gehen lassen, wie ich sehe!“

Nun sind dem Hinz freilich die Augen aufgegangen. Des Bruders Dienstmagd hat ihn aufgehalten mit ihrem

Plaudern. Hat's eingesehen, wie täppisch er in die Falle gesprungen ist. So klug war er aber, daß er sich gedacht hat: Das Beste ist, ich bin still, sonst werde ich noch ausgelacht. Und das Ausgelachtwerden fürchten manche Leute mehr als den Richter. Ist auch schlimmer.

Auf der Streitwiese der beiden Brüder geht heute die Grenze genau über die Stelle, wo das Nest gewesen ist. Auf dem Fleck wächst alljährlich ein besonders gutes Schöpfel Gras. Von rechtswegen wäre auch das strittig, aber der Kunz macht mit der Hand einen Deuter: „Gehört sein!"

## Der Zeuge.

„Grüß' Dich, Barthel," sagte der Nachbar, der einäugige Michel, „gefreut mich, daß ich Dich einmal sehe. Weißt, ich brauch' jetzt mein Geld."

„Hast recht," antwortete der Barthel, „wird kein Mensch was dawider haben."

„Aber haben muß ich's erst und will ich Dich bitten, wann Du mir's kunntest zurückgeben."

„Ich?" fragte der Barthel.

„Die funfzig Gulden, die ich Dir im vorigen Sommer geliehen hab'."

Der Barthel that anfangs sprachlos vor Staunen. „Ah, da muß ich bitten!" begehrte er auf, „Du willst mir funfzig Gulden Geld geliehen haben? Das wär' mir auch was Neues."

„Wirst es doch nicht leugnen wollen?" sagte der Michel. „In der Peter- und Pauli-Nacht. Wirst Dich erinnern. Auf dem Waldsteg sind wir gestanden. Sagst Du: Ich getrau' mich heut' gar nicht heim. — Sag' ich: Das wär'! Und warum denn nicht? — Sagst Du: Beim Hahnenwirth hab'

ich mein Geld verspielt, und morgen soll ich Kälber kaufen und mein Weib will auf die Hochzeit gehen, weil der Franzbauer heiratet! — Sag' ich: So, der Franzbauer heiratet! Was für Eine denn? — Teufel! sagst Du, wann mir heut' Einer hundert Gulden leihen thät'! — Komm gut heim, sag' ich, behüt Dich Gott! Da hast Du mich schon am Arm. Oder wenigstens funfzig! sagst, in vier Wochen, wann ich meine Ochsen verkauf', hast sie wieder. Auf das hab' ich Dir die Gutthat erwiesen. Hast aber Dein Wort nicht gehalten. Desweg keine Feindschaft, aber jetzt kann ich nicht länger mehr warten."

„Auf wen willst denn warten?" fragte der Barthel. „Du mußt Dich verkannt haben. In der Nacht ist's gewesen, sagst? Da hat Dich ein Anderer angebohrt, ich weiß nichts davon."

„Also leugnen thust es!" sprach der Michel in gleichmüthig singendem Tone. „'s ist mondhell gewesen, mein Lieber! Und glaubst, ich schau' Einen nicht gut an, dem ich Geld leihe? Seinen Schuldner, mußt wissen, den kennt auch ein Einäugiger!" Der Barthel zuckte die Achseln, was allemal das beste Mittel ist, wenn man nichts zu sagen weiß Aber der Nachbar Michel war damit nicht zufrieden, sondern sagte: „Gottlob, daß ich einen Zeugen hab'. Aber das hätt' ich mir nimmer gedacht, daß man bei Dir einen Zeugen sollt' brauchen. Hab' Dich für einen redlichen Mann gehalten. Hab' mich geirrt!"

„Ich muß bitten!" begehrte der Barthel auf, „das Wort nimmst zurück! Gleich nimmst es zurück, ich geh' Dich verklagen! Und den Zeugen sagst mir auf der Stell'!"

„Wir kommen ja beim Gericht zusammen," sagte der Michel, „dort werde ich meinen Zeugen schon fürbringen."

„Wie's beliebt," antwortete der Barthel, und das ist eine sehr gute Antwort, weil sie glauben macht, der Mann sei seiner Sache gewiß. Jeder Schurke antwortet: „Wie's beliebt," wenn man ihm mit dem Gerichte droht. Vom Barthel wissen wir aber noch gar nicht, was er ist; das Gesetz sagt: ein ehrlicher Mann! so lange nicht das Gegentheil bewiesen ist. Aber der Michel hat ja einen Zeugen.

Sie kommen also wirklich zu Gericht. Der Barthel hat den Michel verklagt! Das war das Schönste. Jetzt soll der Michel beweisen, daß der Barthel ein unredlicher Mann ist.

„Natürlich," sagt der Michel, „er will mir ja abstreiten, daß ich ihm im vorigen Sommer in der Peter- und Pauli-Nacht auf dem Waldsteg funfzig Gulden geliehen hab'. Ich kann ein Jurament darauf ablegen, daß ich ihm das Geld gegeben hab'."

„Geh, geh, Großmaul!" versetzt der Barthel, „was brauchst ein Jurament! Du sagst ja, Du hast einen Zeugen!"

„Den hab' ich auch."

„Her damit!"

„Er wird Dich noch früh genug überweisen," sagt der Michel.

„Da bin ich schon begierig! Ich bin in derselbigen Nacht gar nicht über den Waldsteg gegangen, bin zu Frauenberg gewesen auf der Wallfahrt, bin nicht gewohnt, bei der Nacht im Wald umzustreichen, wie ein Diebskerl!"

„Du glaubst, weil's im Wald finster ist," sagte darauf der Nachbar Michel, „und weil zur selben Stund etwan Niemand des Weges gegangen ist, als Du und ich allein, so weiß ich nichts gegen Dich aufzubringen? Mein Zeuge ist aber doch im Walde gewesen, hat uns Beiden ins Gesicht geschaut, wie ich Dir den Funfziger hab' auf die Hand ge-

legt, und er hat gute Augen. Du kennst ihn recht gut, er steigt Dir zum Fenster aus und ein und mag allerlei Schelmenstückeln von Dir wissen."

Wurde der Barthel ein wenig kleinlaut. Wird's doch der Pechbrenner nicht sein! dachte er, na, und wenn er's ist, dem schenk' ich ein Schäffel Korn, der sagt nichts. Und hat er schon was gesagt, so nimmt er's zurück, 's hat ihm geträumt, er hat einen Rausch gehabt, was Dummheiten! „Also Herr mit dem Zeugen, Nachbar!"

„Wenn wir ein paar Stündeln auf ihn warten, er kommt heut'," sagte der Michel, „kannst Dich von ihm heimführen lassen, wie's wohl öfters schon geschehen ist. Er ist schon voll, 'leicht wirst Du's auch. Geht ja immer nur Nachts um; beim Tag sieht ihn kein Mensch. Oder hat er Dir nicht geleuchtet dabei, wie Du in Hansjörgel's Garten Aepfel 'beutelt hast?"

„Ueber den Pechbrenner laß ich nichts Schlechtes sagen!" fuhr der Barthel hitzig auf.

„Wer redet denn vom Pechbrenner?" rief der Michel.

Nun legte sich der Richter d'rein. „Was soll das Herumfuchteln!" schnauzte er den Michel an, „wenn Ihr einen Zeugen habt, so macht ihn namhaft!"

„Das will ich auch!" rief der Michel, „so wahr Gott im Himmel lebt, der Mond hat es gesehen, wie ich ihm auf dem Weg das Geld hab' gegeben."

Als der Richter auf diese Wendung stumm dreinschaute, lispelte der Barthel: „Nau, was sagt der Herr Richter dazu? Und auf das will mir der Kerl den Proceß machen? Ich brauche wohl kein Wort mehr zu sagen, er ist ein Verleumder und will mich unschuldigen Mann ins Unglück stürzen!"

Ein wahrer Heiligenschein lag um das Haupt des Barthel, als er nun so dastand. Der Michel wurde verurtheilt.

Auf zwei Wochen lang in die Zelle. Er kauerte da und sann nach, was ihm auf der Welt schon alles widerfahren war. Ein Pferd hatte ihm das Auge ausgeschlagen, das Haus war ihm niedergebrannt, drei liebe Kinder waren ihm rasch nacheinander gestorben an einer Seuche. Es war nichts, gar nichts gegen dieses Unglück. Unglück leiden ist nichts Neues auf der Welt. Aber unschuldig verurtheilt werden! Unrecht finden dort, wo das Recht ist und wo Jedermann sein Recht sucht und finden soll! — Freilich hatte er keinen Zeugen gehabt, als den Mond. „Mond!" rief er, als dieser ihm durch das vergitterte Fenster herein wie höhnisch auf dem Fußboden ein weißes Sacktüchlein vorzeichnete zum Augentrocknen, „Mond, warum hast du mich im Stich gelassen? Hättest du nicht können einmal ausnahmsweise ein paar Stunden früher ins Firmament aufsteigen und zum Fenster in die Gerichtsstube hineinschreien: Ja, ich hab's gesehen und der Barthel ist ein Lump! — Das thät' sich nicht schicken, meinst, und das wär' wider die Natur! — Und das ist nicht wider die Natur, wenn der Unschuldige bestraft wird und der Schurk' geht frei aus? He! — Hörst du, ich appellir' ans jüngste Gericht. Du hast es gesehen, wie ich ihm das Geld hab' gegeben auf dem Waldsteg, und du mußt es bezeugen! Denn ich will nicht im Himmel sein, wenn meine Unschuld nicht ans Licht kommt!"

Während der Michel in völliger Verzweiflung so hin phantasirte, saß der Barthel im Wirthshaus, gönnte sich ein gutes Glas Wein ob des gewonnenen Processes und machte es laut, wie glänzend er über diesen Haderlumpen, den

Michel, gesiegt habe. Auf dem Heimwege ging's ein wenig taumelig, aber es schien der Mond und der Barthel stolperte ein paarmal über seinen eigenen Schatten. „Du — du kannst noch eingesperrt werden," stotterte er die Mondscheibe an, die still am Himmel stand, „vor Gericht Zeugenaussag' leisten sollen, und nicht erscheinen!"

Als er zum Waldsteg kommt, der nahe an einer lichten Felswand über einen Abgrund führt, hat der Steg heute zwei Handhaben. Brav das! es war ohnehin schon unsicher, d'rüber zu gehen. Mitten auf dem Stege bleibt der Barthel stehen — da ist der Platz! genau da! Den Mond mit höhnischem Blick betrachtend, will er sich an das eine schwarze Geländer lehnen, da stürzt er an der Felswand rücklings in den Abgrund . . . .

Das Geländer, an das er sich lehnen wollte, war ein Schatten vom gegenüberstehenden Geländer — der Mondschatten an der Felswand.

Mit zerbrochenen Beinen wimmerte der Barthel in der Schlucht, bis er am Morgen halb todt gefunden wurde. Das Erste, nach welchem der Sterbende verlangte: den Nachbar Michel und den Richter.

„O mein lieber Nachbar!" wimmerte er, „o, Herr Richter! Der Zeuge ist da gewesen. Der Mond hat Zeugenschaft abgelegt. Handgreiflich oder eigentlich nicht handgreiflich, weil die Handhabe nur ein Schatten war. Ja, ja, er hat alles gesehen. Auf diesem Steg sind wir gestanden, wie mir der Michel die funfzig Gulden auf die Hand gegeben hat. Ich bin ihm sie noch schuldig."

Der Michel nahm das Geld mit Freuden in seine Tasche, aber noch zu größerem Troste war ihm der Beweis, daß auch der Mond am Himmel Sinn für Recht und Gerechtigkeit hat.

# Sieben Jahre vor dem Höllenthor.

Im Mürzthale, etwa drei Büchsenschußlängen hinter dem Bade Steinerhof, gegen Aflenz hin, steht der Steindruller-Hof. Der Besitzer desselben, der Steindruller-Josel, ist heute vierundneunzig Jahre alt. Alle zwanzig Jahre einmal, wenn ein neues Geschlecht von Enkeln oder Urenkeln, oder Ururenkeln aus seinem Stamme wächst, versammelt er sie unter der Linde, die auf dem Hausanger steht und erzählt ihnen eine Geschichte. Das, was der Josel weiß, weiß Keiner im ganzen Mürzthal, und es giebt doch Leute dort, die sehr viel wissen. Ich glaub's, der Josel ist in seiner Jugend einmal sieben Jahre lang in der Unterwelt vor dem Höllenthor gestanden. Er hat heute noch davon die fuchsrothen Haare, angesengt vom höllischen Feuer, und sie wollen nicht weiß werden.

Ein Urenkel des Josel — er ist heute Kohlfrachter in einem Eisenwerke bei Mürzzuschlag — hat die Geschichte aufgeschrieben und meint, wenn auf der Welt schon so viel Lug und Fabel gedruckt würde, so solle doch auch einmal die gründliche Wahrheit aufs Papier. Demnach muß das in dieses Buch.

„Mein Urgroßvater, das muß Einer gewest sein! Mit zehn oder zwölf Jahren ein Wildling, daß kein Mensch mit ihm was ausgerichtet hat. Der ist recht zum Vieh, hat sein Vater gesagt und hat ihn auf die Almen des Hochschwab hineingegeben zum Rindvieh, dort mag er treiben, was er will. Zwei Sommer lang ist der Josel auf der Pfarreralm gewesen, hinter dem grünen See, wo man übers Gebirg ins Eisenerz hinübergeht. Und wie hat er's getrieben! Auf den Ochsen ist er geritten und hat ihnen die Hörnerspitzen

abgeschnitten; das thut aber nicht weh', und desweg ist's auf die Länge nicht lustig. Die Kühe scheucht er mit Peitschenhieben vom Brunnen, wenn sie gerade im besten Trinken sind, dann klammert er sich einer an und läßt sich eine Strecke mitzerren über das glatte Bürstlinggras. Der Kalbe bindet er das graue Kätzlein der Schwaigerin an den Schweif; das eine Thier zappelt, kratzt und miaut zum Erbarmen, das andere weiß sich vor Entsetzen nicht zu helfen und saust in das Dickicht hinein, um sich das fürchterliche Wesen vom Leib zu streifen. Wo er ein Vogelnest findet, da treibt er's noch ärger; einer Schwalbe hat er einmal die Beine zusammengebunden, selbige mit Werg umwickelt und mit Fichtenharz bepicht, daß sie wie ein Klumpen sind gewesen. Dann hat er den Vogel fliegen lassen und der muß immer fliegen, denn stehen kann er nicht und wo er aufhockt, da bleibt er kleben. Mit Käfern und Ameisen treibt der Junge auch arge Ergötzlichkeiten. Einmal — am Pfingstsonntag ist's — geht über die grüne Alm her ein schwarzer Widder; der hat seidenweiche Wolle. Der Josel fangt ihn ab und reitet auf. Dieses Rößlein will aber nicht traben. Jetzt nimmt der Junge einen glosenden Zündschwamm und steckt ihn dem Widder ins Ohr. Das thut's; jetzt hebt das Thier an, mit dem Kopfe hin und her zu schlagen, mit den Zähnen zu scharren, zu pfauchen und zu pfustern und endlich raset es mit dem Josel, der auf seinem Rücken sitzt, davon. Der Josel muß sich fest an die Hörner halten, das saust dahin, wie ein Sturmwind. In den finsteren Struppwald geht's hinein, daß dem Josel Gesicht und Beine zerkratzt werden. Ueber Schutthalden fährt's hinüber, daß dem Josel heißer Sand mit Funken in die Augen springt. Ueber das Gewände des Halmstein braust's hinan und oben über die Höhen, über Gestein und Eis

dahin gegen die grausen Abgründe des Hochschwab. Dem Josel wird angst und bang, aber er kann nichts denken als: festhalten, festhalten, sonst bist hin! Wie es an den wilden Hängen quer niederwärts geht, ist's, als berühre der Widder mit seinen Füßen keinen Boden mehr, als fliege er in den Lüften. In die Felsenschlucht der Dullwitz saust er nieder und hinein in einen gähnenden Schlund des Gebirges. Der Josel hat sich fest an das Thier geschmiegt, aber die weiche Wolle ist zu stechenden Borsten geworden und die Augen des Widders funkeln in grünem Schein.

Viele Tage lang, meint der Urgroßvater, wäre er in der Nacht des Gebirges vom Widder dahingetragen worden; wenn er die Schrecken erzählen will, die er auf diesem Wege gesehen und erfahren hat, da kann er nicht weiter, es versagt ihm der Athem, die Hände faltet er über der Brust und sagt: „Kinder! fleißig beten, daß Euch der lieb' Herrgott nit verlaßt!"

Endlich stehen sie vor einem hohen, rothglühenden Thor, da verschwindet dem Josel unter den Beinen der Widder wie Nebel und er lehnt, starr vor Schreck wie ein Eiszapfen, im dampfenden Gestein. Aber der Eiszapfen zergeht nicht und trotz der verzehrenden Gluth ist ein Frostschauer in dem Josel, daß ihm die Zähne klappern. Den finsteren Weg heran, den er gekommen, schleichen Wanderer, da öffnet sich das Thor und der Josel sieht mit einem Blick, was drinnen ist — die Hölle. Er bleibt stehen vor dem Thor, weil er — wie die Stimme eines Unsichtbaren ihm zuruft — auf Erden noch nicht bei voller Vernunft wäre gewesen.

Und so ist er jetzt vor dem Höllenthor stehen geblieben und immer stehen und hat die Wanderer angestarrt, die zu Fuß und zu Wagen und zu Roß und zu Esel herangezogen

und in den Pfuhl der Hölle gefahren sind. Ein Weib kommt sogar auf den Knien dahergerutscht, wie Betschwestern zu Mariazell um den Altar rutschen, und als der Josel diesem Weibe näher ins Gesicht schaut, erkennt er die fromme Tonatbäurin von Kathrein an der Laming. Wohl mit Staunen fragt er sie, wieso das käme, daß sie in die Hölle fahre, sie habe ja immer so fleißig gebetet und sei oft ganze Tage lang in der Kirche gekniet.

„O freilich wohl, mein Kind, bin ich oft ganze Tage lang in der Kirche gekniet," antwortet die Tonatbäurin, „und hab dieweilen daheim im Stall meine Gaisen und Schweine hungern lassen. Desweg habe ich herab müssen."

Bald nach diesem Weibe kommt ein anderer Bekannter des Josel. Der Absteckberger von Paßlug ist's. Der Knabe, schier froh über die guten Bekannten, die er an diesem unheimlichen Orte trifft, spricht auch diesen an: „Es ist gewiß nicht Ernst, daß Ihr in die Höll' müßt".

„Oh, schreckbarer Ernst," sagt der Absteckberger, „der göttliche Richter ist bitter zornig gewesen, wie mein Schutzengel mich bei ihm vorgeführt hat."

„Aber Ihr seid doch ein Ehrenmann gewesen," ruft der Josel, „hab' es selber gehört, daß Ihr der armen Bachreiterin ihr steiniges Feld umgeackert habt mit Eueren zwei Ochsen."

„Ist so, ist so, und dabei die armen Vieher mit dem Haustiel gedroschen, daß die Schwarten haben gekracht. Desweg geht's ja her, desweg, daß ich da bin."

Und so ist im Laufe der Zeit Einer und der Andere gekommen aus der Heimatsgegend. Eines Tages der Fleischermeister von Bruck. Daß auch dieser da ist, darüber kann sich der Josel — mein Urgroßvater — nicht genug verwundern.

Der Fleischhauer ist der gutmüthigste Mensch gewesen und niemals hat man einen Kunden klagen gehört über zu schlechte Wage oder zu viele Knochen. Solch ein Fleischer, wenn doch einmal einer existirt, soll heilig gesprochen werden. Aber der von Bruck ist auf dem Weg in die Hölle.

„Ja, warum denn das?" fragt der Josel.

„Warum das?" sagt der Fleischhauer, denn das ist ja auch eine Pein in der Hölle, daß Jeder seine Schande gestehen muß, er mag wollen oder nicht. „Warum das, fragst? Hast Du nie einen meiner Kälberwägen gesehen? Wie die lebendigen Kälber gebunden übereinandergeworfen sind und die Köpfe hängen über den Wagenrand hinaus mit verglasten Augen . . . . Ich muß in eine der untersten Höllen hinab."

Nicht lange nach dem Fleischhauer kommt der lustige Fischer Veit von Sanct Ilgen, den sein Lebtag Niemand traurig oder verzagt oder zornig gesehen hat, auch in Noth und Elend nicht; ist ihm aber zeitweilig gar nicht gut ergangen mit seinem bösen Weib und seiner Stuben voll Kinder. Doch immer heiter und wohlgelaunt. Das macht das gute Gewissen, haben die Leute gesagt und er selber hat's auch gesagt. Jetzt aber, vor dem Höllenthor ist er gar nicht lustig und als der Josel fragt, was denn ihn herführe, antwortet er: „Weil es jetzt mir so geschehen muß, wie ich es den Fischen gemacht habe. Lebendig in der Schmalzpfanne gebraten, hat es geheißen, wären die Forellen am besten."

Nun geht meinem Urgroßvater ein Licht auf. Lauter Thierquäler! Und sie haben es nicht einmal aus böser Absicht gethan. Die Eine hat Ziegen und Schweine hungern lassen, weil sie beten muß. Der Andere hat die Zugochsen geschlagen, weil sie nicht ziehen wollten. Der Dritte hat die Kälber auf

den Wagen geworfen, weil sie sonst schwer weiter zu bringen gewesen wären. Der Vierte hat die Forellen im lebendigen Zustande gebacken, weil sie dann besser schmecken. Ein Anderer wieder muß in die Hölle, weil er im Winter den Kettenhund frieren hat lassen; aber wer denkt daran, daß auch Hunde frieren können? Ein Weiterer muß in die Hölle, weil er sein altes Pferd, das ihm zwölf Jahre lang treu gedient, nur mehr kümmerlich mit schlechtem Stroh füttert, bis sich endlich der Abdecker erbarmt; aber mein Gott, wem könnte einfallen, daß man auch den Thieren Dankbarkeit schuldig ist! Nun, wenn es diesen absichtlosen Quälern schon so schlimm ergeht, was hat ein Mensch verdient, der die Thiere aus Muthwillen und Bosheit peinigt? — Der Josel schlägt an seine Brust und hebt zu weinen an aus Reue.

Und wie die erste Thräne fällt, da schmilzt das Eis in seinem Herzen und die heißen Steine, auf welchen der arme Knab' so lang hat stehen müssen, werden gedämpft. Sein Schutzengel tritt nun zu ihm und sagt: „Jetzt komm', ich will Dich wieder hinausführen auf die sonnige Erde und auf Deine grüne Alm."

Auf dem Rückwege begegnet ihnen der Pfarrer von Sanct Lorenzen. Tiefbekümmert, eine Jammergestalt, wankt der sonst so muntere und wohlgepflegte Mann der Hölle zu.

„Hochwürden!" redet ihn der Josel an, „Ihr werdet Euch verirren, das ist nicht der rechte Weg zum Himmel."

„Ich weiß es," stöhnt der Pfarrer, „das ist der Weg zur Hölle.

Der Weg, vor dem ich immer gewarnt habe Erst am vorigen Sonntag habe ich eine Predigt gehalten, nicht allein über die Liebe zu den Menschen, sondern auch über die Liebe und das Mitleid, die man für unsere Mit-

geschöpfe, die Thiere haben müsse. Ich habe die Freuden und die Schmerzen geschildert, deren das Thier fähig ist, wie der Mensch. Ich habe vom Rechte gesprochen, welches das Thier hat an diesem Leben, so gut, wie der Mensch. Vieler Augen sind feucht geworden bei dieser Betrachtung, auch die meinen. Hochzufrieden über meine Weisheit und Frömmigkeit gehe ich nach dem Gottesdienst nach Hause, verzehre ein frischgeschlachtetes Huhn und ersticke an einem Knochen. — Ich fürchte, ich muß tief hinab."

Unterwegs — o freudenreicher Weg! — hat der Josel seinen Schutzengel gefragt, ob denn alle Welt nur wegen Thierquälerei in die Hölle käme? Er sei so lange an der Höllenpforte gestanden und habe keinen anderen Sünder hineingehen sehen.

„Das glaube ich wohl," sagte der Schutzengel, „Du bist eben an dem Thor gestanden, das nur für Thierquäler bestimmt ist. Das Thor für Menschenquäler ist anderswo, es ist weit größer und die dort eintreten — es ist ein ununterbrochener Zug seit Erschaffung der Welt — kannst Du in Ewigkeit nicht zählen."

Darauf wird der Josel völlig verzagt und kleinlaut thut er die Frage: „Aber Gott, was soll denn d'raus werden?"

„Die Thier- und Menschenquäler, ewig in der Hölle werden sie brennen," antwortet der Schutzengel.

Nun ist der Josel eine Weile still und tappt sich so in der Finsterniß hinter dem Engel her. Auf einmal faßt er den Engel an der Falte des Kleides und sagt: „Was ich mir jetzt denke, das laßt mir keine Ruh'. Lieber Schutzengel mein, verzeihe, daß ich noch eine einzige Frage thu'."

„So frage," sagte der.

„Wenn nach der Gerechtigkeit schon die Leute eine so fürchterliche Strafe müssen leiden, die ein Thier oder einen Menschen nur auf kurze Zeit quälen, was wird erst dem geschehen, der die Menschen, die er selber erschaffen hat mit ihren Fehlern, für alle Ewigkeit in der Hölle brennen laßt?"

Auf diese Frage ist der Engel nicht gefaßt gewesen, er sagt daher zu seinem Schützling: „Ich sehe es wohl, Du bist zu lange da unten in der Nähe des Teufels gewesen. Ich kann mit Dir keine Gemeinschaft mehr haben."

Drauf hat ihn der Engel allein gelassen.

Zum Glück ist der unterirdische Gang nahe zu Ende. Wohl mit Müh' und Noth hat sich mein Urgroßvater herausgearbeitet aus den Höhlungen und ist wieder im lieben Tageslicht gestanden.

Als er dahin geht über die grünen Almen, begegnen ihm fremde Leute, und als er bei der Schwaighütte der Pfarreralm zur Thür hineintreten will, stoßt sein Kopf an die obere Pfoste.

Und wie er die alte Schwaigerin Kathrin sucht, findet er ihrer statt die junge Hannerl, mit der er ehevor draußen im Thal oft tolle Possen hat getrieben. Sie ist aber gar groß und sauber geworden und wie sie sich jetzt vergleichen, stellt es sich heraus, daß der Josel sieben Jahre lang vor dem Höllenthor ist gestanden.

Er hat kein Thier mehr gequält, nicht absichtlich und nicht unabsichtlich; aber das hat er sich bei Zeiten angelegen sein lassen, daß er der Vater meines Großvaters geworden ist. Die Hannerl hat ihm geholfen, ein zufriedenes Leben führen. Die Schrecken vor dem Höllenthor hat er glücklich

überwunden; jetzt geht's — wie er sagt — schon bald an das Himmelsthor.

Und wenn er vor demselben etwa auch ein Weilchen sollt' stehen bleiben müssen, so verhofft er, mich und Dich, lieber Leser, und alle Mürzthaler in das Himmelreich eingehen zu sehen.

# Kinder.

## Der Erstgeborne.

„Hops, mein Bübel, hops! Und lustig sein, Micherl! Schau, der Oheim und die Base sind da. Zeig' einmal, was Du kannst! Händepatschen! So! Schau, der Oheim ist auch ein braves Bübel, der thut Dir nichts."

So plauderte die junge Mutter mit ihrem Knäblein. Und der „Oheim" und die „Base", ei ja freilich, die sind am Heimweg von der Schule auf Besuch gekommen zu der verheirateten Schwester, um ihr kleines Bübel wieder einmal zu sehen. Sie wären selbst so gerne noch manchmal kleine Kinder, aber in der Schule dürfen sie's nicht sein und daheim auch nicht; hier beim Bübel ist der „Oheim" und die „Base" so kindisch wie der Kleine, sie spielen mit seiner Puppe, mit seinem Kreisel noch überaus handgerecht, und die Leute lachen dazu.

Heute aber wird der kleine blondlockige Oheim und die kleine schwarzäugige Base in den Hintergrund gedrängt; mit grobem Gepolter schnaufen der Wurzelstecher Fabian und seine Dudel in die Stube.

„Gelobt sei's Christi!" sagt der alte Waldbär, „ein bissel rasten thaten wir gern, kreuzsaubere Brunbäuerin, mit Verlaub. Die Täg' sind lang und der Athem wird alleweil kürzer, der Saggra! Ei ja, wenn ich zu den Gamswurzen hinauf kunnt auf die Höh', die sind gut für die Brust, nachher wollt' ich der Weltkugel schon wieder ein paar Löcher schlagen, nachher!"

„Sei still, alter Dodel, und schrei nit so ungeschickt daher!" verweist die mit ihm eingetretene Weibsperson den polternden Alten, „siehst es denn nicht, daß sich das Bübel vor Dir schreckt!"

Denn das kleine Micherl beginnt sein Mäulchen bedenklich zu krümmen, aber nicht so sehr des possirlich daherwackelnden Alten wegen, als vielmehr aus Angst vor dem Ungeheuer, das die Weibsperson auf dem Kopf hat.

„Vor Deiner Kopfbutten badert (ängstigt) er sich," sagt ihr der Alte zurück, „und nicht vor mir. — Gelt!" Dieses Wort richtet er an das Knäblein, das auf dem Mutterschoße d'reinschaut, noch tapfer bestrebt, das drohende Schluchzen zu überwinden. „Gelt, wir zwei, wir werden uns bald verstehen!"

„Wie heißt es denn?" fragt die Dudel. „Ah so, Micherl heißt es. Das ist aber brav, daß es Micherl heißt. Schau, Dein heiliger Namenspatron, der heilige Michael, 's ist richtig wahr auch, der thut den höllischen Drachen verjeiken (verjagen)."

„Wohl, wohl, und auch die alten Weiber, wann er just bei Kurasch ist!" setzt der Wurzelstecher Fabian bei.

„Los' nit auf den alten Ameismarder da," sagt die Dudel zum Kleinen. „Bist ja so viel klug und fein! Und die feisten Handeln! 's is aus der Weis! Wirst halt müssen mit mir gehen, ich hab' auch gern so ein liebes Bübel, ich!"

Jetzt aber platzt das geängstigte Micherl los, und weinend birgt es sein Haupt an den linden, trauten Busen der Mutter.

„Da hast es!" knurrt der Fabian vorwurfsvoll gegen die Dudel. „Es thut Dir kein gut, so lang nit Eins schreit. Du bist die helle Kinderscheuchen, Du! Geh' mir weg mit Deiner Pfundnasen! Die kleinen Kindlein ärgern, das kann ich was nit leiden! — Sei gut, Micherl, sollst fein bei Deiner Mutter bleiben. Los' einmal!"

Er spitzt den Mund und ahmt das Zwitschern der Amsel nach. Das muntert den Kleinen auf, er stellt das Weinen ein; wohl mit einigem Mißtrauen, aber doch neugierig wendet er sein Gesichtchen dem Alten zu.

Dieser hat sich auf einen Stuhl niedergelassen, seinen Stock unter das bärtige Kinn gestemmt, macht er allerhand komische Geberden und drällert:

„Stieglitz, Staglitz,
's Zeiserl is krank,
Geh'n ma zum Bader,
Lass' man zur Ader,
Stieglitz, Staglitz,
's Zeiserl is krank."

Jetzt lächelt der kleine Schelm und der Alte sagt: „Guck! Guck! — Ein herziger Kerl bist!"

Der kleine Oheim will das Pfeifen des alten Wurzelstechers nachmachen, aber er muß lachen und dabei geht ihm der Schnabel auseinander — da ist das Pfeifen eine Kunst.

„Gelt, Bäuerin," schmeichelt der alte Wurzelstecher, „Du bist so gut und laßt mich ein wenig hocken da vor Deinem kleinen Himmelreich. Wenn ich halt einem Kindel kann ins Gesicht schauen, das sind meine Weihnachten und Ostern und alle heiligen Zeiten."

Wer jetzt das Lächeln der Mutter betrachten wollte! Wenn einst die Sterne vom Himmel fallen und die Sonne blind wird, und es ist so dunkel auf der Welt, daß der Mensch die Blümlein auf der Au nicht mehr sieht und das Mein und Dein nicht mehr unterscheiden kann — ein einziges solches Lächeln einer jungen Mutter, und es wird wieder licht. Ihr seht ja, wie auch hier in unserem Bilde das Mutterglück und Kindeslächeln auf allen Gesichtern wiederstrahlt; die Dudel lacht, der kleine Oheim lacht, die junge Base lacht — das wird auch einmal Eine, die! — Der alte Fabian schmunzelt.

„Und mein liebherzig Bürschel," sagt er zum Knäblein, „wenn ich Dir einen guten Rath darf geben: Laß Dir Zeit mit dem Großwerden, und verlang Dir dieweilen kein Brüderl oder Schwesterl. Bleib sitzen auf dem warmen weichen Sessel, wo Du jetzt sitzest, so sie Dich lassen. Glaube mir, man sitzt nirgends auf der Welt — gewißlich auch auf güldenem Königsthron nicht — so gut, wie auf dem Mutterschoß. Bleib sitzen, Micherl, so lang sie Dich lassen und führ' Dich sauber auf. Behüt' Dich Gott!"

Damit erhebt sich der Wurzelstecher mühselig und knurrt: „Alte Dudel, jetzt mach', wir rucken weiter."

## Das Spielzeug.

Dieser kleine Jockel-Bub ist noch über den Kindesmörder Herodes. Der Judenkönig hat blos Befehl gegeben, die unschuldigen Kinder zu tödten; der Jockel-Bub aber hat die Kleine eigenhändig bei den Füßen gepackt, hat ihr den Bauch aufgeschlitzt, hat sie johlend hin und hergeschleudert in der Stube. Dann kam auch noch der Sultan hinzu, dieser mit

den Zähnen und der Fockel-Bub mit den Händen haben gerungen um das unglückliche Wesen, daß die Sägespäne nur so herumstoben in der Kammer.

Dergestalt hat die nette Puppe der kleinen Regerl elendlich zugrunde gehen müssen.

Und jetzt, da Regerl die Puppe nicht mehr hat, will sie ein kleines Kind haben. Aber ein solches ist nicht im Hause — und kann in den nächsten Monaten auch noch unmöglich eintreffen, meint der Knecht.

So soll der Storch eines bringen!

Aber es ist auch kein Storch da.

So soll der Krammer-Lipp einen Storch bringen!

Der Krammer-Lipp kunnt alles bringen, gewißlich auch einen Storch, aber der Krammer-Lipp ist gestorben. Also ist der armen Regerl alle Anwartschaft auf ein kleines Kind dahin. Von diesem Schmerze hört der alte Oheim, der kommt und macht ihr einen Storch. Die Gelehrten würden dem Künstler zwar vorgeworfen haben, er hätte die Naturgeschichte gefälscht, denn er gab dem Storch nur ein einziges Bein, das als Handhabe dienen sollte, und der lange Schnabel war vermittelst eines Ziehfadens auf- und zuzuklappen. Uebrigens hatte sich der alte Oheim an die Darwin'sche Theorie gehalten, er ließ das Thier von einem unvollkommeneren Wesen abstammen — von einem alten Nußbaum auf der Wieselweid.

All das kam aber nicht in Betracht und der nußbaumene Storch war der kleinen Regerl ganz recht. Fortwährend zog sie am Schnürchen und ließ ihn klappern; darüber kam ihr Brüderlein herbei und auch sein kleiner Freund, der Fockel-Bub. Dem war die Unthat auch schon vergessen und so standen die Dreie beisammen und ergötzten sich an dem

Klappern des nußbaumenen Vogels. Wohl hebt der Fockel-Bub seine Hand, er will den Vogel klappern lassen, er könne das besser! Sie hört ihn nicht und hat ganz Recht. Der Bub' hätte doch wieder ein Schelmenstück im Sinn.

Seither sind viele Jahre vergangen. Die Regerl und der Fockel-Bub sind zwei jung verheiratete Leute geworden. Der hölzerne Storch ist längst vergessen, auf einmal aber ist der wirkliche da, von Fleisch und Blut — man hat ihn aber nicht gesehen — und der bringt Ersatz für die einst so grauenhaft hingemordete Puppe.

## Mußestunde.

„Geh, Lipple, nimm lieber ein Büchel in die Hand und thu' das Evangeli beten, oder den Katechismus, oder was Anderes. Ist gescheiter, wie das Umstromern draußen mit den Knechten; lernst nichts Gutes dabei — bei den Knechten."

Dergestalt wird der Knabe von seinem Vorgesetzten wohl aufgefordert an Sonntag-Nachmittagen, und weil er ein braves Bübel sein will, so sucht er sich ein Büchel, setzt sich auf die Bank und hebt an laut zu „beten". Das Hanerle hilft ihm auch dabei und da machen sie sich an die Geschichte der heiligen B—ü—ſ—Büſ, ſ—e—r—ſer, Büſſer, i—n—in, Büſſerin, M—a—g—Mag, d—a—da, Magda, l—e—le, Magdale, n—a—na, Magdalena. — Noch kümmerlich geht's, das „Beten", wir sind nämlich erst beim Buchstabiren. Was Wunder, wenn es dem Knaben bei der Andacht einfällt, wie das wäre, wenn er dem Hanerle, das so nahe bei ihm steht ein wenig auf die Zehen treten thäte!

„Auweh!" schreit diese, als er's thut. „Gieb her das Büchel, ich will einmal die heiligen fünf Gebote der Kirche oder die heiligen sieben Todsünden herausbeten."

Da lacht der Knabe auf: „Du Saggera, die sieben Todsünden sind ja gar nicht heilig!"

„Was denn?" wendet das Mädel ein. „Wann sie im Büchel stehen, werden sie wohl heilig sein."

„Probir's!" sagt der Knabe. „Wird Dich der Teufel gleich haben, der Saggera!"

„Geh' weg!" ruft das Hanerle und stößt den Knaben mit dem Ellbogen. „Die Mutter giebt mir alle Tag, wann ich aufsteh' und schlafen geh', einen Weihbrunn', da kriegt er mich nicht. Aber Dich kriegt er, wann Du alleweil Saggera sagst! Saggera sagen ist Sünd! Da kommt nachher der Schwarze mit der glühenden Zang' und reißt Dir die Zung' heraus! Ja, wirst es schon sehen!"

So ernsthaft ist das vorgebracht, daß der Knabe ein wenig unsicher dreinschaut.

„Wie weißt denn Du das?" fragt er hernach.

„Weil mir's die Mutter gesagt hat."

„Und wer hat's der Mutter gesagt?"

„Der hat's der Pfarrer gesagt, und dem hat's der Bischof gesagt, und dem Bischof hat's der Papst gesagt."

„Und wie weiß es denn der?"

„Du bist dumm!" versetzt das Mädel mit Entrüstung, „der wird's doch wissen — wenn er der Papst ist!"

„Aber der Pfarrer," wendet das Lipple nun, „der sagt ja selber: Saggrament, und gar in der Kirchen drinnen!"

„Ja, das ist was Anderes! Der Pfarrer, der thut es beten! Aber Du thust es fluchen, mein Lieber!"

Der Knabe zuckt die Achseln.

„Ja, kommst in die Höll!" sagt das Mädel mit grauenhaft ernster Miene.

„Saggera 'nein, in die Höll kommen mag ich nicht!" meint er. Darauf blättern sie und suchen ein anderes Capitel.

Wollt Ihr ihnen noch weiter zuhören, den zwei Kindern bei ihrem Gespräche in der Mußestunde? Sie erläutern die tiefsten Geheimnisse, sie verspotten unbewußt Himmel und Hölle, Gott und Menschen und das Mädchen weiß alles.

„Wissen thust Du mehr und können thu' ich mehr," sagt plötzlich der Knabe, steckt seinen Daumen zwischen die gekrümmten Zeige- und Mittelfinger und streckt diese Figur dem Mädel vor.

„Das kann ich auch!" sagt das Hanerle, macht dieselbe Sache mit beiden Händen und hält sie dem Knaben unter die Nase.

So geht's in der Welt, stellt zwei Kinder zusammen und Ihr habt ein lebendiges Gleichniß von der ganzen Menschheit. Eine große Wichtigthuerei und ein Ziel mit Hohn und Nichtigkeit.

## Sonntagsruhe.

's ist schier so wie bei jener armen Familie.

„Mich hungert, Vater!" klagt der Knabe.

„Laß gut sein, Junge," tröstet der Vater, „gedulde Dich, am nächsten Sonntag schnitz' ich Dir ein Pfeifel!"

Schier so, sage ich, beim Holler-Seindl, nur daß zum Glück hier der Hunger nicht dabei ist. Die ganze Woche hat er seinen Buben versprochen, der Seindl, er schnitze ihnen am Sonntag eine Armbrust, wenn sie brav sind — und dann will er Sonntagsruh' haben, der Narr.

Schon am Freitag und am Sonnabend, als der Kleinste aufwacht, ist allemal die erste Frage: „Mutter, ist heut' Sonntag?"

Und als er am Sonntag wieder fragt, richtig, da ist Sonntag.

„Vater, die Armbrust!"

„Die Armbrust, Vater!"

„Gebt Ruh', ihr Rangen!" sagt er ärgerlich.

Ja wohl, das Gesetz giebt Sonntagsruh', aber nicht die Rangen geben sie. Der Teufel kann auf die ihm verschriebene arme Seele nicht unerbittlicher bestehen, als die Kinder auf ein Versprechen. Wer da wüßte, was ein nicht erfülltes Versprechen im Kindesherzen für eine Revolution macht, Mancher würde es in dieser Sache nicht so leicht nehmen. Nichts steht so felsenfest im Menschengemüthe, als der Glaube des Kindes an seine Eltern. Wie ein Erdbeben zittert die erste Täuschung durch die junge Natur, ein leichter Sprung geht durch den Felsen, Zuversicht genannt, der erste Anstoß zum Zwiespalt, der später Mißtrauen, Haß und Verzweiflung birgt.

Den Kleinen ist es undenkbar, daß ein Ja nicht Ja bedeuten sollte. Die kühnste, gigantischeste aller Entdeckungen der Menschheit ist die, daß man etwas andres sagen kann, als man es weiß; man schreibt darum die Entdeckung der Lüge nicht dem Menschen zu, sondern dem Teufel. Aber das Kind, so wie es von der Natur aus nicht trompetenblasen, nicht telegraphiren, nicht kartenspielen kann, so kann es auch nicht lügen. Das muß alles gelernt werden und darum geht nichts über eine feine Erziehung.

Der Holler-Seindl denkt nicht darüber nach, ob es recht oder gefehlt sei, wenn er seinen Knaben das gegebene Wort nicht hält, er denkt sich nur: Die kleinen Saggra geben mir den ganzen Tag keinen Fried', wenn ich ihnen's nicht thu' — und schnitzt die Armbrust.

„Aber früher rosenkranzbeten, Buben!" befiehlt er strenge. „Wer in keine Kirchen kommt! Es ist Sonntag."

Ach Gott, nicht einen schimmeligen Pfennig ist er werth, der Rosenkranz, der jetzt gebetet wird; unser Herrgott nimmt ihn rein wegen ein andersmal um einen Groschen. Der ganze „Glauben-Gott-Vater" ist inwendig voller Armbrüste, jedes Vaterunser und Ave-Maria voller Armbrüste. Was wird für ein Holz gut sein dazu? sinnt der Vater, wird's ein eschenes thun? Der Bogen wird vom Wachholdernen sollen sein, woher nehme ich ein Wachholdernes? Eine starke Hanfschnur ist leicht geschafft, aber das Wachholderne! Nachher erst die Pfeile .... Die Knaben denken schon an allerlei Gevögel, das sie aus der Luft schießen wollen; und wenn man die Katz' trifft, meint der größere Junge bei sich, so macht's auch nichts. Keiner hat in diesem seligen Ausmalen der nahen Zukunft eine Ahnung davon, welch tückische Mächte dahinterstecken. Keiner weiß, daß, wenn die Armbrust fertig sein wird, jeder der Drei damit fortwährend schießen wird wollen, daß ein arges Balgen entstehen und dieser wonnige Sonntag mit geschwollenen Nasen enden wird.

Unter goldenen Träumen ist der Rosenkranz endlich aus. Kaum vom Kreuz das Amen -- „Also Vater, die Armbrust!"

Beim Beten ist dem Seindl eingefallen, daß an Sonn- und Feiertagen das „Schnegern" (Schnitzen) besonders streng verboten ist. Alle Arbeit, wozu man Werkzeug braucht, ist scharf untersagt, und schon gar Schneidewerkzeuge. Aber um die Revolution zu vermeiden, muß heute des Herrn Gebot übertreten werden. Er hebt also an, das Zeug zusammenzutragen, setzt sich auf die schöne Truhe und beginnt das Werk.

Trotzdem der Bogen noch lange nicht gespannt, ist die Spannung eine gewaltige bei den jungen Zuschauern.

Und wenn die Armbrust nun fertig ist, welchem der jungen Menschen soll man sie zuerst in die Hand geben? Der Eine wird damit schießen nach unschuldigen Thieren, der Andere nach seinen persönlichen Widersachern, der Dritte nach den Feinden des Rechtes.

Holler-Seindl, auf ein Wort: Dem Dritten gieb die Armbrust und Deine Sonntagsentheiligung soll gesegnet sein!

## Barmherzige Seelen.

Das war ein Pfingstsonntag!

Wenn Jammer ist und es scheint die Sonne drein! Traurigeres weiß ich nicht zu denken.

Die Großen waren Alle fortgegangen in die Kirche. Die Kleinen waren eingeschlossen im Waldhaus, schlichen auf den Zehenspitzen umher und fürchteten sich vor Räubern und Mördern. Zu den Fenstern blaute der Wald herein und in den kleinen Köpfen spukte das Märchen von der schönen Müllerstochter und den vierzig Räubern. Es vergingen Stunden, ohne daß etwas Unerhörtes geschah, endlich aber kam etwas. Es kam der Hunger. Agathl, die ältere Schwester, wollte eben die Vormittagsjause kochen, da war draußen im Vorhause plötzlich ein Gepolter. Die Kinder verkrochen sich in einen Winkel. Die Agathl betete.

Im Vorhause war ein feines Winseln und Kreischen. Da sprang der Hansel, ein kecker Junge, auf, erfaßte das spitze Brotmesser und wollte in die Vorstuben. Die Schwester hielt ihn zurück. „Nur nicht mit dem Messer hinaus, um Gotteswillen! Eine solch gewaltsame Wehr kostet Allen das Leben."

Der Hansel knirschte: „Wenn's ein Räuber ist, so steche ich ihn ab!" und sprang hinaus.

Im finsteren Vorhaus ing's freilich grauenhaft zu. Ein paar Spatzen schossen kreischend hin und her und auf der Erde lag ein zerrissenes Vogelnest. Die Katze war eben dran, mit Vorderpfoten und Schnauze ein Junges aus dem Halmgewebe zu zerren. Der Hansel versetzte ihr mit dem Messerstiel einen Schlag.

Jetzt waren sie Alle da, die Kleinen von der Stube. Sie koseten und herzten das hilflose Thierchen, das seinem Verderber entrissen worden war. Ein Vogel ohne Federn, was giebt es Armseligeres auf der Welt? Den Schnabel that es auf.

Agathl brachte eine Handvoll Brosamen, der Hansel nahm das Spätzlein ganz geschickt in die Hand und begann es zu atzen. Der Kleinste, der Jakobel, stand schon mit dem alten Vogelbauer daneben, der jahrelang in der Hinterkammer gewesen war, wie eine Vorahnung an diesen großen Tag. Nun thaten sie den Vogel in das Haus. Der Jakobel hüpfte vor lauter Jubel, als hätte er Fangballen unter den Füßen aber der Hansel war besonnen und sagte zum Brüderchen: „Dummer Bub'! Glaubst, er bleibt lebig? Sollen einmal Dich von Vater und Mutter weg und in die Vogelsteigen sperren, wenn Du nicht essen und trinken kannst! Hin wirst. Das Junge gehört zu den Alten."

Aber das Nest war von der Katze zerstört ganz und gar. So lief der Kleine mit dem Vogelbauer davon und kam mit einem Kopfkissen zurück. In das drückten sie eine Grube, legten das arme Wesen hinein und es pipste vor Dankbarkeit. Die Kinder zogen sich hierauf zurück, damit die alten Spatzen Muth kriegen sollten, ihr Junges zu besuchen. Die Alten flatterten noch immer angstvoll draußen um den Dachgiebel; herein zu ihrem Kindbettlein aber kamen sie nicht.

Der Hansel strich, das Messer in der Hand, durch Haus und Stall. Er suchte die Katze. Nicht lange hernach berichtete die Agathl: „Jetzt ist der Vogel schon hin.“

Der kleine Jakobel beweinte den Todesfall, dann legte er den Todten in das Vogelbauer auf die Bahre. Mit Maßliebchen und anderen Blumen deckte er ihn zu und forderte seine Geschwister auf, daß sie mit ihm an der Bahre beten sollten, wie damals, als die Großmutter gestorben war. Allein Agathl belehrte den Kleinen, der todte Vogel könne kein Gebet brauchen, denn Vögel hätten keine Seele. Darüber war der Jakobel von Neuem betrübt. „Armes Ding,“ sagte er, „hast dich unschuldigerweis' von der Katz todtbeißen lassen müssen und kommst doch nicht in den Himmel.“

„Was noch schlimmer ist,“ versetzte der Hansel, der unverrichteterweise von der Katzenjagd zurückgekehrt war, „was noch schlimmer ist, die Katz' hat auch keine Seele und kann, wenn sie hin ist, gar nicht einmal in die Höll' kommen.“

Alsdann sind sie darangegangen, das Vöglein zu begraben. Draußen unter den Fichten haben sie mit einer Gartenkraue das Grab gemacht. Als sie das Thierchen hineinlegten, flatterten zwischen den Fichten zwei Spatzen und kreischten laut.

„Schaut's, Buben,“ sagte die Agathl, „das sind vom todten Vögerl der Vater und die Mutter.“

## Vesperbrot.

Da sind ihrer vier Kleine beisammen. Und wißt Ihr, wer unter ihnen einstweilen das Größte vollbringt? Das Kleinste.

Das kleinste Büblein, das im Hemdchen dasteht, den Apfel in der Hand hat und nicht hineinbeißen darf. Das Schälen ist leicht wenn sie wissen, am Abend zum Vesperbrot

kommen die geschmälzten Apfelspalten auf den Tisch; aber das Jetztnichthineinbeißendürfen ist hart, wenn man vor dem Vesperbrot schlafen gehen muß.

Die älteste Schwester, das ist so Eine! Die spielt sich auf die Mutter hinaus und warnt und brummt und droht und zankt in Einem fort. — „Laß ihn stehen, den Apfel! Mußt denn allweg naschen? Daß Du nachher wieder Bauchschneiden kriegst! Hast just ehvor Deine Milch gehabt und schon wieder raunzen! Den ganzen Tag raunzen! Auf die Finger klopf' ich Dir, auf die ungewaschenen, wenn Du den Apfel nicht wegthust!"

So treibt sie's, die älteste Schwester, denn sie weiß recht wohl, das giebt ihr Ansehen; die erwachsenen Leute zanken, und sie möchte auch schon gern erwachsen sein. Aber dem Knäblein will sich der Mund krümmen vor Schmerz und Bitterniß, daß es so machtlos und rechtlos dasteht, aus dem einzigen Grunde, weil es das Kleinste ist.

Der größere Bruder — der mit den schönen Federn auf dem Hut — sucht es zu trösten, denn er selber hat sich bereits satt gegessen, er und der Dritte, so jetzt miteinander die Genügsamen spielen.

„Geh," sagt er munter, „schmeiß' ihn zurück in den Korb Ist eh wie ein Holzapfel so sauer. Ein Wurm ist auch drinnen, der thäte Dir im Leib ein Loch beißen, nachher thäte das Blut herausrinnen!"

Der Kleine schleudert den Apfel in den Korb. „Das Blut herausrinnen", davor hat er am meisten Angst. Die Begierde wäre somit bezähmt, und zum Lohn dafür kriegt er doch noch ein paar geschmälzte Spalten vor dem Schlafengehen.

Bei dieser ganzen Sache wäre nur das Eine zu wünschen, nämlich, daß auch der Vater Adam eine ältere Schwester

gehabt hätte, die ihn vom Apfelbiß abgehalten. Und wäre weiters nach zu wünschen, daß die kluge ältere Schwesters des Knaben — die allem Anscheine nach eine sehr hübsche Jungfrau werden wird — auch anderen Knaben, etwan größeren als diesem, mit Nachdruck und Glück einschärfen möge, nicht allzu genäschig zu sein; denn wie das Brüderlein sagt, in manchem Apfel steckt ein Wurm, der unser Inneres leich arg könnte zernagen.

Alles was Kinder thun, ist wichtig, selbst das Apfelschälen, denn alles deutet auf künftiges Leben und wird zum Symbol. Es ist daher kein Wunder, daß große Künstler sich so gern mit Gegenständen aus dem Leben der Kinder befassen. Kunst und Poesie wiegten sich am liebsten in Gleichnissen, und das Kind ist ein Gleichniß. Im Kinde stellt sich uns idyllisch vor das Schaffen, Kämpfen und Streiten, das Leiden, Glückseligsein, das Erwarten und Getäuschtwerden der Menschheit. Daß wir über die Ereignisse und Conflicte der Kindeswelt lachen können, ist ein Beweis, daß auch wir Erwachsene Kinder sind, aber nur in anderer Art. Wir können lachen, wenn das Kind eines zerbrochenen Spielzeuges wegen bittere Thränen vergießt, das ist Ueberlegenheit. Das Kind kann jubeln, wenn es die Flammen sieht auflodern über dem Dach unseres Hauses. Das ist auch Ueberlegenheit.

Schälet immerhin Aepfel, ihr lieben Kleinen; Ihr werdet noch Manches entschälen, dessen Kern nicht so süß sein wird als hier der Apfel oder die Birne. Aber gebet doch auch Eurem kleinsten Bruder etwas davon, der trotz Allem noch einmal in den Korb gelangt hat um den Apfel. Ei bigott jetzt hat er gar nicht mehr gewartet auf das Erlauben oder Verbieten, hat keck hineingebissen und ein sehr saures Gesichtlein geschnitten — seht Ihr, jetzt ist er zufrieden.

## Die Geschwister.

Da weiß ich nichts Schöneres auf der Welt, als junge Geschwister, die in Liebe und Eintracht zusammenhalten. Wenn ich der himmlische Vater gewesen wäre, das hätte ich meinem Sohn nicht angethan, daß ich ihn so allein, ohne Bruder und Schwester, unter die Leute auf Erden hingesetzt hätte. Freilich wußte sich der kleine Christ einen recht braven Gespielen zu finden — den jungen Johannes mit dem Lämmlein und mit dem Kreuze. — Was sie nur mit diesem Ding da wollen! mag sich die liebe Mutter Gottes gedacht haben, wenn die beiden Knaben um sie herum spielten und der Johannes immer und immer wieder das Kreuzlein band. Freilich hat sie die Vorbedeutung nicht verstehen können. Aber ich glaube, wenn der kleine Christ Geschwister gehabt hätte, es wäre so weit nicht mit ihm gekommen. Er wäre seiner Mutter als zwölfjähriges Büblein nicht davongelaufen, weil er die Gespielen zu Hause gehabt hätte; er wäre später nicht in die Wüste gegangen, weil seine Schwester gesagt hätte: „Aber Bruder Jesu, so allein lasse ich Dich nicht fort, ich gehe mit Dir und will schauen, daß Du Deine Wäsche und ein warmes Essen hast;" er wäre nicht gefangen und gekreuzigt worden, weil ihn seine wackeren Brüder handfest in Schutz genommen hätten. Er hätte der Welt ein hehres Beispiel von Geschwisterliebe gegeben, die leider aussterben will.

Die Selbstsucht und der Eigennutz, die sich später nach aller Welt kehren: in der Kindheit enger Welt richten sie ihre Spitzen nur gegen die Geschwister. Die Klugheit, Schlauheit, Tücke und Gewaltthat, an den Geschwistern werden diese Mächte ausgeübt, sowie auch die Tugenden der Menschen zuerst im Verkehre mit den kleinen Geschwistern und Gespielen sich zeigen und stärken.

Des Künstlers Bild zeigt uns ein halbwüchsiges Mädchen mit seinen zwei kleinen Brüdern. Es ist Sonntag, Vater und Mutter sind in der Kirche, wenn nicht gar auf dem Kirchhof. Der Schwester Schoß ist ein ganz bequemer Tisch, darauf der Bilderbogen gelegt wird. Und steht auf dem Blatt was zu lesen, so ist der Schwester Kopf ein ganz bequemer Ausleger. Alsbald entspinnt sich aus dem Bilde eine Geschichte, die ganz gut anhebt, allmählich sich aber auf den schlimmen Peter hinüberspielt — schließlich hängt die Schwester ein ganz kleines Schwänzlein „gute Lehre" dran. Die fährt den Knaben alsbald in die Füße und sie laufen davon.

Aber sie kommen wieder, und gewöhnlich mit lauter unbefolgten Lehren. Sie bringen zerklexte Ellbogen mit, oder zerrissene Hosen, oder zerraufte Haare, oder blutige Nasen. Und nun erst offenbart sich die Schwester als Freundin in der Noth. Mit Wasser, Bürste, Zwirn und Nadel schlichtet sie — und sonst braucht Niemand was davon zu wissen. Jegliche Spannung ist behoben, die Drei halten wieder zusammen.

Da kommt eines Tages ein fremder Mann, es ist ein Heimlichthun, Flüstern und Berathen, rothgeweinte Augen giebt's und die Kinder dürfen umlaufen, wo sie wollen. Nachher kommen wunderliche Tage.

Es ist ein Tanzen und Springen und Aufputzen und Fressen, eine unerhört lustige Zeit. Aber plötzlich ist sie wieder vorbei, und die Schwester? Mitsammt ihrem Gewand-kasten ist sie fort. Sie werde bald wiederkommen, hatte sie den Brüderchen gesagt. Noch hat sie nicht Wort gehalten.

## Lisi.

Fragen wir uns einmal aufs Gewissen, mein Freund, haben wir noch niemals in unserem Leben einen gottverlassenen Tag gehabt? Er mag gewesen sein nach einer übereilten That, nach dem Siege einer niederen Leidenschaft, nach dem Hinfalle einer Hoffnung, nach einer durchschwelgten Nacht, es mag gewesen sein der Tag nach einer Sünde. Leiblicher Katzenjammer ist eine Labniß, ist geradezu ein Sinnengenuß im Vergleiche zum seelischen. Dieser verschleiert die Sinne, das Auge empfindet das Sonnenlicht nicht mehr, das Ohr nicht mehr der Waldvöglein Jubelsang, das duftende Blümlein klopft nimmer an unser Herz. Ein Theil unseres Wesens ist wie gestorben, und der andere Theil schleppt den Leichnam mit sich über blühende Wiesen, über reifende Felder, rast hinein in den dichten Wald und will abstreifen — abschütteln, und kann des Dämons nicht los werden.

In solchem Zustande hat Mancher schon aufgestarrt ins Geäste eines Baumes, oder ins Dickicht von Tannlingen und Haselbüschen, eine Stätte suchend zur ewigen Rast.

Ich habe einen Bekannten, der machte es so. Von der Welt betrogen, von philosophischen Schemen geäfft, war er endlich kopfschen, betäubte sich durch Trinken, verspielte seine Habe in einer einzigen Nacht. Am nächsten Morgen ging er in den Wald, um sich zu tödten. Und als er ins finsterste Dickicht spähte, da lugte ihm aus demselben das rosige Gesichtlein eines kleinen herzigen Mädchens entgegen. Schalkhaft lächelte es ihm zu zwischen dem grünen Blattwerk und verbarg sich dann kichernd im Strauch.

Dieser eine Kindesblick hatte ihn gerettet. Es war das Töchterlein armer Leute und in den Wald gegangen, um Beeren und Schwämme zu suchen. Die weißen Zähnlein

lachten zwischen den Lippen hervor, die vollen Wänglein lachten, die schwarzen schelmischen Augen lachten, das ganze kleine Wesen lachte und es war, als erfülle seine selige Heiterkeit den ganzen Wald. Da begann auch dem lebenssatten Mann das Herz zu lachen. Sie reichte ihm im hohlen Händchen Erdbeeren hin, er nahm sie, fragte nach ihrem Namen und hub an mit ihr bekannt zu werden.

Lisi heißt sie, zehn Jahre ist sie alt. Es waren schon Tage, wo sie nichts zu essen gehabt hatte mit ihrer Mutter; anstatt zu essen, hat sie Eins gelacht.

Vor ihrem Häuschen haben sie ein ganz kleines Gartenbeet, da wächst Salat und ein Nelkenstrauß und ein Rosmarinstamm. Aber der Rosmarinstamm muß jeden Abend mit dem Topf zugedeckt werden, sonst erfriert er. Auch lehnen sie in der Nacht Bretter über den Garten an die Hauswand, sonst thäte das Reh den Salat fressen. Einmal hat sie, die Lisi, ein Krautblatt zum Fenster hinausgehalten und das Reh hat ihr's aus der Hand genommen. In der Nacht vor dem Frauentag geht die Muttergottes durch den Wald und streut Erdbeer- und Heidelbeersamen; da ist auch einmal ein Erdbeersträußlein auf dem Dach der Hütte gewachsen — hat's aber der Vogel gefressen.

So erzählt das Kind seine Abenteuer und Lebensschicksale dem Fremden. Der hat sich vorgenommen, er wolle leben und warten, wie dieses waldfrische Herzlein sich entwickeln werde. Er wartet bis heute, ich vermuthe aber, daß er nicht mehr lange warten wird, denn die Lisi ist nun neunzehn Jahre alt und er sechsunddreißig.

Sie ist munter geblieben, er ist munter geworden. Und daß ein Maler das Lieschen gemalt hat, war sehr klug, wir Anderen wollen auch was haben davon.

## Tiroler Knabe.

Was Du so ernsthaft und treuherzig in die Welt hineinlugst — in diese schöne, in diese gefährliche Welt! Ein gewagtes Spiel beginnst Du auf der Erde, aber jetzt weißt Du noch nichts davon, und sollst auch nichts wissen. Wie heißest Du denn, Kleiner?

„Hans."

Ein schöner Name. Was willst Du denn werden, Hans, wenn Du einmal groß bist?"

„Fuhrmann."

Fuhrmann willst Du werden. Ist kein übles Fürnehmen. Als Fuhrmann bringt man's am ehesten vorwärts.

„Ich will auch die Clara-Muhme aufsitzen lassen!"

Das wird ihr wohl thun, mein Junge. Wenn sie bishin nicht schon aufgesessen sein wird. Sie ist lange genug zu Fuß gegangen, freilich nur vom Hof auf das Feld und wieder zurück, vom Haus in die Kirche und wieder zurück, aber wenn man ihre Schritte und Tritte zusammenthäte, sie könnte damit dreimal um die Weltkugel gegangen sein. — Da hast einen Apfel, Hans, beiß an.

Während wir da mit dem herzigen Knaben gesprochen haben, sprechen Andere über ihn. Sein Vater, der Archseiter, und der Herr Pfarrer.

„Ja ja, lieber Archseiter," meint der Herr Pfarrer, „auch der Schulmeister lobt ihn. Na na, das merkt man schon in der ersten Classe, ob Einer ein helles Köpfel hat. Der Hans muß auf geistlich studiren."

Ein helles Köpfel haben und auf geistlich studiren, das sagt ein Tiroler Pfarrer nur so in einem Athem.

„Wenn's der hochwürdige Herr im Ernst meint," antwortet jetzt der Bauer, „daß mein Hans in die Studie soll gehen. Kosten thut's freilich viel."

„Ein Geistlicher ist sein Geld werth," sagt der Pfarrer.

„Dasselb' ist wahr," gibt der Bauer zu, „ein Geistlicher ist sein Geld werth."

Das junge Dienstdirndl, die kleine Enkelin der Clara-Muhme, hört's, was da gesprochen wird. „Juch, juch!" ruft sie, „der Hans wird ein Geistlicher, da kann ich nachher zu ihm beichten gehen!"

„Fürwitziges Ding!" verweist dem Mädchen die alte Clara. „Zu ihm beichten gehen! Du weißt noch nichts. Gar nichts weißt, lautmauliger Gründnigl! Hineinhetzen in die Kutten! Und kein Mensch fragt darnach, wie's ihm drinnen geht. Troll Dich weg, Ziefer!"

Einen schier derben Stoß giebt sie der Kleinen. Aber das harte Wort und der Stoß ist nicht dem Mädchen vermeint, sondern wem Anderen. Und wie der Pfarrer davon ist, geht sie zum Archseiter, ihrem Bruder, und sagt: „Jetzt habt's halt wieder einmal brav Gott gelästert, allzwei! — Geh' her da, Bruder, schau an Dein Bübel. Thut Dir nicht das Herz weh, wenn Du denkst, der kriegt den schwarzen Todtenmantel über sein warmes Fleisch und Blut, bis er vierundzwanzig Jahr alt ist! Den Todtenmantel sage ich. Ist's anders?"

„Ich versteh's nit, Schwester, was Du sagst."

„Kannst es auch nit verstehen. Du hast Dir von Deiner Jugend bis heut' nichts abgehen lassen und bist desweg auch niemalen auf den Gedanken gekommen, wie es wär', wenn's anders wär'?"

„Hast was gegen den geistlichen Stand?“

„Nichts habe ich dagegen. Ist ein hoher Stand, aber vor dem fünfzigsten Jahre soll Keiner eintreten in die heilige Weih’, das ist meine Meinung.“

„Du bist halt so viel g’scheit, Du,“ sagt der Bauer spottend, „ist schad, daß Du nit Bischof worden bist, oder gar Papst.“

„Das ist auch schad!“ ruft die Alte. „Ein Gebot wollt’ ich ändern Eins wollt’ ich ändern!“

„Da möchte Dich die Priesterschaft gleich davonjagen.“

„Glaubst?“ sagt die alte Clara-Muhme, „glaubst?“ sagt sie und lächelt mitleidig. Weiter sagt sie nichts mehr.

Der Archseiter kommt aber jetzt ins Nachdenken.

Das Knäblein läuft einem jungen Vogel nach, der aus dem Neste verschreckt worden ist und noch nicht recht fliegen kann. Das Thierlein flattert in den blühenden Hagebuttenstrauch, das hat ihm sein Schutzengel eingegeben, wenn Vögel einen haben; der Strauch hat Dornen, da kann der kleine — für den Vogel eigentlich ungeheuer große — Verfolger nicht nach. Und der Hans sagt jetzt: „Ich habe dir ja nichts thun wollen, Vögelein, ich habe dich nur lieb haben wollen.“

Den Bauer ergötzt das Spiel. Dabei denkt er: Werden es halt noch sehen, was wird. Ob der Herr Pfarrer Recht hat, oder die alte Clara. Copuliren und Kinder taufen — eine schöne Sach’. Und — eine schlimme Sach’, wenn man’s nimmt. Nu, wir wollen ja sehen.

Und wir — wir für uns sollen gar nicht fragen, wenn wir ein liebes Kind betrachten: was wird aus ihm werden? Das bekümmert. Ein Kind muß man halten, wie eine Blume — nicht an gestern denken, nicht an morgen. Ach wäre es schon groß! sagen die Eltern heute. Ach wäre es noch klein!

seufzen sie nach zehn und zwanzig Jahren. Kleine Kinder, kleines Kreuz, große Kinder, großes Kreuz. — Kleine Kinder steigen Einem auf die Zehen, große aufs Herz. — Ein heiteres Kind, eine zitternde Freude! — Und wie die Sprüche alle gehen. Ich weiß einen, der gefällt mir am besten: Sei Kind mit dem Kinde! Hebe es nicht an Dein Haupt, es hat dort nichts zu thun, als — Dich bei der Nase zu nehmen! knie zu ihm nieder, daß es sein Stirnlein an Dein Herz kann legen. Vor Gott muß man niederknien, weil er so groß ist; vor dem Kinde, weil es so klein ist. Die Liebe zu Gott macht heilig, die Liebe zum Weibe macht glücklich, die Liebe zum Kinde macht selig. Ich habe einen Mann gekannt, der hatte sein Weib verlassen und er hatte Gott verlassen. Jeder seiner Blicke war ein Spieß, den er den Mitmenschen zuschleuderte, jedes seiner Worte war ein Stein, den er Anderen ans Herz warf, und vor dem Kinde habe ich ihn weinen gesehen. Ein anderer Mann war, der hatte in seinem zwanzigsten Jahre das erste Kind, er arbeitete für dasselbe und darbte für dasselbe. In seinem sechzigsten Jahre hatte er das zwanzigste Kind; er hatte für jedes gearbeitet und für jedes gedarbt. Und er war frisch und munter und sah noch jugendlich aus. Die Mühsal konnte ihn nicht so tief beugen, als ihn die Freude an den Kindern gehoben hatte.

Und da soll man in unserem kleinen Hans schon einen geweihten Herrn sehen? Einen Herrn, der die beseligendste, die göttlichste Freude dieser Welt nicht soll haben dürfen? Geht mir weg, ich halte es mit der Clara-Muhme und — mit dem Hans. Ein Fuhrmann, das ist gescheiter, daß wir voran kommen. Wir fahren ja auch mit. Aber nicht zu viele Dirnlein aufsitzen lassen! —